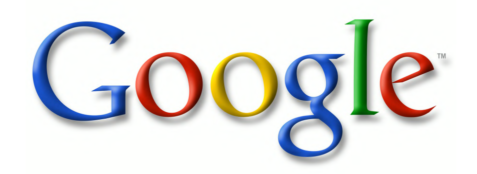
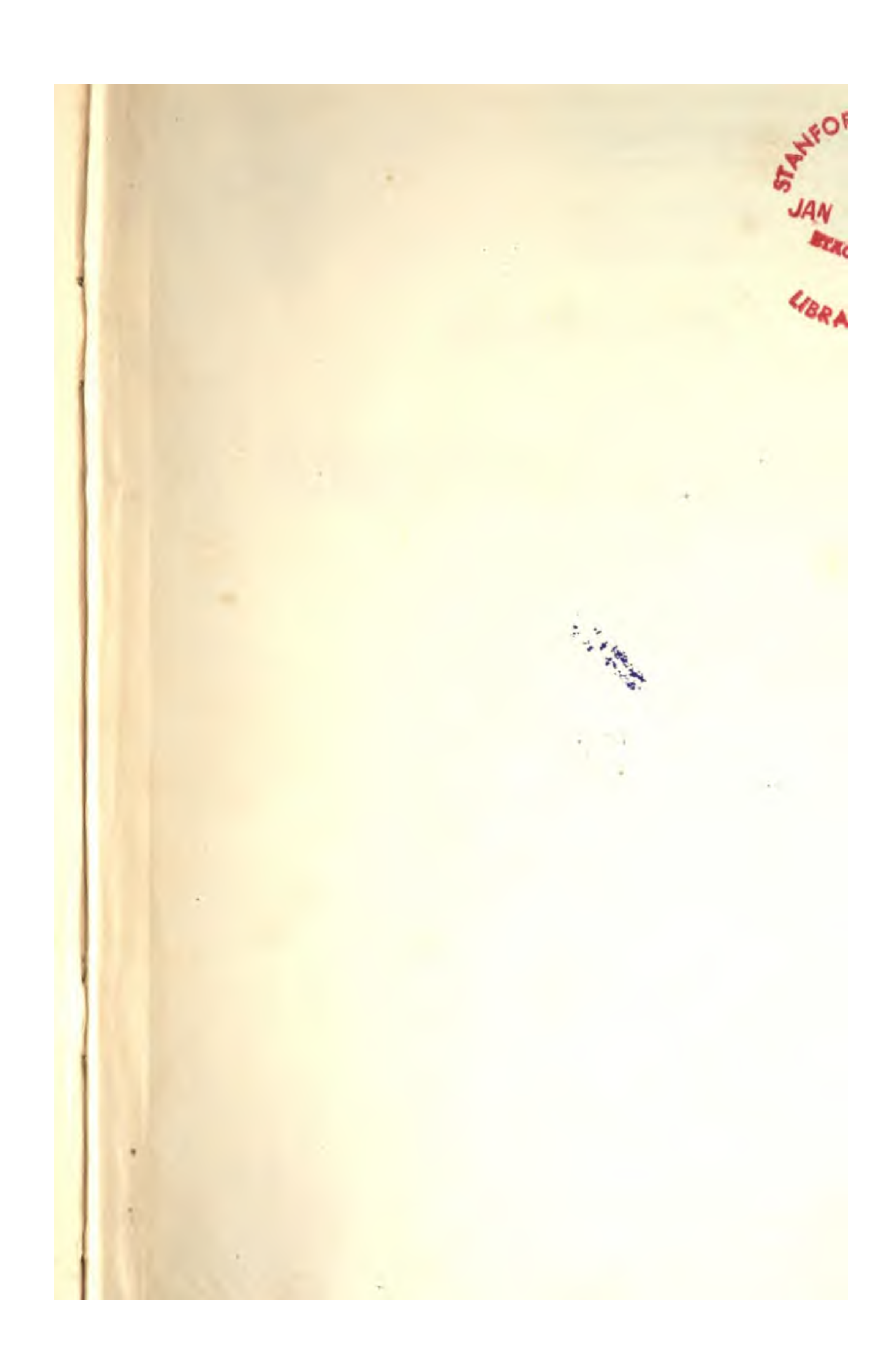










# Vierteljahrshefte für Truppenführung und Heereskunde

Herausgegeben vom Großen Generalstabe



V. Jahrgang • 1908 • Erstes Heft

Mit 7 Abbildungen und 2 Skizzen im Text sowie 4 Skizzen und 8 statistischen Übersichten als Anlagen

Berlin
Ernst Siegfried Mittler und Sohn
Königliche Hofbuchhandlung
Kochstraße 68—71

# Inhalt.





Die Zeitschrift bringt Aufsätze taktischen und kriegsgeschichtlichen Inhalts sowie Nachrichten über interessante Truppenübungen und Mitteilungen über fremde Armeen. Bei letzteren wird vor allem Gewicht gelegt auf die Wiedergabe des für die Organisation, Ausbildung und Führung Wesentlichen und Lehrreichen, und zwar nicht in der Form bloßer Zusammenstellungen, sondern abgeschlossener Aufsätze. Der Generalstab hat sich hierbei von der Absicht leiten lassen, das ihm zufließende reichhaltige Material einem größeren Leserkreise innerhalb der Armee zugänglich zu machen.

Die Aufsätze sind bemüht, den Leser fortlaufend über alle innerhalb der fremden Armeen beobachteten Bestrebungen und Erscheinungen auf militärischem Gebiet zu unterrichten sowie auch zur Klärung wichtiger operativer und taktischer Fragen im allgemeinen beizutragen. Die Abhandlungen kriegsgeschichtlichen Inhalts sollen die Erfahrungen der neueren Kriegsgeschichte für die Truppenführung nutzbar machen.

Die Schriftleitung der Zeitschrift liegt in Händen der Kriegsgeschichtlichen Abteilung I. — Die Hefte erscheinen im ersten Monat eines jeden Vierteljahres. Der Umfang des ganzen Jahrganges beträgt 50 Druckbogen einschließlich der Textskizzen und Kartenbeilagen.





# Zur Taktik der Feldartillerie in Frankreich, Amerika und England.

Die deutsche Feldartillerie ist nunmehr der französischen in der Annahme eines mit Schilden versehenen Rohrrücklaufgeschützes nachgefolgt und hat jetzt auch ein Exerzier-Reglement und eine Schießvorschrift, die dem neuen Material Rechnung tragen. Es ist natürlich, daß es noch einer gewissen Zeit bedarf, bis der Truppe die neuen Bestimmungen vollständig in Fleisch und Blut übergegangen sind. Aber ob nun gerade eine Zeitspanne von „5 Jahren" dazu gehört, ist wohl zweifelhaft, und doch wird an vielen Stellen in der französischen Presse immer behauptet, daß die französische Artillerie noch für fünf Jahre einen Vorsprung vor der deutschen voraus hätte, weil sie inzwischen bereits gelernt hätte, ihr Geschütz seiner Eigenart entsprechend zu verwenden. Sieht man einmal ganz von den beiderseitigen Schießleistungen ab, da über diese zu wenig veröffentlicht wird, um sich ein Urteil über eine fremde Armee bilden zu können, und beschränkt man sich allein auf einen Vergleich des taktischen Verhaltens, so muß nach Ansicht vieler Beurteiler allerdings zugegeben werden, daß die deutsche Feldartillerie zunächst noch manches Lehrreiche und Interessante in bezug auf die Verwendung ihrer Waffe bei den Franzosen findet.

Allgemein wird die sehr geschickte Benutzung des Geländes bei Auswahl der Feuerstellungen und der Anmarschwege dorthin hervorgehoben, was dadurch erleichtert wird, daß man die großen Artillerieverbände in kleine Teile zerlegt, die nun selbständig, aber auch selbstverantwortlich sich den Geländeformen anpassen. Bei solcher Teilung in kleine und kleinste Artilleriegruppen ist es auch dann schwer, etwas von der Artillerie zu entdecken, wenn sie gar nicht in ganz verdeckter Stellung aufgefahren ist. Und das kommt auch heute noch vor. Man glaubt vielfach mit dem Begriff „französische Artillerietaktik" den der „ganz verdeckten Stellung" untrennbar verbinden

zu müssen. Gewiß hat die französische Feldartillerie in den letzten Jahren die verdeckten Feuerstellungen bevorzugt. Ein österreichisches Urteil über die Tätigkeit der Artillerie in den großen Manövern 1906 hebt ausdrücklich hervor, daß die Batterien ganz verdeckt aufgefahren seien, und die „France militaire“ gibt diesen Manöverbericht ohne Einschränkung wieder; also dürfte er so ziemlich den Tatsachen entsprechen. Daneben erzählt die „Revue d'artillerie“ in ihrem Oktoberheft 1906, daß die Feldartillerie bei den letzten Schießübungen fleißig das Schießen aus ganz verdeckten Stellungen geübt hätte, und zwar auch gegen Infanterie. Dies entspricht auch durchaus den Bestimmungen des Exerzier-Reglements aus dem Jahre 1903, das mehrfach auf die Zweckmäßigkeit verdeckter Feuerstellungen, besonders für die Artillerie der Avantgarde hinweist. Aber daneben weiß die französische Feldartillerie ihr schildgeschütztes Rohrrücklaufgeschütz auch in offenen Feuerstellungen zu gebrauchen. Das zeigt unter anderm eine in der „Revue militaire générale“ des Generals Langlois veröffentlichte Schilderung von Geländeschießen, die im Jahre 1904 und 1905 bei Paris ausgeführt sind, und deren Verlauf erkennen läßt, daß der Truppe damals Aufgaben gestellt worden sind, die sich nur aus offenen Feuerstellungen lösen lassen.

Man könnte nun auf den Gedanken kommen, daß solche vor zwei bis drei Jahren vorgekommene Ausnutzung offener Feuerstellungen für ganz intensiven Gebrauch des Schnellfeuergeschützes nur eine überwundene Entwicklungsstufe der französischen Artillerietaktik bezeichne und daß sie heute nicht mehr üblich, also auch für die deutsche Artillerie kaum mehr lehrreich sein könne. Solche Auffassung ließe sich immerhin in folgender Weise begründen: Gewiß waren die Franzosen sich dessen völlig bewußt, daß in ihrem Reglement verdeckte Feuerstellungen empfohlen waren. Wenn trotzdem viele Manöverschilderungen aus den Jahren unmittelbar nach Inkrafttreten des Reglements beweisen, daß man damals doch noch vielfach ganz offen auffuhr, so hatte dies seine Berechtigung. Denn die voraussichtlichen Gegner hatten ja noch keine Schnellfeuergeschütze und keine Schutzschilde; also galt es, die Überlegenheit des eigenen Schnellfeuergeschützes auszunutzen, und das war aus offenen Feuerstellungen leichter und wirksamer. Gerade aus ihnen konnte man so recht im Sinne des Reglements die Eigentümlichkeit des Rohrrücklaufgeschützes zur Geltung bringen, nämlich in kürzester Zeit vernichtende Wirkung zu erreichen. Man konnte ein Ziel, das auch nur vorübergehend gut treffbare Flächen bot, plötzlich mit Feuer überfallen und sehr rasch bewegungsunfähig machen. Jedes Gefecht mußte zahlreiche günstige Momente für solche Feuerüberfälle bieten. Dafür mußte man feuerbereit auf der Lauer liegen; man durfte seine Kräfte und seine Aufmerksamkeit nicht in langatmigem, stundenlangem Ringen mit der feindlichen Artillerie erschöpfen. Da man selbst durch Schilde geschützt war, konnte man hoffen, die ungeschützte feindliche Artillerie rasch so weit niederzukämpfen, daß man nur noch schwache Kräfte bereitstellen mußte, um jedes neue Aufflackern ihrer Feuerkraft im Keime zu ersticken. Alle anderen Batterien aber

paßten auf, wo etwa feindliche Infanterie ein gutes Ziel bot und trafen alle schieß-technischen Vorbereitungen, um in jeder wahrscheinlichen Richtung und auf den voraussichtlichen Zielentfernungen sofort wirksames Feuer abgeben zu können. — Gewiß, so hatte sich das Reglement die Tätigkeit der Artillerie zunächst gedacht. Aber es hatte daneben doch auch schon auf einen Gegner Rücksicht genommen, der sich hinter seinen Schilden decken konnte und dann durch Schrapnel-Brennzünderfeuer zwar in seiner Feuertätigkeit und in seiner Bewegung zu lähmen, aber nicht zu vernichten war, es sei denn, daß es ausnahmsweise glückte, ihn von der Seite zu fassen. Seit kurzem haben nun auch die anderen Armeen Schildgeschütze; jetzt finden die Sätze des Reglements, die schon mit solchem Feinde rechneten, erhöhte Beachtung, und seitdem tritt auch die verdeckte Feuerstellung und damit eine etwas andere Art der Feuerverwendung in den Vordergrund. Demgegenüber hatte die deutsche Artillerie schon lange mit einem schildgeschützten Gegner zu rechnen und ihre Taktik darauf eingerichtet. Die Franzosen, so könnte man sagen, können also eher von dem lernen, was die deutsche Artillerie in den letzten Jahren übte, als umgekehrt diese von französischen Schießen, die vor einigen Jahren aus offenen Feuerstellungen ausgeführt wurden.

Gewiß wäre solche Auffassung nicht ganz unberechtigt. Es wäre aber vielleicht doch ein Trugschluß, wenn man die Tätigkeit der Artillerie bei den erwähnten Geländeschießen so leichthin abtun wollte. Denn die dortige Artillerieverwendung läßt sich sehr wohl aus der auch heute noch beliebten Gefechtstaktik der Franzosen überhaupt erklären. Im Gegensatz zu der deutschen Auffassung, daß ein Schlachterfolg sich auf dem mühsamen und zähen Ringen um die Feuerüberlegenheit aufbauen müsse, hält man in Frankreich den frontalen Massenstoß für möglich, der an irgend einer Stelle die feindliche Feuerfront durchbrechen und sie dann von hier aus aufrollen soll. Alles kommt dabei darauf an, die bereitgestellte Masse an den Feind heranzubringen, und dies zu ermöglichen, soll in der Hauptsache die Aufgabe der Artillerie sein. Sie muß dazu ein überwältigendes Feuer gegen die Einbruchsstelle richten und alle dem Massenangriff etwa entgegen geworfenen feindlichen Reserven sofort unter wirksamstes Feuer nehmen können. Es ist gewiß denkbar, daß solche Aufgabe auch aus verdeckter Stellung gelöst werden kann; aber das Betonen der Schnelligkeit deutet schon darauf hin, daß in der Regel diese Art der Aufstellung für die Ermöglichung solchen Massenangriffs unbrauchbar ist. Die Artillerie wird daher zu so intensiver Unterstützung der Infanterie offen auffahren müssen. Wie man sich nun in Frankreich die Mitwirkung der Artillerie beim Infanteriekampf unter höchster Ausnutzung der Feuerkraft der Geschütze aus offener Feuerstellung denkt oder gedacht hat, dafür kann die Beschreibung der Geländeschießen aus den Jahren 1904 und 1905 einen Anhalt bieten. Sie wird auch für die Feldartillerie solcher Heere lehrreich sein, in denen man geringeres Zutrauen zur Möglichkeit des Massenstoßes hegt. Denn sicherlich wird auch dort der an Geschützzahl Überlegene oder auf die

schnellere Durchführung des Gefechts Bedachte häufig von seiner Artillerie verlangen, daß sie unter Verzicht auf Geländedeckung und Täuschung des Feindes versucht, rascher und plötzlicher wirksam in den Infanteriekampf einzugreifen, als aus verdeckter Stellung möglich wäre.

Im Jahre 1904 schossen drei Batterien, 1905 ein ganzes Regiment von sechs Batterien. In beiden Fällen war die taktische Lage in einen ziemlich großen Rahmen eingepaßt. Bei dem ersten Schießen lag der Gedanke eines Begegnungsgefechts zugrunde. Die drei Batterien gehörten zu einem Armeekorps, das selbst Avantgarde einer Armee war. Die Artillerie des Armeekorps steht in zwei Gruppen im Kampfe. Die Korpsartillerie ist geteilt, eine Division hat zu ihren sechs Batterien noch drei, die andere noch acht Batterien erhalten. Von den drei schießenden Batterien gehört anfänglich eine zu der Artillerie einer Division, jede andere zu je einem Teil der verteilten Korpsartillerie. Die Batterien schießen also nicht im Abteilungsverbande. Die einzelnen schießtechnischen Aufgaben sind von geringerer Bedeutung. Eine angenommene taktische Lage wird durchgespielt, und dabei werden einzelne Schießaufgaben herausgegriffen und praktisch durchgeführt. Es handelt sich um Entfernungsermittlungen nach Punkten im Gelände und um Wirkungsschießen gegen dargestellte Ziele. Hierbei feuert meist nur ein Geschütz jeder Batterie scharf, damit Munition gespart wird. Von wesentlich größerer Bedeutung ist aber die Art des angenommenen Einsatzes der artilleristischen Feuerkraft. Der Feind ist an Artillerie erheblich unterlegen; daher kann das Armeekorps bald im Gefechtsstreifen einer Division den entscheidenden Angriff — l'attaque décisive — ansetzen, den die Artillerie vorbereiten und unterstützen soll. Der Artillerieführer erfährt, daß die Reserve des kommandierenden Generals — eine Infanterie-Brigade — in einer Stunde sich aus einem vorliegenden Gehölz zum entscheidenden Angriff entwickeln wird. Zur Vorbereitung dieses Angriffs wird ihm die Artillerie seiner Division und die gesamte Korpsartillerie — also auch ihre bisher der anderen Division zugewiesenen Batterien — unterstellt. Aber er muß auch gleich drei Batterien als batteries d'accompagnement dem Führer der angreifenden Brigade zur Verfügung stellen. Seine übrigen Batterien teilt er folgendermaßen ein: drei Batterien feuern auf die Einbruchsstelle (batterie de brèche), acht Batterien halten die feindliche Artillerie nieder (contrebatteries) eine Batterie sichert gegen einen feindlichen Gegenangriff auf die linke Flanke der Angriffstruppen, zwei andere Batterien gegen einen entsprechenden Angriff auf die rechte Flanke. Von vornherein werden also die verschiedenen Aufgaben der Artillerie auch verschiedenen Batterien übertragen. Die Sorge vor feindlichen Flankenangriffen, auch auf dem inneren Flügel der Angriffstruppen, führt dazu, daß drei Batterien von der Angriffsvorbereitung ausgeschaltet werden und wahrscheinlich überhaupt untätig bleiben, wenn ein solcher Flankenangriff nicht erfolgt. Lehrreich ist ebenfalls das Verhalten der Batterien, die zur Begleitung der angreifenden Infanterie bestimmt sind. Der

Infanterie-Brigadekommandeur weist ihnen beim Vorgehen einen Platz an zwischen dem rechten Flügel des vorderen Regiments und dem Bataillon, welches dies Regiment als rechte Seitendeckung abgezweigt vorgehen läßt. Die Batterien bleiben also rein örtlich von vornherein in innigem Zusammenhang mit der Infanterie. Sie fahren während des Angriffs der Infanterie-Brigade in drei verschiedenen Feuerstellungen auf, auf etwa 2000 m, 1000 m und 500 m Entfernung von der feindlichen Infanterielinie. Es wird gesagt, daß sie am besten wirken, wenn sie sprungweise, von Welle zu Welle der Infanterie folgend, vorgehen; dies Vorgehen muß schnell geschehen, da jeder Stellungswechsel die Wirkung unterbricht. Daher wird auch ausdrücklich hervorgehoben, daß es besser sei, nur mit der Hälfte der Geschütze vorn anzukommen, als zu spät wieder in Stellung zu sein. Während nun diese „Begleitbatterien“ abwechselnd schießen und fahren, feuern die „Batterien gegen die Einbruchsstelle“ aus ihrer früheren Stellung weiter und versuchen die feindliche Infanterie dadurch „blind“ zu machen, daß sie sie in Rauch hüllen oder sie in ihren Deckungsgräben niederhalten.

Die schießtechnische Aufgabe der einzelnen Batterie bestand in der Hauptsache darin, günstige Feuermomente, wie das Herankommen von Verstärkungen, rechtzeitig zu erkennen und die Feuergeschwindigkeit entsprechend dem Verhalten des Feindes und in Einklang mit der Lage der eigenen Infanterie abzustimmen. So sollen, wenn die eigene Infanterie von der Wirkung des feindlichen Feuers gezwungen wird, halt zu machen und sich hinzuwerfen, die batteries de brèche den Feind sofort derartig mit Feuer zudecken, daß er sich schleunigst selbst deckt und das Schießen aufgibt. Dadurch bekommt die eigene Infanterie wieder Luft zu neuem Vorgehen. Es wird hervorgehoben, daß dies Kaltblütigkeit des Batterieführers, rasches Erfassen der Lage, Geistesgegenwart und bestimmten festen Entschluß fordert. — Da ein Gegenangriff des Feindes gegen die Flanke der Angriffstruppen deren Vorwärtskommen sofort in Frage stellt, so muß mit allen Mitteln dahin gestrebt werden, solchen Gegenangriff beim ersten Erscheinen mit wirksamstem Feuer zu empfangen. Die hierfür angesetzten Batterien sollen sich daher auf die Geländeteile, von denen her der Feind etwa angreifen könnte, genau einschießen, stellenweise sogar jeder Zug für sich, um so das losbrechende Feuer noch genauer und wirksamer vorzubereiten. Während des Vorgehens der Infanterie stehen diese Batterien dann mit gerichteten Geschützen auf der Lauer.

Es ist einleuchtend, daß, wenn es der Artillerie wirklich möglich wäre, jeden längeren, durch die Rücksicht auf feindliche Waffenwirkung erzwungenen Stillstand in der Vorwärtsbewegung der Infanterie grundlos zu machen und die Angriffstruppen vor jedem wirksamen Gegenangriff zu beschützen, die Durchführung des Angriffs nur wenig Zeit erfordern würde. Es ist aber andererseits auch klar, daß ein derartiges Herantragen der angreifenden Infanterie an den Feind den

batteries d'accompagnement große Verluste und der Gesamtartillerie sehr erhebliche Munition kosten muß, daß also vielleicht ihre Kraft erlahmen könnte, wenn der Einbruch sich wider Erwarten doch längere Zeit verzögerte. Es wird nun versucht, rein rechnerisch zu beweisen, daß ein solcher Frontalangriff nicht mehr Munition kostet, als die französische Feldartillerie bei sich führt. Denn die Vorbereitung des Angriffs darf erst kurz vor dem Vorbrechen der Angriffstruppen erfolgen, damit der Feind nicht vorzeitig aufmerksam wird und Reserven an die bedrohte Stelle heranführt. Immerhin gilt es für die „Batterien gegen die Einbruchsstelle", sich genau einzuschießen (angenommen wird eine 50 m-Gabel) und einige Salven — rafales — dorthin zu senden. Etwa 22 Schüsse sollen sie pro Geschütz in dieser Viertelstunde verbrauchen. Die Batterien, welche die feindliche Artillerie niederhalten sollen, müssen sich auch genauer einschießen und dann ein ziemlich lebhaftes Feuer gegen einen Zielraum von etwa je 200 m unterhalten; für sie werden 44 Schüsse pro Geschütz in Rechnung gestellt. Dagegen verbrauchen die gegen feindliche Gegenangriffe bereitgestellten Batterien vorläufig sehr viel weniger Munition. Sie schießen sich gegen verschiedene Stellen im Gelände ein und werden dabei mit 12 Schüssen pro Geschütz auskommen. Bei der eigentlichen Durchführung des Frontalangriffs hat die Infanterie in der angenommenen und durchgespielten Lage nur etwa 800 m ungedecktes Gelände zu durcheilen; an einzelnen Stellen kann sie sogar die Deckung noch einige 100 m weiter ausnutzen. Es wird nun angenommen, daß die Schützen in Sprüngen von etwa 50 m vorgehen und nach jedem Sprung etwa 1 bis $1\frac{1}{2}$ Minuten Atempause machen. Dann dauert der ganze Angriff etwa 20 Minuten. In dieser Zeit feuern die Batterien gegen die Einbruchsstelle ununterbrochen, und zwar während des Vorlaufens der Infanterie jedes Geschütz 4 Schüsse in jeder Minute, während jeder Minute Atempause aber etwa 9 bis 10 Schüsse. Jedes Geschütz verbraucht dann während des Angriffs etwa 136 Schüsse. Gegen die feindliche Artillerie werden fortdauernd von jedem gegen sie eingesetzten Geschütz in der Minute 4 Schüsse abgegeben, also in den 20 Angriffsminuten von jedem Geschütz 80 Schüsse. Was die Batterien gegen einen feindlichen Flankenangriff verbrauchen, ist nicht abzuschätzen; aber da das Feuer hierbei zwar heftig, jedoch nur kurz sein kann, wird die Geschoßzahl nicht erheblich sein. Von den Batterien, welche die Infanterie begleiten, wird angenommen, daß sie in den 20 Minuten zwei Stellungen nehmen und dann sofort in die eroberte Stellung voreilen. Die Zeit, während der sie feuern, ist also nicht lang. Ihr Munitionsverbrauch wird mit 60 Schüssen pro Geschütz in Rechnung gestellt. Keine Batterie verbraucht also mehr, als sie in den Munitionswagen der Gefechtsbatterie mit sich führt, wohl aber manche mehr, als sie in der Feuerstellung bei sich hat. Normal sind in der Feuerstellung für jedes Geschütz 108 Schüsse vorhanden; die gegen die Einbruchsstelle und auf die feindliche Artillerie feuernden Geschütze verfeuern aber während der Vorbereitung und Unterstützung des Angriffs etwa 158 und 120

Schüsse; die Batteriemunition müßte also unmittelbar vor dem Vorbrechen des Angriffs ergänzt werden, oder es müßten Munitionswagen der Staffel vorher mit in die Feuerstellung vorgezogen werden. Dies Verfahren dürfte sich wohl bei allen Batterien empfehlen; denn es ist doch unwahrscheinlich, daß sie bei Beginn dieser entscheidenden Gefechtsphase, der attaque décisive, gerade noch ihre volle planmäßige Munitionsausrüstung in der Feuerstellung unverbraucht zur Hand haben sollten. Die vorausgehende Ergänzung geschieht dann am besten derartig, daß ein zweiter Munitionswagen rechts neben jedes Geschütz gefahren wird. Hierdurch wird außerdem noch der Vorteil größerer Deckung für die Mannschaften erreicht. Es ist berechnet, daß in der kurzen Zeit des entscheidenden Angriffs von allen 17 Batterien etwa 9120 Schüsse verfeuert werden, das ist der Inhalt von 95 Munitionswagen oder von etwa fünf Munitionskolonnen, also immerhin 5/7 von dem, was das Armeekorps überhaupt in seinen Munitionskolonnen nachführt. Und das alles in etwa 35 Minuten! Will man also einigermaßen sicher gehen, so wird man gut tun, vor Ansetzen eines solchen entscheidenden Angriffs alle Artillerie-Munitionskolonnen des Armeekorps zu den Staffeln der Batterien heranzuführen und von diesen aus frühzeitig die Munitionsbestände der Feuerstellung zu erhöhen. Mit großer Deutlichkeit zeigt dieses Beispiel, wieviel beim modernen schnellfeuernden Feldgeschütz auf ausreichende Munitionsausstattung und rechtzeitige Heranführung der Munitionsergänzung ankommt. Gefechtshandlungen, die wie solche frontale attaque décisive ganz ausgesprochen auf die tatkräftigste Unterstützung der Artillerie aufgebaut sind, — denn nirgends ist davon die Rede, daß sich die Infanterie mit ihrem eigenen Feuer den Weg zur Einbruchsstelle bahnt (die angenommene Zeit würde hierfür auch nicht ausreichen), — solche Gefechtshandlungen müssen zusammenbrechen, wenn der Artillerie die Munition ausgeht. In dem Beispiel dieses Geländeschießens würde dann für die Infanterie aus 20 Minuten Vorstürmen mit Atempausen ein mühsames, stundenlanges Ringen um die Feuerüberlegenheit über die feindliche Infanterie werden. Der in seiner Anlage auf Überraschung und Schnelligkeit gegründete Frontalstoß dürfte dann schwerlich die erhoffte Wirkung haben.

Es scheint ein Lieblingsgedanke der französischen Artilleristen zu sein, unter dem Schutze des Massenfeuers ihrer Geschütze die Infanterie fast ungefährdet und ungestört an den Feind heranzubringen. So bringt das Geländeschießen aus dem Jahre 1905, das sich mit der Tätigkeit der Artillerie beim Begegnungsgefecht und beim Rückzuge befaßt, einen plötzlichen Gegenstoß — retour offensif —, der sich als ein von der Artillerie beschützter Frontalangriff darstellt. An diesem Schießen nahmen sechs Batterien teil. Sie gehörten in der Annahme zu einer Division, die als Flankendeckung einer Armee entsandt war. Drei Batterien waren in der Avantgarde, drei im Gros. Die Avantgarden-Infanterie traf auf überlegene Kräfte. Eine Batterie wurde sofort zur Unterstützung der Infanterie bereitgestellt. Sie eröffnete aber das Feuer nicht so-

batteries d'accompagnem[illegible]
hebliche Munition kosten [illegible] noch keinerlei Kenntnis
der Einbruch sich wider[illegible] weil diese noch nicht fe[illegible]
versucht, rein rechneris[illegible] die Abteilung aus dem G[illegible]
Munition kostet, als [illegible] vereint eine Batterie
bereitung des Angriffs [illegible]abteilung soll inzwi[illegible]
folgen, damit der Fein[illegible] großen Geschützzwischenräu[illegible]
Stelle heranführt. [illegible] Feuer. Natürlich geht die feind[illegible]
sich genau einzuschie[illegible] die „Köderbatterie" — batte[illegible]
— rafales — dorthi[illegible] Kommando weiter nörd[illegible]
Viertelstunde verbr[illegible] überraschend über sie h[illegible]
sollen, müssen sich [illegible] Infanterie beauftragte Batterie eröff[illegible]
gegen einen Zielra[illegible] mit gegen die feindliche [illegible]
Geschütz in Rechn[illegible] Infanterie, und zwar auch da[illegible]
bereitgestellten [illegible] überlegen erweist.
gegen verschied[illegible] Infanterie-Brigade eingesetzt. Sie entschließt s[illegible]
Geschütz ausko[illegible] andere Brigade für einen möglichen Gegenstoß geg[illegible]
Infanterie in [illegible] gestaffelt verdeckt bereitzustellen. Die Artiller[illegible]
Gelände zu du[illegible] die vier vereinigten Batterien gehen staffelwei[illegible]
weiter ausm[illegible] Aufnahmestellung, die beiden anderen, nämlich d[illegible]
etwa 50 m [illegible] gegen die Infanterie eingesetzte Batterie, werd[illegible]
machen. [illegible] zur Verfügung gestellt und ziehen sich an diese hera[illegible]
die Batter[illegible] etwa 900 m hinter ihrer bisherigen Feuerstellun[illegible]
laufens d[illegible] zur Ausführung. Der Divisionskommande[illegible]
Atempau[illegible] die Formation mit, in welcher die Brigade angreif[illegible]
des Ang[illegible] vorderer Linie, drei Bataillone rechts rückwärts gestaffel[illegible]
von jed[illegible] gestaffelt — und befiehlt gleichzeitig, daß die gesam[illegible]
den 20[illegible] weiter zurückgegangenen Batterien, den Gegenstoß unter[illegible]
einen [illegible] erheblichen Überlegenheit der feindlichen Artillerie kann di[illegible]
hierbe[illegible] Batterien freilich nur in der Beschäftigung der feindliche[illegible]
sein. [illegible] Die beiden anderen Batterien schießen von vornherein dauernd au[illegible]
in [illegible] an der gewählten Einbruchsstelle. Ihre ausdrückliche Aufgab[illegible]
Ste[illegible] hier zu lähmen (neutraliser) und das Herankommen vo[illegible]
M[illegible] verhindern. Sobald die feindliche Schützenlinie geworfen ist, eile[illegible]
B[illegible] wieder in ihre früheren Feuerstellungen vor.
[illegible] daß eine derartige Unterstützung der Infanterie, wie sie a[illegible]
[illegible] von der Artillerie verlangt ist, nur aus offenen Feuerstellungen
[illegible] gewähren, möglich ist, und daß man sie einnehmen muß, gan[illegible]
[illegible] feindliche Artillerie mit Schilden oder ohne Schilde gegenüber hat
[illegible] hier nicht als Minderer der eigenen Wirkung beim Feinde, sondern

als eigener Schutz eine große Rolle. Hält man solche attaque décisive und solchen retour offensif überhaupt für möglich, dann sind sie jedenfalls um so aussichtsreicher, je besser sie von der Artillerie unterstützt werden, und es ist wohl kaum möglich, sich eine noch intensivere Feuerunterstützung zu denken, als die hier von der französischen Artillerie durchgespielte. Eine derartige Feuerverwendung der Artillerie wird man aber nur dann nachmachen können, wenn man die einzelnen Artillerieführer bis zum Batterie- und Zugführer herab zu größter Selbständigkeit erzogen hat. Alles kommt hier darauf an, den Augenblick zu erfassen und im Einklang mit der Tätigkeit der eigenen Infanterie die volle Feuerkraft des Schnellfeuergeschützes auf die wichtigsten Ziele loszulassen. Eine Feuerleitung seitens des höheren Artillerieführers ist während eines solchen Gefechtsabschnitts unmöglich. Daher dürfte hier die uns sonst so fremd anmutende vorherige eingehende Rollenverteilung bis auf kleinste Einheiten durchaus am Platze sein. Für die Artillerie muß eine solche Aufgabe, die Infanterie durch ihr Feuer an den Feind heranzutragen, sehr schwer sein. Sie kann nur mit einiger Aussicht auf Erfolg übernommen werden, wenn sie gut geübt ist. Aber ihre Lösung würde ehrenvoll sein.

Schwierig, aber auch rühmlich muß fernerhin die Aufgabe einer Batterie sein, die bestimmt ist, dem Feinde als „Köder“ hingeworfen zu werden, um seine Artillerie herauszulocken. Auch hierin haben die Franzosen einige Friedenserfahrungen gesammelt, und darum sind die Bemerkungen lehrreich, in denen der Leitende am zweiten Schießtage seine Ansichten über das Verhalten solcher „Köderbatterie“ zum Ausdruck brachte.

Die Batterie sollte ganz verdeckt in einem Raum von 200 bis 300 m Breite auffahren; das würden also Geschützzwischenräume von 65 bis 95 m sein. Jedes Geschütz schießt für sich, und zwar immer 4 Schüsse rasch hintereinander, um beim Feinde den Eindruck einer Batteriesalve zu erwecken. Es ist von untergeordneter Bedeutung, auf welches Ziel diese Köderbatterie schießt; es kann Infanterie sein, oder die Höhe, hinter der man die feindliche Artillerie vermutet, oder auch ein beliebiger Streifen im Gelände. Wichtig ist es dagegen, daß diese Batterie ihr Feuer nicht früher eröffnet, als bis die übrigen Batterien in verdeckter Stellung feuerbereit sind, um sofort über die feindliche Artillerie herzufallen, wenn sie sich tatsächlich herauslocken läßt. In der Theorie erscheint dies meist recht unwahrscheinlich, da man annimmt, daß der Feind auf das Auftreten solcher Köderbatterien gefaßt ist und also nicht in solche Falle geht. In der Aufregung des wirklichen Krieges jedoch wird es gewiß häufig vorkommen, daß, wenn sich die einzelne Batterie sehr geschickt benimmt, der Gegner mit Sicherheit zu erkennen glaubt, hierbei keine Falle fürchten zu müssen. Dann wird es sich sicher bezahlt machen, solche vielleicht nur selten vorkommende Sondertätigkeit einer Batterie im Frieden geübt zu haben. Sicherlich erzieht eine derartige Übung zur Selbständigkeit, die um so nötiger wird, wenn es

gilt, die Feuerkraft der Batterie weiter auszunutzen, nachdem sie ihre Aufgabe als „Köder" erfüllt hat. Sie dann wieder zusammen- und an andere Verbände heranzuziehen, dürfte jedenfalls selten glücken.

Das Schießen am zweiten Tage hat nach Ansicht des Leitenden ferner gezeigt, wie wichtig es ist, immer noch Teile der Artillerie verwendungsbereit in Reserve zu haben, wenigstens solange die Möglichkeit besteht, daß noch neue feindliche Artillerie auftritt. Es ist möglich, daß in Frankreich besondere im Geschützmaterial liegende Gründe die Bedeutung einer Artillerie-Reserve schärfer hervortreten lassen als anderswo. Denn ein Zielwechsel mit erheblicher Änderung der Seitenrichtung ist für die französische Batterie wegen der Verankerung der Geschütze schwierig und zeitraubend. Solange man feuerbereit auf der Lauer lag, dauerte bei dem Geländeschießen die Feuereröffnung auf ein auftauchendes feindliches Artillerieziel kaum eine Minute; als aber eine schon feuernde Batterie ihr Feuer auf feindliche Batterien umlenken mußte, die etwa 500 m weiter seitwärts auftraten, fiel der erste Schuß auf das neue Ziel erst nach 4 Minuten 25 Sekunden. Dagegen hatte bei der artilleristischen Vorbereitung des frontalen Gegenstoßes die Feuereröffnung auf die in die aufgegebene Stellung vorgeeilte feindliche Infanterie und Artillerie wiederum nur 10 bis 20 Sekunden gedauert. Man sieht also, daß die Verankerung der Lafetten schwere Nachteile im Gefolge hat. Sie will zu einem Schnellfeuer-Feldgeschütz eigentlich nicht recht passen. Und doch mußte man sie in Frankreich in Kauf nehmen, denn bei der gewählten hohen Anfangsgeschwindigkeit (530 m gegen 465 m in Deutschland) gelang es nicht, ohne solche Feststellung der Räder ein Stillstehen des Geschützes zu erreichen. General Langlois erzählt in der „Armée et Marine" vom 15. und 30. März 1907 recht anschaulich, wie die nachträglich aufgestellte Forderung so hoher Anfangsgeschwindigkeit die ursprünglichen Konstruktionsabsichten gestört hat. Man hatte anfänglich daran gedacht, ein Schnellfeuergeschütz herzustellen, das nicht schwerer wäre, als das frühere 80 mm Geschütz der reitenden Batterien, d. h. etwa 1600 kg. Das hätte dann wohl auch die Beweglichkeit gehabt, wie sie anscheinend für die Begleitung des Infanterieangriffs, für Rückzug und Wiedervorgehen auch bei den erwähnten Geländeschießen verlangt worden ist. Das abgeprotzte Geschütz sollte mit Schilden etwa 970 kg wiegen, die Protze 630 kg. Dabei sollte das Geschoß eine Anfangsgeschwindigkeit von 480 m haben. Dies hätte sich zur Zeit der ersten Versuche, d. h. um das Jahr 1886, mit einem Schrapnel von 6,5 kg erreichen lassen. Nun aber wurde während der Vorstudien die Forderung erhoben, die Anfangsgeschwindigkeit solle gesteigert werden, möglichst bis 600 m, das Geschoß aber bei etwa 75 mm Durchmesser annähernd 7 kg wiegen. Diese ballistischen Wünsche ließen sich nur auf Kosten der Beweglichkeit erfüllen. Als Kompromiß ergab sich bei 530 m Anfangsgeschwindigkeit und 7,25 kg Geschoßgewicht ein Geschütz, das abgeprotzt 1135 kg, aufgeprotzt 1885 kg schwer geworden

war. General Langlois nennt dieses Gewicht übertrieben hoch und bezeichnet seine Annahme als einen Fehler. Wenn man freilich berücksichtigt, daß auf der französischen Feldlafette keine Mannschaften sitzen, daß das Geschütz also nur drei Mann fortschafft, so kann man dem fahrenden Geschütz kein wesentlich höheres Gewicht als dem neuen deutschen Rohrrücklaufgeschütz und damit auch kaum geringere Beweglichkeit zusprechen. Wohl aber wird der Gewichtsunterschied der Lafetten nach dem Abprotzen erheblich. Dann wird es deutlich, daß das französische Feldgeschütz zu schwer ist. Die Bewegungen der Lafette durch Menschenkraft in einem einigermaßen tiefen Boden sind schwierig und zeitraubend, daher müssen Frontveränderungen, wie sie Zielwechsel mit erheblicher Änderung der Seitenrichtung notwendig im Gefolge haben, möglichst vermieden werden. Hieraus erklärt sich dann zum Teil wohl das Streben, Artillerie-Reserven zum Einsatz gegen neue Ziele möglichst lange aufgeprotzt in der Hand zu behalten. Andererseits wird auch das Vorbringen der Geschütze aus einer verdeckten oder fast verdeckten Stellung in eine offene, damit auf nähere Infanterieziele direkt gerichtet werden kann, mit Rücksicht auf das Lafettengewicht schwieriger. Es ist nur natürlich, daß deshalb auch das Mittel, Hilfsziele zu benutzen und auf direktes Richten zu verzichten, in der französischen Feldartillerie viel häufiger angewandt wird, als in der deutschen, deren Lafette leichter zu bewegen ist. Ganz allmählich mag dann die größere Übung und Fertigkeit im Schießen und in der Benutzung von Hilfszielen die Bedenken gegen ganz verdeckte Feuerstellungen in Frankreich in den Hintergrund gedrängt haben. Man sah ein, daß man der schießtechnischen Schwierigkeiten Herr werden konnte. Ihre taktischen Vorteile traten darum mehr und mehr hervor und ihre Anwendung mehr und mehr Grundsatz werden. Ob diese Anschauung sich auch dann durchgerungen hätte, wenn das Material beweglicher wäre, steht dahin. Die bei den erwähnten Gefechtsschießen 1904 und 1905 verfolgte Taktik war ganz auf Ausnutzung der Beweglichkeit und der offenen Feuerstellung aufgebaut; es scheint jedoch, als ob die neuerdings mehr bemerkte Verwendung der Geschütze in verdeckter Stellung dem französischen Material mehr gerecht würde.

Daß viele artilleristische Autoritäten weder mit solcher Artillerieverwendung noch mit solch hohem Materialgewicht einverstanden sind, steht fest. Der Kampf zwischen Wirkung und Beweglichkeit dauert auch heute noch an. Es kann daher nicht wundernehmen, wenn man immer wieder hört, daß in Frankreich an der Konstruktion eines erleichterten Feldgeschützes gearbeitet würde. Der „Spectateur militaire" vom Juni
7 behauptet, die Ansicht mehrerer Generale wiederzugeben, wenn er sagt, daß es
einer Zeit der Umformungsarbeit sehr wichtig wäre, um schnell vorwärts zu
ten, „eine leichte Artillerie zu erfinden, die der Infanterie überall folgen kann, ein
m-Geschütz von geringerem Gewicht". In erster Linie dürfte es sich dabei um ein
für die reitenden Batterien handeln; es leuchtet ja auch ein, daß besonders
die der Kavallerie-Divisionen Geschütze von 1865 kg Gewicht Schwierig-

keiten machen müssen. Da die Forderung sehr hoher Anfangsgeschwindigkeit das jetzige Geschütz schwer gemacht hat, wird man vermutlich durch ihre Herabsetzung das Zukunftsgeschütz zu erleichtern suchen. Ob man unter Beibehalt des 75 mm-Kalibers aber bis zu einem Gewicht von 1500 kg kommen wird, wie es oft als wünschenswert für reitende Artillerie bezeichnet ist, erscheint doch noch recht zweifelhaft. General Langlois selbst sucht ja den Ausweg in anderer Richtung; er will wenigstens für die Masse der fahrenden Batterien das jetzige schwere Feldgeschütz beibehalten. Es soll aber durch ein leichtes Schnellfeuergeschütz ergänzt werden, ein Pompom-Geschütz, das nur Aufschlaggeschosse verfeuert. Ein solches Geschütz ist natürlich sehr beweglich, sowohl aufgeprotzt wie abgeprotzt. Es ist zu raschen Zielwechseln und zur schnellen Unterstützung bedrohter Stellen befähigt. Es gehört also auf die Flügel von Artilleriegruppen, zur Artillerie, die den Infanterieangriff begleitet, und zur Artillerie der Kavallerie-Divisionen. Nebenbei soll dieses Granatgeschütz die Aufgabe erfüllen, mit dem genauen Feuer seines Aufschlagschusses die Schilde sichtbarer feindlicher Geschütze zu zertrümmern.

Es ist unbekannt, wie sich die maßgebenden Stellen in Frankreich zu dem Vorschlage Langlois' stellen; daß sie sich ihm anschließen, ist aber nicht sehr wahrscheinlich. Häufig wird als wesentlicher Vorzug eines solchen leichten Geschützes von etwa 5 cm Kaliber angeführt, daß mit ihm die Frage einer starken Munitionsausrüstung und des glatten Munitionsnachschubs leichter zu lösen wäre. Das träfe jedoch nur zu, wenn dies leichte Geschütz das Einheitsgeschütz der Armee würde. Würde es neben dem jetzigen 75 mm-Geschütz eingeführt, gäbe es in der Feldartillerie also wieder zwei verschiedene Kaliber, dann würde gerade der Munitionsnachschub nicht unwesentlich schwieriger werden. Die alten 120 mm-Haubitzen können hier bei der französischen Feldartillerie nicht gut mitgezählt werden, da sie ja im Kriege von der Feldartillerie abgezweigt und der schweren Artillerie des Feldheeres zugewiesen werden. Nun hat freilich auch Deutschland bei Aufstellung der leichten Feldhaubitz-Abteilungen die Nachteile zweier verschiedener Kaliber bei seiner Feldartillerie bewußt in den Kauf genommen, und wenn man in Frankreich, wie es den Anschein hat, die neue kurze 155 mm-Kanone Rimailho zum Teil in die Feldartillerie-Regimenter einstellt, dann hat man auch dort, schon ohne die Pompom-Kanone bei der Feldartillerie zwei verschiedene Geschütze; mit dieser hätte man dann sogar drei verschiedene Kaliber. Bei einer Übung, die in der „Revue d'artillerie" vom März 1907 beschrieben ist, sind allerdings die beteiligten neuen 155 mm-Batterien noch zusammen mit den alten kurzen 120 mm-Batterien als schwere Artillerie der „Armee" aufgetreten; sie wurden erst in der Nacht nach dem ersten Gefechtstage dem Generalkommando zur Verfügung gestellt; dieses ließ sie dann unter Leitung seines Kommandeurs der Artillerie des Armeekorps gegen die Stützpunkte der Einbruchsstelle mitwirken. Das späte Eingreifen dieser schweren Batterien läßt aber auch den Nachteil der Organisation solcher

„Armee-Artillerie“ klar in die Erscheinung treten und könnte die im „Spectateur militaire“ ausgesprochene Ansicht über schwere Artillerie des Feldheeres unterstützen: „In der Schlacht ist es mehr als wahrscheinlich, daß man sie in 99 von 100 Fällen niemals im erwünschten Augenblicke zur Hand haben wird.“ Aus solchen Erwägungen heraus könnte man daher wohl dazu kommen, die neuen beweglichen 155 mm-Geschütze der Feldartillerie der Armeekorps anzugliedern. Im übrigen fällt bei den in der „Revue d'artillerie“ beschriebenen vier Übungen im Gelände, die im Jahre 1906 stattgefunden haben, zweierlei besonders auf: die starke Betonung des Kampfes „Artillerie gegen Artillerie“, von dem man doch nach französischem Vorbilde nun auch in Deutschland vielfach nichts mehr wissen will, und die Leichtigkeit, mit der man die Truppenverbände zerreißt, sobald die artilleristische Feuerleitung dabei gewinnt und einfacher wird.

Bei der ersten Übung handelt es sich um ein Begegnungsgefecht, der Feind hat einen Vorsprung in der Artillerieentwicklung. Trotzdem eröffnet die Artillerie-Abteilung der Avantgarde das Feuer auf die feindliche Artillerie nur mit zwei Batterien und beauftragt eine Batterie mit der Unterstützung der Infanterie. Das rächt sich sofort: unter dem überlegenen Feuer der feindlichen Batterien muß die Artillerie der Avantgarde das Feuer einstellen und sich vorübergehend dicht hinter den Schilden decken. Erst als die andere Abteilung der Divisionsartillerie heran ist und das Feuer aus verdeckter Stellung gegen die feindliche Artillerie eröffnet, kann auch die Avantgardenartillerie wieder das Feuer aufnehmen. Aber auch jetzt noch wird man der feindlichen Batterien nicht Herr; die der Division beigegebene „fraction“ (das ist die Hälfte) der Korpsartillerie muß auch noch in den Artilleriekampf eingesetzt werden; erst jetzt erkämpft man die Freiheit wieder, zwei Batterien mit der direkten Unterstützung der Infanterie zu beauftragen. Der Feind greift an; die Division entschließt sich, mit einem Regiment einen Gegenangriff zu machen und es durch zwei reitende Batterien begleiten zu lassen. Es ist dabei auffallend, daß die eine der beiden reitenden Batterien ihr Feuer nicht auf die feindliche Infanterie richtet, sondern auf eine diese begleitende Batterie, trotzdem letztere auch noch von der in Stellung gebliebenen Artillerie unter Feuer genommen wird.

Am zweiten Übungstage wird die Fortsetzung eines durch die Nacht unterbrochenen Gefechts dargestellt. Als die feindliche Artillerie das Feuer wieder aufnimmt, sind beide Divisionsartillerien schon in Stellung. Alle ihre Batterien und auch die der gesamten Korpsartillerie werden gegen die feindliche Artillerie ein-
, so daß es zu einem regelrechten Kampf um die artilleristische Feuerüberlegenheit
t. Keine Batterie der Feldartillerie feuert auf die feindliche Infanterie; nur
tlerweile herangezogene schwere Artillerie des Feldheeres wird gegen die Stütz-
der feindlichen Infanteriestellung eingesetzt. Auch später zur Vorbereitung des
enden Infanterieangriffs werden nur sechs Feldbatterien mit dem Feuer auf

die feindlichen Schützenlinien beauftragt; alle anderen Batterien des Armeekorps feuern weiter auf die feindliche Artillerie. Erst während der Durchführung des Angriffs erhalten noch fünf Batterien die feindliche Infanterie als Ziel; davon werden zwei Batterien zur Begleitung der Angriffstruppen bestimmt, und je eine wird mit den Vorbereitungen zur sofortigen Abwehr eines feindlichen Gegenangriffs auf die rechte oder linke Flanke der angreifenden Brigade beauftragt. (Dieser artilleristische Flankenschutz jeder mit der Durchführung eines Sturmangriffs betrauten Truppe scheint fast zum Schema geworden zu sein). Dabei ist immer noch die Hälfte der Batterien des Armeekorps auch während des entscheidenden Infanterieangriffs im Feuer auf die feindliche Artillerie verblieben; sie hatten gleichzeitig den Auftrag, das Gelände zu überwachen, wo etwa jetzt noch neue feindliche Batterien auftreten könnten.

Wenn man die hier geübte Feuerverteilung mit den im Anfang behandelten Geländeschießen vergleicht, so erkennt man deutlich, wieviel mehr Bedeutung der feindlichen Artillerie beigemessen wird, wieviel weniger man damit rechnet, sie rasch abtun und dann nur mit schwachen Kräften weiter niederhalten zu können. Bei den Geländeschießen 1904 und 1905 schien man noch in erster Linie zu fragen, wieviel Batterien müssen auf die feindliche Infanterie feuern? Der Rest wird dann schon mit der gegnerischen Artillerie fertig werden. Bei den besprochenen Übungen 1906 dagegen fragt man, wieviel Geschütze werden gegen die feindliche Artillerie gebraucht und wieviel können dann allenfalls zur Unterstützung der Infanterie frei gemacht werden? Nach denselben Gesichtspunkten wird die Artillerie auch am dritten und vierten Übungstage verwandt; einmal werden von zwölf vorhandenen Batterien elf gegen die feindliche Artillerie eingesetzt; ein anderes Mal sind wieder die Batterien der Avantgarde in überlegenes Artilleriefeuer geraten, und nun wird alles, was an Artillerie vorhanden ist, nacheinander, sobald es heran ist, auch gegen die feindliche Artillerie in Stellung gebracht; erst soll die ganze Divisionsartillerie, dann auch die zugeteilte „fraction“ der Korpsartillerie den „Kampf mit der feindlichen Artillerie“ aufnehmen; nur eine Batterie der letzten Gruppe muß dann schließlich notwendigerweise auf gegnerische Infanterie feuern. Man könnte ja nun glauben, daß diese stärkere Betonung des „Artilleriekampfes“ eine ziemlich vereinzelte Privatansicht des Leiters der Übungen gewesen wäre, des damaligen Kommandeurs der 19. Feldartillerie-Brigade, General Goiran, der jetzt die 25. Division in St. Etienne befehligt. Dann ist es jedenfalls merkwürdig, daß gleichzeitig in einem anderen Artikel, der sich mit der Art der Abhaltung von Schießübungen befaßt, ein Oberstleutnant der Artillerie des XII. Armeekorps, Potel, ebenfalls den „Artilleriekampf“ hervorhebt. Er läßt bei einem Abteilungsschießen den Kommandeur auf höheren Befehl seine Avantgardenabteilung in eine „Infanterie-Batterie“ und zwei „Batterien gegen Artillerie“ gliedern. Diese Teilung der Aufgaben wird verfügt, ehe der Feind Artillerie gezeigt hat, und sie bewährt sich auch so lange, als der Feind nur unterlegene Artillerie entwickelt. Als

aber eine ebenbürtige Geschützzahl beim Gegner auftritt, da müssen alle drei Batterien sich gegen sie wenden: „auch die als Infanterie-Batterie abgeteilte Batterie muß am Artilleriekampf teilnehmen, denn wenn dieser Kampf sich bis zu solchem Grade zuspitzt, der Infanteriekampf dagegen noch in den Anfangsstadien ist, dann gibt es keine ständige Infanterie-Batterie; zuerst muß die feindliche Artillerie zum Schweigen gebracht werden; das ist zu dieser Zeit das einzige Mittel, um sich den Erfolg zu sichern.“ Diese Auffassung entspricht durchaus den Bestimmungen des deutschen Artillerie-Reglements, wonach es bei der Wahl der Ziele kein Schema geben darf, sondern jedesmal die Lage entscheidet, ob man die eigene Infanterie besser durch Feuer auf die Artillerie oder auf die Schützenlinien des Feindes unterstützen kann. Aber es ist doch sonderbar, daß zu gleicher Zeit, wo in Deutschland der Gedanke an das zuerst durchzuführende Artillerieduell, d. h. der Glaube an die Notwendigkeit der Erkämpfung der artilleristischen Feuerüberlegenheit vor Beginn des Infanterie-Angriffs glücklich aufgegeben ist, daß da in Frankreich hier und da gerade dem vorherigen Niederringen der feindlichen Artillerie anscheinend wieder größere Bedeutung für den Gefechtsausgang beigemessen wird.

Man könnte daraus vielleicht die Lehre ziehen, daß dem vielseitigen, schildgeschützten Rohrrücklaufgeschütz keine Verwendungsart ganz zu widersprechen scheint. Es kann seine Schuldigkeit als gut und genau schießende Fernkampfwaffe auch dann tun, wenn es nach Art seiner langsamer feuernden Vorgänger in Massen eingesetzt wird, um die feindliche Artillerie zum Schweigen zu bringen. Freilich scheint es, als ob seine Fähigkeiten als Schnellfeuerwaffe besser ausgenutzt würden, wenn die Umstände gestatten, es mehr in kleinen Gruppen zum Feuern zu bringen. Auch für diese Art der Verwendung gibt Oberstleutnant Potel einen ganz lehrreichen Fingerzeig in seinen Bemerkungen über die wünschenswerte Taktik der „Infanterie-Batterie“. Sie soll nicht unter ihrem Batteriechef geschlossen bleiben, sondern sich gewissermaßen in vier kleine Batterien unter je einem Offizier zerlegen, jede aus einem Geschütz und drei Munitionswagen bestehend. Diese „Geschützbatterien“ scheiden aus der höheren Feuerleitung aus; sie verteilen sich über einen weiten Raum mit oft mehreren hundert Metern Zwischenraum und handeln ganz selbständig, nur nach dem einen Gesichtspunkt, die Infanterie überall und jederzeit so gut als irgend möglich zu unterstützen. Hier hätte man also einen Anhalt für die Art, wie eine bei Gefechtsbeginn als „Köder“ eingesetzte Batterie ihre verstreuten Geschütze im weiteren Ge- tsverlaufe zu nutzbringender Tätigkeit bringen könnte. Zweifellos sind solche n „Geschütz-Batterien“ sehr beweglich, auch sehr schwer zu sehen und deshalb r zu bekämpfen, wenn sie erst in Stellung sind. Es mag auch wahr sein, wie atnant Potel meint, daß sie es nötigenfalls auch der Avantgardeninfanterie en würden, ein Gefecht wieder abzubrechen. Aber die Gefahr, die solch n der Verbände mit sich bringt, ist doch nicht zu unterschätzen. Solange

man für jedes Geschütz einen Offizier hat, und solange dieser am Leben bleibt, mag es noch gehen; aber auch dann sind wohl die Bedenken gegen ein derartiges Ausderhandgeben von Batterien schon beim Beginn eines Gefechts und damit für seinen ganzen Verlauf noch recht erheblich. Etwas anderes ist es, wenn man in der Krisis des Gefechts zur Begleitung des Infanterieangriffs einzelne Geschütze vorwirft.

In dem von Oberstleutnant Potel angeführten Beispiel sind überdies diese Geschütze schon im Laufe des Gefechts „einzeln“ geworden; sie gehören da zu den im Artilleriekampf außer Gefecht gesetzten. Nun sind sieben solche Geschütze notdürftig wiederhergestellt; gleichzeitig kommt der Befehl, daß Artillerie zur Begleitung der Infanterie vorgehen soll. Da ist es wohl begreiflich, daß der Regimentskommandeur hierfür diese sieben einzelnen Geschütze bestimmt. Er gibt jedem einen Offizier oder „guten“ Unteroffizier als Führer, setzt sie auf die gesamte Front des Angriffs verteilt an und bricht dann, selbst an ihrer Spitze, mit ihnen aus der Deckung vor. Jedes Geschütz eilt so weit vorwärts, als es nur irgend kommen kann, und feuert dann auf den ihm gegenüberliegenden Teil der feindlichen Schützenlinie. Wenn man dabei voraussetzt, daß jedes Geschütz wenigstens seinen Munitionswagen bei sich hat, so kann man dies Verfahren wohl für kriegsmäßig halten und auch für zweckmäßig, bis auf das Mitvorjagen des Regimentskommandeurs; dieser hat doch wohl auch in diesem Stadium des Gefechts noch wichtigere Aufgaben. Das deutsche Feldartillerie-Reglement erkennt das Auftreten einzelner Züge und Geschütze nur in seltenen Ausnahmefällen als gerechtfertigt an. Regel ist, daß die Batterie als taktische Einheit geschlossen und fest in der Hand ihres Führers bleibt. Das Reglement gesteht wohl zu: „Unter Umständen kann das feindliche Feuer dazu zwingen, deckungslose Strecken zug- oder geschützweise zu überschreiten.“ Aber hier wird dann damit gerechnet, daß in der nächsten Deckung, oder spätestens in der neuen Feuerstellung die Batterie sich wieder zusammenfindet, und daß damit die Selbständigkeit der einzelnen Züge und Geschütze wieder aufhört. Im Gegensatz dazu geht Oberstleutnant Potel sogar so weit, die Teile einer einzelnen Batterie selbst dann ziemlich selbständig schießen zu lassen, wenn die Batterie vereinigt in Feuerstellung steht. Er läßt den Batterieführer dann mehr die Tätigkeit eines höheren Artilleriekommandeurs ausüben, der seine Offiziere oder einen alten, gewandten Unteroffizier mit Zügen oder einzelnen Geschützen auf kleinere Infanterieabteilungen und Schützenlinien schießen läßt. Er selbst bleibt aber möglichst lange frei, um sich die Fähigkeit zu erhalten, der Gefechtsentwicklung folgen und jeder Veränderung der Lage rasch Rechnung tragen zu können. Erst wen es gilt, feindliche Artillerie zu bekämpfen, zögert der Batteriechef nicht länger, sei Truppe wieder in die Hand zu nehmen und die Batterie nach seinem Kommai einheitlich feuern zu lassen. In Deutschland ist dagegen grundsätzlich die Batte die Feuereinheit und der Batteriechef der Schießende.

Wenn irgend angängig, wird man auch die höheren Verbände, die Abteilung

und das Regiment, nicht aus Gründen der Feuerleitung zerreißen. Denn einen großen Teil der in mühsamer Friedensarbeit erreichten Geschicklichkeit im Zusammenwirken würde man damit wieder aufgeben. Anders in Frankreich. Dort scheint man geradezu Wert darauf zu legen, immer wieder bei neuer Zielverteilung auch neue Feuerverbände zu schaffen; darauf deuten zahlreiche Nachrichten hin, und auch die Übungen des Generals Goiran sowie die Abhandlung des Oberstleutnants Potel sprechen für diese Auffassung.

Gewiß, wenn eine Teilung der Artillerie sich durch das Gelände ergibt, dann wird man auch in Deutschland mit der französischen Auffassung einverstanden sein, für die Feuerleitung entsprechende Artilleriegruppen zusammenzufassen. So teilt bei General Goiran am zweiten Übungstage ein Bach die Front der Artillerie des Armeekorps; nördlich und südlich sind die Batterien je einer Division entwickelt. Als nun die Korpsartillerie eingesetzt wird, fahren nördlich des Baches drei Abteilungen, südlich nur eine reitende Abteilung auf. Letztere tritt unter die Befehle des Kommandeurs der dortigen Divisionsartillerie; nördlich des Baches dagegen übernimmt der „Kommandeur der Artillerie des Armeekorps" selbst die Feuerleitung der gesamten dortigen Artillerie. Der einzige Verband, der zerrissen ist, ist eine „fraction" (= zwei Abteilungen) der Korpsartillerie; dieser Verband soll aber seinem Wesen nach überhaupt mehr ein wirtschaftlicher zu Verwaltungszwecken, als eine taktische Kampfeinheit sein. Im Gefechtsstreifen jeder Division handelt die Artillerie jetzt unabhängig von der andern. Es ist also im großen ein Kommandoverhältnis erreicht, wie es in Deutschland die Regel bildet, wo der kommandierende General nur in besonderen Fällen den ältesten Feldartillerie-Brigadekommandeur mit der einheitlichen Feuerleitung der gesamten Artillerie des Armeekorps beauftragt (383 Ex. R. f. d. Fa.). Vielleicht hätte an dem Übungstage solch ein „besonderer Fall" vorgelegen. Als nämlich nunmehr die Division südlich des Baches, da wo nur drei Abteilungen entwickelt waren, den Befehl zum entscheidenden Angriff erhielt, wurde dem „Kommandeur der Artillerie des Armeekorps" befohlen, diesen Angriff mit der gesamten Korpsartillerie und noch einer Abteilung der Divisionsartillerie der Division nördlich des Baches zu unterstützen.

Der Verband eines Divisionsartillerie-Regiments wird also zerrissen: 1½ Divisionsartillerien und die ganze Korpsartillerie erhalten einen einheitlichen, kurzfristigen Auftrag: die Unterstützung des entscheidenden Angriffs der Infanterie einer Division. Einheitliche Leitung des Feuers dieser Artilleriemasse hätte sich jetzt gewiß empfohlen; trotzdem bleibt die Trennung durch den Bach entscheidend: das Generalkommando befiehlt dem Kommandeur der Artillerie des Armeekorps nur, die zur Unterstützung des Angriffs aus der Gegend nördlich des Baches mitwirkende Artillerie unter seiner unmittelbaren Feuerleitung zusammenzufassen. Der Machtbereich dieser Führerstelle wird also in diesem Augenblick nicht nochmals erweitert, sondern verringert; eine Abteilung der Divisionsartillerie nördlich des Baches wird

selbständig; der Regimentskommandeur der Divisionsartillerie muß somit anderweitig beschäftigt werden. Bedenklicher aber ist es, daß der Kommandeur der angreifenden Division nun seiner Divisionsartillerie bestimmt befiehlt, wohin sie feuern soll, dem Kommandeur der Artillerie des Armeekorps aber nur die beabsichtigte Art und Form seines Angriffs, später auch die Wahrscheinlichkeit eines bevorstehenden feindlichen Gegenangriffs mitteilt, damit er danach von nördlich des Baches her die artilleristische Feuerunterstützung leiten kann. So kommt es, daß zunächst acht Batterien südlich des Baches und fünf nördlich auf die Artillerie im Gefechtsstreifen der angreifenden Division feuern. Wie sollen deren Zielräume abgegrenzt werden, damit die Schüsse auseinandergehalten werden können? Es ginge noch, wenn es so gemacht würde, wie Oberstleutnant Potel einmal empfiehlt, daß nämlich die nördlichste Batterie der Artillerie südlich des Baches auf der kurzen Gabelentfernung gegen ihr Ziel mehrere durch längere Pausen geschiedene Salven abgäbe, um so, wie mit einem Finger, auf das Ende des Zielraums der Südartillerie hinzuweisen. Wie aber, wenn etwa ein Kreuzen des Feuers, an das bei anderen Übungen so oft gedacht wird, hier im großen zweckmäßig wäre? Dann käme man doch wohl kaum ohne einheitliche Feuerleitung aus.

Sehr häufig haben die Batterien derselben Abteilung verschiedene Ziele, zwei Batterien feuern auf Artillerie und eine auf Infanterie, oder umgekehrt. Gewiß ist es anzustreben, wenn man von sechs auf Artillerie feuernden Batterien z. B. zwei auf Infanterie übergehen lassen muß, diese beiden Batterien derselben Abteilung zu entnehmen, um die andere geschlossen zu behalten. Aber das läßt sich nicht immer machen, und auch bei den Übungen des Generals Goiran kommt es mehrfach vor, daß von zwei nahe beieinander stehenden Abteilungen z. B. je zwei Batterien auf Infanterie, je eine auf Artillerie feuert. Sollte man in einer solchen Lage wohl wirklich gut tun, den Abteilungsverband der Kriegsgliederung rasch aufzugeben und nun wieder neu unter dem einen Abteilungskommandeur die auf Artillerie feuernden Batterien, unter dem andern die gegen die Infanterie eingesetzten zusammenzufassen? Bei den anfangs erwähnten Geländeschießen aus den Jahren 1904 und 1905 ist es vorgekommen, und auch Oberstleutnant Potel hält es in vielen Lagen für praktisch; ja er meint geradezu, daß man vielleicht nicht oft genug daran dächte, einzelne Batterien ihren Abteilungskommandeur tauschen zu lassen, was doch im Laufe des Gefechts häufig vorkommen könnte. Als Beispiel führt er dazu eine Divisionsartillerie an, die mit je einer Abteilung auf Avantgarde und Gros verteilt ist. Die Avantgardenabteilung hat zuerst auf Infanterie und Artillerie gefeuert. Als nun die Abteilung des Gros herankommt und die Avantgardenabteilung zur Infanterieunterstützung mit vorgehen soll, da schlägt er vor, doch lieber eine Batterie der Avantgarde, die bisher schon auf Artillerie gefeuert hat, stehen und zur andern, ankommenden Abteilung übertreten zu lassen und dafür von der Abteilung des Gros eine Batterie zur

Infanterieunterstützung an die Avantgardenabteilung abzugeben. Für den Augenblick und für den nächstliegenden Zweck, hier für den glatteren Verlauf des Feuers auf die feindliche Artillerie, mag eine solche Maßnahme ja wohl einmal zweckmäßig sein; aber ob sie sich im weiteren Gefechtsverlaufe nicht rächen wird, ist doch noch fraglich. Bei der jetzigen Waffenwirkung spielt die durch Friedensarbeit erreichte leichte Verständigung zwischen Vorgesetzten und Untergebenen, zwischen Führer und Truppe auch bei der Artillerie eine große Rolle, weil man bei der Einnahme der Feuerstellung und bei der Feuerleitung kaum noch ohne Winke und verabredete Zeichen auskommen kann.

General Goiran scheint freilich noch viel vom schriftlichen Feuerbefehl zu erwarten; denn er sagt schon bei der Besprechung seines ersten Übungstages, der ihm erwünschte Gelegenheit zur Übermittlung vielfacher Befehle gegeben hat: „Die Übung hat erlaubt, sich über die Schwierigkeiten Rechenschaft zu geben, die man auf dem Schlachtfelde antreffen wird, und hat den Vorteil der Anwendung schriftlicher Befehle über jede andere Art der Mitteilung klar hervortreten lassen, wenigstens für die höheren Stellen."

Wenn diese Einschränkung die Befehle und Meldungen betrifft, die zwischen den Artilleriekommandeuren und -Führern ausgetauscht werden, deren Beobachtungsstellen außerhalb der eigentlichen Feuerlinie liegen, so kann man die Möglichkeit schriftlichen Verkehrs wohl zugeben; immerhin ist aber auch zu berücksichtigen, daß viel Zeit verbraucht wird. Überall da aber, wo ein Feuerbefehl an eine in Feuerstellung befindliche Batterie gerichtet ist, die nicht völlig verdeckt steht, sondern selber das Feuer feindlicher Geschütze oder feindlicher Infanterie zu ertragen hat, dürfte die Übermittlung schriftlicher Befehle leicht versagen. Hier würden Telephon und Winkerflaggen doch bessere Dienste leisten. Von beiden aber hören wir bei allen erwähnten Geländeschießen und Übungen nichts. Ja, auch in Berichten über größere Truppenübungen und Manöver, in denen viel von den ganz verdeckten Stellungen der Artillerie die Rede ist, wird fast nie ein anderes Verbindungsmittel zwischen der Beobachtungsstelle und der entfernten Batterie erwähnt, als die menschliche Stimme. Geschickt verteilte und sich versteckende Zwischenposten rufen die Feuerbefehle dem ältesten Offizier in der Batterie zu. Bei guter Übung mag dies im Frieden gehen; aber ob es auch im Getöse platzender feindlicher Artilleriegeschosse ein sicheres Verbindungsmittel ist, kann wohl bezweifelt werden. Man müßte eigentlich annehmen, daß die französische Artillerie, die schon so viel länger als die deutsche die Ausnutzung ganz verdeckter Feuerstellungen übt, auch in der Ausgestaltung der dafür nützlichen technischen Hilfsmittel einen Vorsprung hätte. Statt dessen scheint es, daß, abgesehen von gelegentlich versuchten Beobachtungsleitern, solche technischen Hilfsmittel in der französischen Feldartillerie bisher nur wenig zur Geltung kamen. Und doch werden sie zweifellos um so bessere Dienste leisten, je mehr man sich im Frieden mit ihnen vertraut macht, je besser man ihre Eigenarten kennen lernt und je gründlicher man ihr Bedienungspersonal ausbildet.

Gewiß kann man auch anderer Ansicht sein und gerade darin einen großen Vorzug sehen, wenn die Friedensausbildung nicht durch technische Hilfsmittel erleichtert wird, die im Kriege möglicherweise versagen. In der „Allgemeinen Schweizerischen Militärzeitung“ war sogar zu lesen, daß es „eine schwere Verirrung“ sei, zu glauben, „daß Führung und Truppe mit all den Hilfsmitteln zur Unterhaltung der Verbindungen ausgerüstet sein muß, welche der erfinderische Geist unserer Zeit zutage fördert (Telephon, Telegraph, Funkentelegraphie, Winkerflaggen, Brieftauben usw.)“, daß auch „aus der Befolgung der Theorie über den Gebrauch moderner Verbindungsmittel in der Schlacht die allerverderblichsten Folgen für die Friedenserziehung der Truppenführer emporwachsen, und daß dieses sich unabwendbar auf das ganze Gebiet der Truppenerziehung und Ausbildung überträgt.“ Es wäre ja möglich, wenn auch wenig wahrscheinlich, daß die französische Feldartillerie, aus solchen Anschauungen heraus, absichtlich auf technische Verbindungsmittel verzichtete. Andererseits wird der Schießdienst nun einmal mit der Vervollkommnung des Geschützmaterials und der Verbesserung aller Richtinstrumente etwas verwickelter als früher. Bedeutende Leistungen wird man heute um so eher erreichen, wenn man sich für die schwierigeren Tätigkeiten Spezialisten ausbildet. Die Franzosen selbst haben ja gewissermaßen den ersten Schritt auf diesem Wege getan, indem sie durch Einführung der unabhängigen Visierlinie ihren Richtkanonier von allen rein mechanischen Arbeiten befreiten; nun konnte von ihm auf seinem eigentlichen Gebiet besonderes verlangt werden. In ähnlicher Weise werden vielleicht demnächst die Telephonisten und Winker als Spezialisten in ihrer Tätigkeit für das gesamte Schießen der Batterie eine besondere Bedeutung gewinnen, wie der Richtkanonier für das einzelne Geschütz. Das Exerzier-Reglement für die deutsche Feldartillerie spricht an verschiedenen Stellen von Befehlsübermittlung durch Winke und Fernsprecher; aber die dafür nötigen Mannschaften werden noch nicht als Spezialisten behandelt; der ganze Verbindungsdienst wird noch nicht, als etwas Besonderes, organisatorisch zusammengefaßt.

Erheblich weiter sind hierin die **Amerikaner** gegangen. Sie haben in den „Zusätzen zum Exerzier-Reglement für die Feldartillerie vom Jahre 1905“, die Ende Juli 1906 herausgegeben sind, den Aufklärungs-, Verbindungs- und Signaldienst ganz besonders eingehend behandelt. Bestimmte Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften sind in der Truppe für diesen Dienst vorgesehen und werden in ihm abteilungsweise besonders ausgebildet. In jeder Batterie gibt es einen Signaltrupp von 1 Unteroffizier und 4 Mann, einen Unteroffizier als Verbindungsmann zwischen Batterie und Abteilungskommandeur und außerdem einen Unteroffizier mit 1 oder 2 berittenen Gemeinen als Aufklärer. Der Signaltrupp richtet Fernsprechverbindungen oder Verbindungen durch Winkerflaggen ein und bedient sie. Der Unteroffizier dieses Trupps, der Telephonunteroffizier, ist für den ordnungsmäßigen Betrieb auf den Ver-

bindungen innerhalb der Batterie verantwortlich. Wie mit diesen Signaltrupps der Batterien die Verbindungen innerhalb der Abteilung oder im Regiment hergestellt werden sollen, bestimmt der in jedem Regiments- und Abteilungsstabe als Gehilfe des Adjutanten anwesende Oberwachtmeister. Das Material für umfangreichere Telephonverbindungen wird auf dem „Draht- und Instrumentenwagen" jedes Abteilungsstabes mitgeführt. An Personal zur Ausnutzung der hergestellten Verbindungen ist bei jeder Abteilung dauernd ein Sergeant zur Verbindung mit dem Regimentsstabe abgeteilt, beim Regiment zur Verbindung mit dem nächsthöheren Artillerie- oder Truppenführer ein Offizier. Ihre Tätigkeit entspricht der eines Ordonnanz- und eines Nachrichtenoffiziers: sie übermitteln ihrer Truppe Befehle und halten die höhere Stelle über die Tätigkeit und die Lage der Truppe auf dem laufenden. Bei jeder Batterie ist ein Offizier als Erkundungs- und Signaloffizier eingeteilt; bei den Stäben sollen die Adjutanten diesen Dienst versehen, und sie können das auch wohl leisten, da z. B. allein in einem Abteilungsstabe außer dem Adjutanten (Hauptmann) noch ein Leutnant, ein Oberwachtmeister, ein Sergeant und ein Hornist vorhanden sind.

Die Tätigkeit der Aufklärer ist nun so gedacht, daß sie nicht etwa batterieweise verzettelt, sondern abteilungsweise einheitlich eingesetzt werden. Zu besonders wichtigen Aufgaben sollen sie zusammen als Artilleriepatrouille unter einem Erkundungsoffizier verwandt werden. In der Regel werden die Aufklärer beim Vormarsch den vordersten Truppenteilen der Avantgarde angeschlossen, damit sie Zeit haben, bis die Artillerieführer zu persönlicher Erkundung der Stellung und des Zielraumes vorkommen, schon die für das Auffahren der Batterien und die erste Feuerverteilung wichtigen Beobachtungen über den Feind und über das Gelände zu machen. Im Gefecht sollen sie dann über Stellung und Stärke des Feindes genauere Nachrichten liefern, die Wirkung der eigenen Artillerie beobachten und sich und ihre Dienststelle dauernd über die Lage bei der Infanterie unterrichten. Dazu wird ein Teil der Abteilungsaufklärer sich mit einem Erkundungsoffizier vorn in der Schützenlinie aufhalten; zwischen ihm und der Truppe wird dann Telephon- oder Winkerverbindung hergestellt. Der Artillerieführer selbst wird dadurch nicht der Pflicht enthoben, sich auch durch eigene Wahrnehmung ein Bild von dem Bedürfnis der Infanterie nach artilleristischer Feuerhilfe zu machen. Ob es aber einfach „eine Lächerlichkeit ist", wie in der „Allgemeinen Schweizerischen Militärzeitung" ausgeführt wird, „zu glauben, daß er darüber durch artilleristische Aufklärungspatrouillen, die er nach vorne gesendet hat, auch nur einigermaßen brauchbar unterrichtet werden könne," das ist doch wohl noch zweifelhaft. Die Amerikaner scheinen jedenfalls anderer Ansicht zu sein. Ein weiterer Teil ihrer Aufklärer wird sowohl im Gefecht, als auch schon auf dem Vormarsch mit der Nahaufklärung zur Sicherung der Flanken der Artillerie beauftragt. Für alle diese Aufgaben enthalten die „Zusätze zum Exerzier-Reglement" recht eingehende Anweisungen. Die Hauptsache aber ist doch wohl, daß das gesamte Personal,

das für Verbindung, Signaldienst und Aufklärung bestimmt ist, gemeinsam unter Leitung der Adjutanten für seine Gefechtstätigkeit ausgebildet wird, und noch wichtiger ist es, daß es überhaupt vorhanden ist. Auch in der deutschen Feldartillerie werden schon seit vielen Jahren die Aufgaben der „Artilleriepatrouille“ geübt und Ordonnanzoffiziere und Reiter zur Verbindung mit allen möglichen Dienststellen entsandt. Aber stets kann das nur auf Kosten des Dienstes in den Batterien selbst geschehen, denen auf diese Weise zahlreiche Offiziere und Unteroffiziere — und meist die umsichtigsten — mit vielen guten Pferden entzogen werden. Es ist daher nicht erstaunlich, daß erfahrene Batteriechefs dem Aufklärungs- und Verbindungsdienst, dessen Notwendigkeit sie sehr wohl einsehen, doch nur geringe Begeisterung entgegenbringen, weil ihnen mit den hierfür verwendeten Offizieren und Unteroffizieren (Geschützführer) wichtige Organe für den Dienst in der Batterie selbst verloren gehen. Aus diesem Grunde wird hierin wohl noch nicht das geleistet, was für eine tadellose Mitwirkung der Artillerie im Kriege wünschenswert ist. Dies würde sich mit einem Schlage ändern, wenn der Etat der Batterie um einige Unteroffiziere, Mannschaften und Pferde erhöht würde. Dann könnte sie sich, wie die amerikanische Batterie, einen besonderen „Signaltrupp“ und besondere „Aufklärer“ und „Verbindungsleute“ ausscheiden und ausbilden zum Nutzen ihrer Tätigkeit im Kriege, wo noch immer das Personal ausschlaggebender war als das Material.

Über dieses Material gehen außerdem die Ansichten sehr auseinander. Oft wird Telephon-, oft Winkerverbindung bessere Dienste leisten, jedenfalls ist es gut, wenn man mit beiden Hilfsmitteln ausgerüstet und ausgebildet ist. Immer wieder tauchen in Zeitschriften auch Vorschläge auf, wie man bei der Artillerie am zweckmäßigsten die wenigen, aber stets wiederkehrenden Mitteilungen und Befehle abkürzen und in Sehzeichen umsetzen könnte. Hierin wird wohl jede Truppe ihre eigenen Erfahrungen sammeln müssen und demgemäß ihr Winkerpersonal einspielen. Allgemeine Anweisungen dürften sich kaum für einen solchen Dienstzweig empfehlen. Er muß nur schnell und sicher arbeiten, und das wird umsomehr der Fall sein, je einfacher sich eine Kontrolle der gegebenen Zeichen durchführen läßt. Hierfür scheint ein in Holland geübtes Verfahren praktisch zu sein. Ein Winker steht bei dem Batterieführer und einer in der Nähe des Flügels der Batterie. Letzterer steht so, daß er von allen Geschützen und vom Batterieführer, dem er den Rücken zukehrt, gesehen werden kann. Alle Kommandos des Batterieführers werden nun von seinem Winker in Zeichen umgesetzt: ein Offizier oder Unteroffizier auf dem Flügel der Batterie nimmt sie auf und gibt sie mit der Stimme wieder, worauf der Winker bei der Batterie sie in Zeichen umsetzt. Da alle Geschütze und der Batterieführer diese Zeichen sehen können, so wird einerseits ein Nachkommandieren innerhalb der Batterie überflüssig, was bei heftigem Wind und großen Geschützzwischenräumen nicht immer einfach ist, jedenfalls die Ruhe in der Batterie nicht fördert, andererseits er-

fährt der Batterieführer, was nun in der Batterie kommandiert ist. Besteht zwischen der Beobachtungsstelle des Batterieführers und der Batterie keine Augenverbindung, dann müssen Zwischenposten eingeschoben werden. Ihre Zahl wird aber bei Übermittlung sichtbarer Zeichen wohl immer geringer sein können, als wenn man gerufene Kommandos durch die Stimme von Zwischenposten weitergeben müßte.

Die eingehendsten Erfahrungen in der Anwendung des Signalwesens hat wohl die englische Armee. Man hat den Wert dieser Art der Nachrichtenübermittlung klar erkannt und systematisch geregelt Dabei geht der Winkerdienst mit Telephon und Telegraph Hand in Hand. Auf einer besonderen Schule in Aldershot werden für jedes Infanterie-Bataillon, für jede Eskadron eine Anzahl Leute als Spezialisten im Winken ausgebildet. Sie lernen sowohl den Dienst mit Winkerflaggen wie mit der Signallampe. Allen höheren Stäben werden kleine Trupps solcher ausgebildeter Winker unter dem Kommando von Offizieren und älteren Unteroffizieren zugeteilt. Daneben verstehen alle Offiziere und Unteroffiziere sowie ein großer Teil der Mannschaften den Dienst mit Winkerflaggen. Bei der Artillerie und den technischen Truppen ist fast jeder Mann darin ausgebildet.

Soll der Winkerdienst wirklich nützen, so muß er eben Allgemeingut der Armee geworden sein, sonst werden häufig im entscheidenden Augenblicke die Signalverständigen nicht zur Stelle sein. In England ist dieser Standpunkt ziemlich erreicht. Die Winkerverbindung arbeitet gut und wird deshalb auch gern und viel angewendet.

Bei der in England üblichen Verwendung der Artillerie ist diese Einrichtung besonders notwendig.

Zusammenhängende Artillerielinien kennt man nicht, man findet einzelne Abteilungen auf dem ganzen Gefechtsfelde. Selbst einzelne Batterien stellt man ebenso, wie neuerdings in Frankreich, räumlich getrennt auf. Trotzdem wird eine einheitliche Feuerleitung angestrebt.

Um die Nachrichtenübermittlung zwischen den getrennten Teilen einwandsfrei sicher zu stellen, sucht man mindestens zwei verschiedene Verbindungen aufrechtzuerhalten. Neben der zu voller Zufriedenheit arbeitenden Winkerverbindung ist der Gefechtsfernsprecher in Gebrauch. Jede Artillerieabteilung hat einen Wagen mit reichlichem Fernsprechergerät. Dieses vermittelt die Verbindung mit der Führung, den nächsten Infanterieabteilungen, mit dem Artillerieführer und nach rückwärts mit den Munitionskolonnen. Daneben sind Lichtfernsprecher und Telegraphenleitungen im Gebrauch. Ohne diese zahlreichen, gut ausgebildeten Zweige der Nachrichtenübermittlung wäre eine auch nur einigermaßen einheitliche Feuerleitung bei der englischen Art der Artillerieaufstellung ganz ausgeschlossen.

Der Meldereiter oder Ordonnanzoffizier bleibt immer noch als Aushilfe. Man denke sich aber nur einmal bei uns die Batterien einer Abteilung räumlich weit ge-

trennt und den Meldereiter oder Adjutanten beauftragt, einen Befehl von einer Batterie zur anderen zu überbringen. Wahrscheinlich wird er nur in der Hälfte der Fälle bei der zweiten, kaum je rechtzeitig bei der dritten Batterie ankommen. Ein Reiter in der Artilleriefeuerlinie ist bei der heutigen Feuerwirkung kaum denkbar. Die wenigen als Winker ausgebildeten Leute sind anderweitig beschäftigt oder vielleicht kampfunfähig geworden. Jede brauchbare Verbindung hört damit auf. Gewiß wird die Einführung des Gefechtsfernsprechers hier eine große Verbesserung bedeuten, allein, solange nicht der Nachrichtenübermittlungsdienst der ganzen Truppe vollkommen in Fleisch und Blut übergegangen ist, bleiben alle derartigen Verbindungen unsicher.

Man hofft in England durch die Ausnutzung der verschiedenen Arten der Nachrichtenübermittlung die Nachteile einer weit zerstreuten Artillerieaufstellung zu vermeiden und aus dieser Verwendungsart einen doppelten Vorteil zu ziehen. Einmal soll dem Gegner das Bekämpfen der Artillerie erschwert werden, sodann denkt man durch einheitliche Feuerleitung weit getrennter Batterien zu konzentrischer Feuerwirkung zu gelangen.

Es ist wohl kein Zweifel, daß verstreut in Stellung gebrachte Batterien schwerer zu bekämpfen sind als lange Artillerielinien. Das Einschießen gegen sie ist erschwert, sie fallen weniger auf und können kleine Vorteile des Geländes besser ausnutzen. Damit wird ein gewisser Schutz gegen Verluste erreicht. Große Verluste scheut man aber in der englischen Armee seit dem Burenkriege ganz besonders. Die ganze englische Taktik beweist das. In der Artillerie hat man daher den Schutz durch Schilde und die verdeckte Aufstellung bereitwilligst angenommen und die Einzelaufstellung hinzugefügt. Dazu verfährt man beim Einnehmen der Stellung mit äußerster Vorsicht, ohne Rücksicht auf Zeitverlust. Alle Vorbereitungen werden mit größter Ruhe, ja Langsamkeit getroffen. Dafür soll dann das Einschießen, das vielfach mit Bz. erfolgt, möglichst beschleunigt werden. Das englische Reglement empfiehlt verdeckte Stellungen nur für gewisse Fälle: gegen überlegene Artillerie, bei längerer Zeit zum Vorbereiten und Einschießen (in Verteidigungsstellungen). Tatsächlich wird aber in der englischen Artillerie fast ausschließlich von der verdeckten Aufstellung Gebrauch gemacht.

Es sind gegen diese Übertreibung manche Stimmen in der englischen Armee laut geworden. Unter anderem meint Oberst Wing, ein bekannter tüchtiger Artillerieoffizier mit reicher Kriegserfahrung, eine Erziehung zu so übertriebener Vorsicht könne sich bitter rächen. Es sei leicht, eine Truppe zu ängstlicher Vorsicht zu erziehen, aber schwer, sie im entscheidenden Augenblicke zu kühnem Handeln ohne Rücksicht auf Verluste fortzureißen. Gewiß würden einzelne Führer, wie der General Hamilton, die nötige Energie dazu haben, aber „mit dem Durchschnittsgeneral habe man doch üble Erfahrungen gemacht.“ Der müsse schon durch die Friedenspraxis davor bewahrt werden, aus übergroßer Vorsicht in kritischen Momenten den Übergang zu offener

Aufstellung zu verhindern. Dabei sei man doch darin einig, daß verdeckte Stellung einen Verlust an Feuerwirkung bedeute. Es sei auch leicht, im Manöver das aus verdeckter Stellung abgegebene Feuer auf ein anderes Ziel überzulenken und zu behaupten, man träfe nun dieses. In Wirklichkeit sei das nicht so leicht getan.

Wie dem auch sei, in den maßgebenden Kreisen denkt man der Schwierigkeiten Herr zu werden, die das Feuer aus verdeckter Stellung mit sich bringt. So bestätigt auch Oberst Wing, daß General Hamilton der Ansicht sei, man müsse gerade wegen der Schwierigkeiten das Schießen aus solchen verstreuten und verdeckten Stellungen im Frieden besonders üben. Die technischen Hilfsmittel müßten auch unter diesen Umständen eine gute Feuerleitung gewährleisten. Zudem ermöglichten sie den bereits erwähnten Vorteil einer konzentrischen Feuerwirkung. Vor allem gedenkt man, auf diese Art wirksam Schildbatterien zu bekämpfen, gegen die im übrigen ein Präzisionsschießen mit Volltreffern angestrebt wird. Hierfür ist die Artillerie allerdings nur auf Schrapnelaufschlag angewiesen, da sie keine Granaten hat. Das Zusammenfassen des Feuers mehrerer weit zerstreuter Batterien gegen ein Ziel muß natürlich in größerem Rahmen zu vielfachem Kreuzen des Feuers führen. Es ist dies ein Punkt, wo die kleineren Verhältnisse der englischen Armee ihren Einfluß auf die Anschauungen deutlich geltend machen. Die Divisionen fechten auf breitestem Raum, nirgends durch Nachbartruppen beengt. Nach unseren Anschauungen sind die Frontausdehnungen übertrieben groß. Ganz schwache Kräfte beschäftigen die Front des Feindes, während die Masse zum Flanken- und Flügelangriff weit ausholt. Da fehlt es denn natürlich nie an Raum für die Artillerie, sich in kleinen Gruppen weit voneinander aufzustellen.

Auf ein Erhalten der Verbände wird in keiner Weise Rücksicht genommen. Im Frieden ist schon die Abteilung die höchste Einheit — aber auch die wird nicht immer gewahrt. Die Batterien sind viel selbständiger als bei uns. Der Abteilungskommandeur weist ihnen nur die zu bekämpfenden Ziele zu, das weitere, auch die Wahl der Stellung, bleibt den Batterien überlassen. Der Abteilungskommandeur ist lediglich höherer Artillerieführer. Für den Krieg ist außerdem für jede Division ein höherer Artilleriestab vorgesehen.

Das Zusammenwirken mit der Infanterie ist so gedacht, daß beide Waffen dauernd nebeneinander wirken. Ein Artillerieduell mit nachfolgendem Unterstützen des Infanterieangriffs wird verworfen. Der Angreifer — ein Begegnungsgefecht kennt man in England nicht — versucht zunächst durch die Artillerie seiner Avantgarde das Feuer des Verteidigers herauszulocken. Die Avantgarden-Batterien sollen sich zu diesem Zweck weit verteilen und das Feuer eröffnen. Man sieht hierin viel Ähnlichkeit mit den französischen Anschauungen. Gelingt der Plan, so werden aus verdeckten Stellungen soviel Geschütze eingesetzt, als zur Erreichung des jeweiligen Gefechtszwecks erforderlich sind. Hält der Gegner aber sein Feuer zurück, so muß

die Infanterie ihn durch ihr Vorgehen zwingen, sich in seinen Stellungen zu zeigen. Als beste Entfernung für die Feuereröffnung der Artillerie wird 3000 m bezeichnet. Im weiteren Verlaufe des Kampfes soll die Artillerie die Infanterie dauernd unterstützen. Stets wird aber eine Reserve, vielfach auch an Artillerie, zurückgehalten, um gegen Überraschungen und Rückschläge gesichert zu sein und für die Verfolgung frische Kräfte zur Verfügung zu haben.

Zur Begleitung des Infanterieangriffs werden gleichfalls von vornherein Batterien ausgeschieden. Sie sollen ohne Rücksicht auf Verluste vorgehen — batterieweise oder zugweise. Man hofft, daß der Stellungswechsel möglichst kleiner Einheiten der Beobachtung des im Kampfe stehenden Feindes zum großen Teil entgehen werde. Bricht ein Geschütz dabei zusammen und bleibt liegen, so nimmt es von dem Punkt, wo es gerade ist, nach Möglichkeit den Kampf auf*). Hat sich die Infanterie auf nahe Entfernung an den Feind herangearbeitet und die Nacht benutzt, auf Sturmentfernung an den Feind heranzugehen, so werden auch einzelne Batterien und Geschütze vorgeholt und in der Sturmstellung eingebaut. Bei Tagesgrauen beginnt der Angreifer dann, den Gegner zu beschießen.

In der Verteidigung wird die ganze Artillerie mit Ausnahme einiger, zur Begleitung des Gegenstoßes bestimmter Batterien in Stellung gebracht. Das Feuer wird aber nur mit der zur Abwehr erforderlichen Geschützzahl aufgenommen. Bei überlegenem Artilleriefeuer des Angreifers können die Batterien des Verteidigers das Feuer zeitweise ganz einstellen. Gegen die Infanterie des Angreifers soll dauernd gefeuert werden, rafales werden zu diesem Zweck nicht angewendet. In welligem, unübersichtlichem Gelände sucht man sich vorgehender Schützen dadurch zu erwehren, daß man einen Streifen von etwa 400 m Tiefe dauernd unter Streufeuer hält.

Während der Angreifer die Front des Feindes stets nur beschäftigt, fast niemals ernst anfaßt, und seinen Gegner am liebsten aus seiner Stellung herausmarschiert, zeigt die Verteidigung große Vorliebe für vorgeschobene und Scheinstellungen. Der Angreifer soll dadurch aufgehalten und verleitet werden, sich in falscher Richtung zu entwickeln. Dann will man aus der Hauptstellung mit überlegenem Artilleriefeuer, möglichst flankierend, über ihn herfallen. Um dem Gegner die Scheinstellung wahrscheinlich zu machen, teilt man den zu ihrer Besetzung mit Vorliebe verwendeten berittenen Truppen Feld- und namentlich reitende Artillerie zu. Bei der mangelhaften Aufklärung in der englischen Armee gelingt die Absicht häufig, zumal die berittenen Truppen in Anzug und Bewaffnung von der Infanterie nicht zu unterscheiden sind und auch vom Spaten reichlichen Gebrauch machen.

*) Im Gegensatz zu den Vorschlägen des französischen Generals Langlois, der zur Begleitung des Infanterieangriffs ein leichtes Granatgeschütz fordert, sind die Engländer von dem Gebrauch eines solchen zurückgekommen und haben das „Pompom"-Geschütz wieder abgeschafft. Sie behaupten, es mache viel Lärm, habe aber nur geringe Wirkung. Die Erfahrungen des Burenkrieges sprechen für diese Behauptung.

Die reitende Artillerie gilt in England mit Recht als Elitewaffe. Sie hat vorzüglichen Mannschafts- und Offiziersersatz und ein ausgezeichnetes Pferdematerial. Man hat sich entschlossen, der reitenden Artillerie ein besonderes Geschütz zu belassen, um sie zu ihren Spezialaufgaben zu befähigen. Es ist erheblich leichter als das der fahrenden Batterien. Bei einem Kaliber von 7,62 cm wiegt es 1530 kg, das der fahrenden Batterie 1960 kg. Wie das Geschütz der fahrenden Batterien hat es Schutzschilde, gepanzerte Munitionswagen und Rohrrücklauf; das Geschoß wiegt 5,6 kg, das der fahrenden Batterie 8,4 kg, und hat 497 m Anfangsgeschwindigkeit.

England hat die Neubewaffnung mit modernen Geschützen in einem Jahre durchgeführt, soweit die Feldarmee der Heimat in Betracht kommt. Sein neues 8,4 cm-Geschütz ist ein Kompromiß zwischen der Armstrongschen Konstruktion und der von der Artillerie-Werkstatt vorgeschlagenen. Eigentümlich ist die Lage der Bremszylinder über den Rohren. Nach englischer Ansicht ist es das beste aller bestehenden Feldgeschütze. Lange Zeit hat man ängstlich das Geheimnis der verschiedenen Proben gewahrt und hält auch jetzt noch Schießübungen und gemachte Erfahrungen geheim. Daher fehlt eine Literatur über diese Gegenstände im Gegensatz zu Frankreich fast vollkommen. Mit Rücksicht auf die größere Wirkung des Einzelschusses hat man das Geschütz bewußt schwer gewählt. Bei dem vorzüglichen Pferdematerial sind Mängel in bezug auf Beweglichkeit durch das hohe Gewicht in keiner Weise hervorgetreten. Nach Berichten von Augenzeugen waren die Gespanne hervorragend gleichmäßig in Aussehen und Zug und bewältigten die Last spielend.

Schlimmer steht es mit dem Bewegen des abgeprotzten Geschützes. Die Mannschaften sollen zwar darin ausgezeichnetes leisten, englische Sachverständige behaupten aber, ein Vorbringen des abgeprotzten Geschützes aus halbverdeckten Stellungen — etwa zur Abwehr oder Unterstützung eines Infanterieangriffs — sei bei einigermaßen tiefem Boden vollkommen ausgeschlossen. Man tue da besser, aufzuprotzen und das Geschütz durch Gespanne vorzubringen. Im übrigen geht aus Kritiken englischer Generale hervor, daß die Ausbildung der Mannschaften noch zu wünschen übrig läßt, namentlich was die Ausnutzung der Feuergeschwindigkeit des Geschützes angeht.

Die Ausrüstung der Artillerie mit zwei verschiedenen Geschützen bringt naturgemäß Schwierigkeiten im Munitionsersatze mit sich. Die kleineren Verhältnisse der englischen Armee lassen aber in Verbindung mit der besonderen Organisation die Nachteile weniger erheblich erscheinen. Einmal ist die Munitionsausrüstung der Batterien eine ganz außerordentlich große. Die Batterie führt in sechs Protzen und zwölf Munitionswagen für jedes Geschütz 176 Schuß mit. Von diesen Fahrzeugen bleiben in der Feuerstellung sechs abgespannte, aber aufgeprotzte Munitionswagen, links von jedem Geschütz einer, und außerdem die Protzen der beiden Flügelgeschütze. Es sind damit in der Schießbatterie 504 Schuß vorhanden. Später einfahrende Munitionswagen der Staffel werden rechts vom Geschütz auf-

gestellt. In den Munitionskolonnen der Abteilungen, entsprechend unseren leichten Munitionskolonnen, die übrigens auch Infanteriemunition mitführen, sind für jedes Geschütz 204 Schuß enthalten.

Die Munitionskolonnen der Division führen aber Geschosse für beide Geschützarten, und zwar 128 Schuß pro Geschütz. Im ganzen sind also für jedes Geschütz 508 Schuß in erreichbarer Nähe, eine außerordentlich hohe Zahl. Dazu kommt, daß, wie schon erwähnt, die englische Artillerie nur ein Geschoß, das Schrapnel, kennt. Das vereinfacht den Munitionsersatz naturgemäß. Ob aber im übrigen diese Einheitlichkeit praktisch ist, darüber gehen die Ansichten auseinander. So können z. B. gegen Schildbatterien im Aufschlag verfeuerte Granaten wirkungsvoller sein. Großen Erfolg verspricht man sich in dieser Hinsicht von dem Brennzünderfeuer der 12,7 cm-Haubitzen, die organisatorisch im Frieden zur Feldartillerie zählen, in Wirklichkeit aber im Kriege zur schweren Artillerie des Feldheeres zu rechnen sind. Jede Division hat als schwere Artillerie zwei Haubitz-Batterien und eine leichte Kanonen-Batterie. Obschon das Reglement vor Munitionsverschwendung warnt, macht man in der englischen Artillerie vom Streuen ausgiebigen Gebrauch. Die maßgebenden Behörden rechnen übrigens auch mit sehr lange dauernden Gefechten und mit demgemäß großem Munitionsverbrauche.

Die Engländer haben überall die Erfahrungen der beiden letzten Kriege in weitgehendster Weise nutzbar gemacht. Die Erfahrungen der Japaner sind ihnen wohl vollkommen zugänglich gemacht worden. Die englischen Vorschriften weichen in manchen Punkten von dem im übrigen benutzten französischen Vorbilde ab. Sie betonen aber immer sehr sachlich das für den Krieg Brauchbare und Wertvolle, und es kann kein Zweifel sein, daß die englische Feldartillerie auf der Höhe steht. Sie wird im Kriege sich wohl sicher allen modernen Anforderungen gewachsen zeigen und ihren Ruf als Elitewaffe der Armee zu rechtfertigen in der Lage sein.





# Über das Verlorengehen von Kriegserfahrungen.

Am Morgen des 18. August 1870 äußerte sich der Kommandierende General des III. Armeekorps, Generalleutnant v. Alvensleben, dem Kommandeur der 1. Garde-Infanterie-Division, Generalmajor v. Pape, gegenüber hinsichtlich der von ihm zwei Tage zuvor bei Vionville gemachten Erfahrungen, wie folgt: „Es ist das Chassepotfeuer unterschätzt worden, auch einigermaßen die Mitrailleusen. Es ist unmöglich, mit unserer auf den Exerzierplätzen eingeübten Taktik vorwärts zu kommen, man muß mehr manövrieren, man muß jede, auch die geringfügigste Deckung im Terrain aufsuchen und benutzen, vor allem muß man die Artillerie lange und nachhaltig wirken lassen."*) Als die Engländer am 18. Februar 1900 bei Paardeberg unter schweren Verlusten abgewiesen worden waren, sagte Lord Kitchener am folgenden Tage: „Wenn ich gestern früh das gewußt hätte, was ich heute weiß, würde ich die Buren im Flußtal nicht angegriffen haben, es ist eben unmöglich gegen das moderne Gewehr."

Da hervorragende Führer wie Alvensleben und Kitchener in solcher Weise von der feindlichen Feuerwirkung überrascht wurden, liegt die Frage nahe, ob solches zu vermeiden war, und die weitere, wie es möglich war, daß kriegserfahrenen Generalen dergleichen begegnen konnte. Die Erklärung liegt zum großen Teil in den Ereignissen selbst, denen die jüngsten Kriegserfahrungen der beiden beteiligten Armeen entnommen waren. Unsere Infanterie hatte 1866 mit der österreichischen, die noch Vorderlader führte und der Stoßtaktik huldigte, meist leichtes Spiel gehabt. Die Bedeutung des Schützenmassenfeuers ist erst an der Wirkung des Chassepot-Gewehrs 1870 offenbar geworden. Sagt doch selbst Moltke, der, seit er an die Spitze des Generalstabes getreten war, sich unausgesetzt bemühte, richtige Vorstellungen über die Wirkung der verbesserten Feuerwaffen in der Armee zu erwecken, in den Verordnungen für die höheren Truppenführer von 1869 noch: „Mit Ausnahme der eigens zum Fernschießen designierten Leute schießt auch die Tirailleurlinie erst auf Kommando und wenn der Gegner auf 300 Schritt herankommt."

*) Studien zur Kriegsgeschichte und Taktik. V. Der 18. August 1870. S. 407.

Die Engländer aber hatten vor dem Burenkriege in ihren Kolonialkriegen keinen ebenbürtigen Gegner zu bekämpfen gehabt, sie dachten daher auch mit den Buren in schnellem Andrang fertig zu werden, umsomehr als sie durch Annahme lichter Formen der guten Bewaffnung und Schießausbildung ihres neuen zivilisierten Gegners zur Genüge Rechnung zu tragen glaubten.

War für uns 1870 die Wirkung des Massenfeuers eine neue Erscheinung, so für die Engländer in Südafrika diejenige des kleinkalibrigen Mehrladers. Hier wie dort folgten die Armeen ihren letzten Kriegserfahrungen, denn es liegt in der Natur der Dinge, daß der Mensch nach dem ihm zunächst liegenden Selbsterlebten urteilt und handelt. Bezeichnend ist hierfür u. a. auch, daß die Österreicher auf Grund der örtlichen Erfahrungen des oberitalienischen Kriegsschauplatzes von 1859 zu einer Zeit, in der eine wesentliche Verbesserung der Feuerwaffen anhub, zu einer ausgesprochenen Stoßtaktik gelangten, die ihnen 1866 dem preußischen Hinterladergewehr gegenüber im höchsten Maße verderblich wurde. Auch der heute unter allen Armeen herrschende Wetteifer, auf der Höhe kriegsgemäßer Ausbildung zu bleiben, sich die Erfahrungen der letzten Kriege anderer Völker und die neuesten Errungenschaften der Technik nutzbar zu machen, wird der in der menschlichen Natur begründeten Vergeßlichkeit nicht abhelfen.

Es ist freilich im Vergleich zu ehedem sehr viel leichter geworden, Ereignisse auch auf entlegenen Kriegsschauplätzen zu verfolgen. Die Welt erscheint kleiner, die Völker sind näher aneinandergerückt. Die weit verbreitete Öffentlichkeit erleichtert es, fremde Armeen zu verfolgen. Der Schleier des Geheimnisses vermag auf die Dauer nicht zu schützen, und so werden Fortschritte in der Technik und Taktik bald Gemeingut aller Armeen. Bei den Verkehrsverhältnissen, wie sie noch zu Anfang des vorigen Jahrhunderts beschaffen waren, verhielt sich das anders. Dieser Umstand wird immer übersehen, wenn der preußischen Armee des Jahres 1806 vorgeworfen wird, daß sie es nicht verstanden habe, mit der Zeit mitzugehen und sich die Napoleonische Kriegs- und Fechtweise anzueignen. Ganz abgesehen davon, daß in einer Armee Eingelebtes, wenn nicht zwingende äußere Umstände, wie hier die gewaltige Erschütterung von Jena, eintreten, sich nur schwer wandeln läßt, ist zu bedenken, daß neue Gedanken damals sehr viel mehr Zeit brauchten, um bis in die zum Teil entlegenen Garnisonen durchzudringen. Ein gerechtes Urteil wird auch der heutigen russischen Armee nach dieser Richtung mildernde Umstände zubilligen müssen. Die klimatischen und Unterkunftsverhältnisse des weiten Reiches sind der raschen Verbreitung militärischer Neuerungen sowie der kriegsgemäßen Durchbildung von Führern und Truppen hinderlich, die russische Armee ist daher im Vergleich zu denjenigen westeuropäischer Kulturstaaten offenbar benachteiligt.

Für diese besteht andererseits in dem überall regen Streben, sich jede Neuerung zunutze zu machen, jede auf fremden Kriegsschauplätzen zutage tretende Erscheinung

alsbald in ihren Vorschriften zu berücksichtigen, offenbar heute eine gewisse Gefahr. Es sei nur daran erinnert, wie der Südafrikanische Krieg sogleich die sogenannte Burentaktik aufleben ließ, und wie die weitgehendsten Hoffnungen auf diese gesetzt wurden. 'Sie hatte freilich ihr Gutes, indem sie die Infanterie wieder auf sorgfältige Benutzung des Geländes und auf die Anwendbarkeit lichter Schützenlinien überall da, wo eine entscheidungsuchende Feuerwirkung nicht beabsichtigt ist, hinwies. Daß es hierzu des Burenkrieges bedurfte, ist aber ein erneuter Beweis, wie rasch Kriegserfahrungen vergessen werden. Es war durch nichts gerechtfertigt, daß wir uns vor dem Burenkriege fast durchgängig in übertrieben dichten Schützenlinien bewegten. Bereits unser damaliges Reglement, der Niederschlag der Erfahrungen des Krieges 1870/71, gestattete ausdrücklich, die Dichtigkeit der Schützenlinie von Fall zu Fall zu bemessen, und selbst die Friedensausbildung vor 1866 und 1870 kannte in der sogenannten Walderseeschen Methode eine sorgfältige Schützenausbildung in der Gruppe. Wir hätten schon auf Grund der Erfahrungen von Gravelotte—St. Privat zu ganz denselben Folgerungen gelangen müssen, die wir aus dem Burenkriege zogen, umsomehr als wir im zweiten Teile des Krieges 1870/71 bereits tatsächlich in wesentlich anderen Formen gefochten haben. Ohne Zweifel hat die Vorstellung, daß der Schützenschwarm zur Hauptkampfform der Infanterie geworden ist und daß im Schützenmassenfeuer die Entscheidung des heutigen Kampfes liegt, so richtig auch beides an sich ist, dazu beigetragen, die grundsätzliche Bildung starker Schützenlinien zu begünstigen; sie hat auch jenen schematischen und willkürlichen Begriff der Hauptfeuerstation entstehen lassen.

Auch aus dem Mandschurischen Kriege waren manche militärische Federn sofort bereit Folgerungen zu ziehen, deren Berechtigung, soweit diese Folgerungen sich nicht ohnehin auf Erscheinungen rein örtlicher Natur bezogen, doch erst durch vergleichsweise Betrachtung früherer Kriege festgestellt werden mußte. Unzweifelhaft hat dieser Krieg auf die Kriegstechnik in hohem Maße fördernd gewirkt. Ohne die durch ihn mittelbar und unmittelbar gegebenen Anregungen wären wir auf manchem technischen Gebiete wohl kaum so weit wie jetzt. Bei alledem ist aber doch zu bedenken, daß bei aller ihr zukommenden Wichtigkeit nicht die Technik, sondern, abgesehen von moralischen Faktoren, die Taktik im Kriege den Ausschlag gibt, und auf diesem Gebiet ist zwar nicht alles, was sich in der Mandschurei ereignete, aber doch sehr vieles, wenn auch in anderer Form, schon dagewesen. Das wird auch dort stets zu beherzigen sein, wo mitten in einem langen Frieden Vorschläge auf taktischem oder kriegstechnischem Gebiet auftauchen. So wurden beispielsweise bei uns Ende der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts im Manöver Versuche im Marschieren mit breiten Kolonnen angeordnet. Daß sie unbefriedigend ausfallen mußten, war vorauszusehen, wie wir denn jetzt den gleichen Zweck durch Nebeneinandersetzen mehrerer Marschkolonnen zu erreichen suchen. Daß ein Marschieren in breiten Kolonnen, wenn auch unter

entsprechend größerem Kräfteverbrauch der Truppe, möglich ist, hätte aber schon e
Blick auf frühere Kriege dartun können. Die Armeen des 18. Jahrhunderts bewegt
sich, um jederzeit die Schlachtordnung herstellen zu können, stets in Zugfront u
großenteils querfeldein fort. Die Franzosen unter Napoleon marschierten häufig
u. a. legte das Korps des Marschalls Soult auf der Verfolgung nach Jena a
16. Oktober 1806 etwa 30 km in breiten Kolonnen zurück, denn es heißt au
drücklich im Korpsbefehl:*) „Die Herren Generale haben während des Marsch
so viel als möglich alle Wegeengen zu vermeiden und die Dörfer so weit angängig
umgehen. Die Bataillone marschieren in Zugfront, wenn möglich, haben die D
visionen mehrere Kolonnenanfänge zu bilden."

Als vor nicht langer Zeit schwere Artillerie zum Feldheere trat, wurden vi
fache Bedenken hiergegen laut. Soweit sich diese gegen die vermehrte Belastung d
Armeen, insbesondere durch die mitzuführende Munition, richteten, waren sie unzweife
haft begründet und fanden ihre Widerlegung nur in dem Nutzen, den man sich andere
seits von den schweren Batterien versprach. Es wurde aber auch bezweifelt, d
diese Batterien eine für den Feldkrieg ausreichende Beweglichkeit besitzen sollte
Hierbei wurde außer acht gelassen, daß Friedrich der Große in den späteren Jahr
des Siebenjährigen Krieges, weil ihn die vortreffliche Positionsartillerie der Öste
reicher dazu zwang, stets schwere Artillerie mit sich führte, und zwar in der Reg
zehn schwere Zwölfpfünder bei jeder Infanterie-Brigade, Geschütze, die erheblich wenig
beweglich und schlechter bespannt waren als die heutige schwere Artillerie des Fel
heeres. Bei Leuthen wurden solche schweren Batterien sogar improvisiert, es ware
von Bauernpferden gezogene Glogauer Festungsgeschütze. Sie sind gleichwohl nic
nur rechtzeitig in die Feuerstellung gelangt, sondern haben sogar, als der Angri
fortschritt, einen Stellungswechsel vorgenommen. Man wende nicht ein, daß solc
Verwendung nur bei der damaligen geringen und wenig weit reichenden Wirkun
des feindlichen Feuers möglich gewesen sei. Die große Nähe am Feinde, in der ma
sich zu jener Zeit befand, gestaltete dessen Feuerwirkung gelegentlich recht empfindlic
So berichtet Tempelhoff von zwei preußischen schweren Batterien, die bei Torga
zuerst in Stellung gingen, sie seien vom feindlichen Feuer vollständig zugedeckt, Off
ziere, Kanoniere, Knechte und Pferde binnen kürzester Frist niedergestreckt worden.

Es gilt, an jede einzuführende Neuerung, mag sie der Anregung jüngster kriege
rischer Ereignisse oder organisatorischen Bedürfnissen entsprungen sein, den Prüfstei
früherer Kriegserfahrung zu legen, auch solche mehr zurückliegender Zeiten dar
nicht übersehen werden, wenigstens nicht diejenige der Napoleonischen Kriege. Wi
überall, so bewahrt auch hier nur der Blick auf das Allgemeine vor schädlicher Ein
seitigkeit. Vermittlerin nach dieser Richtung ist die Kriegsgeschichte. In der Weis

*) Foucart, Prenzlau—Lübeck.

wie sie noch bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts betrieben wurde, indem sie, auf unzureichendes Quellenmaterial gestützt, Tatsachen aneinanderreihte und an diese eine schwach begründete Kritik knüpfte, konnte sie allerdings diesem Zwecke nicht voll genügen. Erst seit sie sich auf das seitdem überall reichlicher erschlossene amtliche Material stützt, vermag sie wahrhaft Nutzen zu stiften. Moltke hat auch auf diesem Gebiet bahnbrechend gewirkt. Das 1861 erschienene, zum großen Teil seiner Feder entstammende Geschichtswerk des preußischen Generalstabes über den Feldzug 1859 in Italien kann noch heute als Vorbild kriegsgeschichtlicher Darstellung gelten. Der Feldmarschall sah sich im übrigen hinsichtlich der aus der letzten großen kriegerischen Epoche, aus der Napoleonischen Zeit, zu ziehenden Folgerungen nur auf sehr dürftiges Quellenmaterial angewiesen, es konnte daher nicht ausbleiben, daß manche seiner Schlüsse auf die Kriegführung unter Napoleon, die bei dem Ansehen, das Moltke genoß, Schule gemacht haben, heute nicht mehr völlig zutreffend sind. Erst das 1858 beginnende Erscheinen der Korrespondenz Napoleons und später die Veröffentlichungen Foucarts und des französischen Generalstabes haben uns ein völlig einwandfreies Bild von dem Getriebe innerhalb der Armee des ersten Kaiserreichs gewinnen lassen.

Mit der Veröffentlichung von Sammlungen amtlicher Schriftstücke aus ihrer großen kriegerischen Zeit zu Anfang des 19. Jahrhunderts haben sich die heutigen Franzosen ein wahrhaftes Verdienst erworben, denn diese Akten enthalten eine überaus reiche Kriegserfahrung. Um unmittelbar nutzbar zu werden, bedürfen sie allerdings der Überarbeitung. Die eigentliche kriegsgeschichtliche Forschung kann immer nur Sache weniger sein, dem Offizierkorps als solchem ist lediglich mit den Ergebnissen gedient. In dieser Hinsicht ist aber gerade dem deutschen Offizier jetzt das kriegsgeschichtliche Studium im Vergleich zu ehedem sehr erleichtert, seitdem die kriegsgeschichtliche Darstellung sich bei uns vorzugsweise in essayistischer Form bewegt. Noch zu keiner Zeit ist es dem Offizier jeden Dienstgrades so leicht gemacht worden, sich die Erfahrungen früherer Kriege zu eigen zu machen wie heute. Er möge sich daher hüten, die wissenschaftliche Fortbildung, die ihm geboten wird, gering zu achten. Napoleon hat es bitter bereut, daß er unter seinen Generalen und in ihren Stäben über so wenige geschulte Köpfe verfügte, und Friedrich der Große vergleicht gelegentlich in seiner drastischen Art den Mann der bloßen Routine einem Maultier, das in zehn Feldzügen des Prinzen Eugen den Packsattel getragen, dadurch aber noch kein besserer Taktiker geworden sei. Welche Fehler und Unterlassungen durch Unkenntnis oder Nichtbeachtung von Kriegslehren der Vergangenheit begangen worden sind, wird durch einige Beispiele besonders deutlich werden.

Die preußische Armee von 1806 ermangelte weit weniger der Kriegserfahrung, als vielfach behauptet worden ist. Seit dem Siebenjährigen Kriege war sie noch unter Friedrich dem Großen mit ihrer Masse am Bayerischen Erbfolgekriege beteiligt gewesen. Unter Friedrich Wilhelm II. hatten der Zug nach Holland, die Revolutions-

kriege und die Kämpfe in Polen mehr oder weniger starken Teilen der Armee Gelegenheit gegeben, den Krieg kennen zu lernen. Diese Feldzüge aber waren alle nicht dazu angetan, die moralische Kraft der Armee zu steigern, denn sie wurden nicht wie der Siebenjährige Krieg um die Existenz Preußens geführt. Nicht die Handlungsweise König Friedrichs zu Beginn dieses Krieges, die sich von dem gesunden Naturalismus und der Energie neuerer Kriege nur wenig unterschied, sondern sein Verhalten im tatenarmen Bayerischen Erbfolgekriege, der dem Könige mehr eine durch Waffengewalt unterstützte politische Demonstration war, galt dem Geschlecht von 1806 als maßgebend. Darüber war ihm die eigentliche Bedeutung der blutigen Waffenentscheidung so weit verloren gegangen, daß General v. Grawert bei Jena dem Fürsten Hohenlohe zur „gewonnenen Bataille" gratulierte, als die vordere feindliche Linie um ein weniges zurückgeworfen, sonst aber noch nichts entschieden war, die preußische Infanterie vielmehr ratlos vor Vierzehnheiligen stand, bis Napoleon genügende Kräfte zur Stelle hatte, um die Armeeabteilung Hohenlohes zu erdrücken.

Man rühmte sich Friderizianischer Traditionen, suchte sie aber in der Beachtung von Äußerlichkeiten, das innere Wesen der Kriegführung des Königs war in Vergessenheit geraten. Die großen Marschleistungen, die einst Friedrich seinen Truppen zugemutet hatte, als er von Roßbach nach Leuthen und von Schlesien nach Zorndorf eilte, waren in der preußischen Armee vergessen, ebenso wie der Marsch des Prinzen Heinrich vom September 1759, der in der Lausitz binnen 48 Stunden 75 km bei Tag und Nacht marschierend zurücklegte und hierbei nur zweimal eine dreistündige Rast einschaltete. So konnte am 29. Oktober 1806 der Marschall Lannes Napoleon mit Recht schreiben: „Wenn die Preußen 25 bis 30 km marschiert sind, glauben sie alles getan zu haben, was möglich ist, und wollen nicht glauben, daß wir 50 bis 55 km täglich leisten."

Von der Beteiligung am ersten Feldzuge nach langem Frieden im Jahre 1864 war nur ein Teil unserer Armee betroffen, und die besonderen Verhältnisse, unter denen der Krieg sich abspielte, ließen es nicht dazu kommen, Erfahrungen im großen zu sammeln. So fußten denn 1866 und, bei der kurzen Dauer dieses Krieges, darüber hinaus noch 1870 die Anschauungen unserer Führer wesentlich noch in den Erfahrungen der Befreiungskriege. Auch Moltke besaß für den großen Krieg keine anderen Vorbilder, während er aber — und darin liegt seine Größe — über diese Vorbilder hinausschritt, gewahren wir sonst auf den meisten Gebieten einen Rückschritt.

Die Verhältnisse hinter der Front waren keineswegs erfreulich. Das bureaukratische Gezänk der Intendanturen nahm einen breiten Raum ein, nicht zum Vorteil der Verpflegung der Truppe. Die mangelhaften Verpflegungsverhältnisse drohten mehrfach zur Fessel für die Operationen zu werden und deren Fortgang zu stören, wobei freilich die Truppenführer keineswegs ohne Schuld waren. In seinen Aufzeichnungen klagt General v. Blumenthal mehrfach über unkriegsmäßiges Verhalten

der Truppen. Wenn auch das Napoleonische Vorbild rücksichtslosester Ausraubung des feindlichen Landes und großer Sorglosigkeit hinsichtlich der Heeresverpflegung nicht maßgebend sein konnte und durfte, so besaß man doch bereits in der eigenen Armee rühmliche Vorbilder. Der Intendant der Schlesischen Armee während der Befreiungskriege, Staatsrat Ribbentrop, hatte es auch unter den schwierigsten Verhältnissen verstanden, den Anforderungen Blüchers und Gneisenaus so weit gerecht zu werden, daß die Führung in ihren Entschlüssen durch keine Rücksicht auf die Verpflegungsverhältnisse beengt wurde. Man ermißt erst, was das sagen will, wenn man bedenkt, daß im Herbst 1813 die Schlesische Armee sich auf einem vom Kriege völlig ausgesogenen Gebiet bewegte, sonach gänzlich auf den Nachschub angewiesen war, daß ferner Blücher Ende September aus der Oberlausitz rechts abmarschierte und bei Wartenburg über die Elbe ging, was eine Verlegung der bisher ostwärts nach Schlesien führenden Verbindungen erforderte. Als dann Napoleon an der Mulde abwärts gegen die Schlesische und Nordarmee heranzog, wich Blücher vor dem feindlichen Gegenstoße seitwärts nach dem linken Saale-Ufer aus, wechselte sonach abermals seine Verbindungen.

Die preußische Infanterie sah ihre Arbeit 1866 infolge der Überlegenheit, die ihr Zündnadelgewehr überall gegen den österreichischen Vorderlader zeigte, erleichtert, wiewohl sie durch ihre Artillerie nicht immer ausgiebig unterstützt wurde. Es lag das teilweise an der Verschiedenheit in der Bewaffnung der Artillerie, die z. T. noch glatte Rohre führte und infolgedessen auf verschiedenen Entfernungen zur Wirkung sowie zu keiner einheitlichen Massenverwendung gelangte, wie sie bei der österreichischen Artillerie vorteilhaft hervortrat. Abgesehen von der Verschiedenheit der Bewaffnung innerhalb der preußischen Artillerie war ihr aber auch die Erinnerung an die großen Batterien von 80 und mehr Geschützen, wie sie Napoleon anwandte, abhanden gekommen, obwohl eine Instruktion König Friedrich Wilhelms III. vom 10. August 1813 dieses Zusammenfassen der Artillerie in große Massen bereits empfohlen hatte.

Während unsere Artillerie sich überraschend schnell die Erfahrungen von 1866 zunutze machte und 1870 die dem Chassepotgewehr unterlegene Bewaffnung der Infanterie zum Teil ausgeglichen hat, läßt sich das gleiche nicht von der Kavallerie sagen.

Diese Waffe zeigte sich 1866 am meisten rückständig, sie hatte in dem kurzen Feldzuge wenig Gelegenheit, Erfahrungen im großen Stile zu sammeln, und die Mängel ihrer Ausbildung und Verwendung, die an maßgebender Stelle erkannt worden waren, konnten in den wenigen Jahren bis zum Kriege 1870 in der Truppe nicht durchdringen. Es hat indessen nicht an der Waffe allein gelegen, wenn sie nicht den an sie gestellten Anforderungen entsprach. Ihre Masse wurde 1866 hinter der Infanterie zurückgehalten, sowohl das Kavallerie-Korps der Ersten als die Kavallerie-Division der Zweiten Armee. Für die Aufstellung der Kavallerie-Korps sind offenbar die Kavallerie-Massenbildungen der Napoleonischen Zeit maßgebend gewesen. Die Verwendung dieser Reitermasse entsprach aber mehr derjenigen der Küraſſier-Divisionen

der Kavallerie-Reserve Napoleons, die als Schlachtenreiterei zurückgehalten wurde, während den Dragoner-Divisionen und der leichten Kavallerie die operativen Aufgaben vor der Front der Armee zufielen. Was Napoleon nach dieser letzteren Richtung erstrebt hat, beruht auf Grundsätzen, die, gleich denjenigen taktischen Masseneinsatzes der Kavallerie, erst im Jahre 1870 gewissermaßen wieder neu entdeckt wurden. Was seitdem durch andauernde Friedensarbeit auf Grund der Erfahrungen von 1870 unserer Reiterei zur Gewohnheit geworden ist, Aufklärung im großen, Sicherung, Verschleierung, Verwendung vorgeschobener Eskadrons, Zusammenhalten der Masse einer Kavallerie-Division auf der Hauptstraße, es findet sich alles bereits in den Weisungen Napoleons niedergelegt, die freilich in ihrem Wortlaut erst durch das Erscheinen seiner Korrespondenz sowie durch die neueren französischen Veröffentlichungen bekannt geworden sind. In der Kriegspraxis selbst ist allerdings Napoleon niemals dahin gelangt, das Gewollte ganz zur Durchführung zu bringen, und so kam es, daß die ungeheure Kriegserfahrung seiner Zeit der Reiterwaffe verloren ging, denn an sichtbaren Erscheinungen haftet der Geist stets lieber, als daß er ihren verborgenen Gründen nachspürt. Lobte man doch auch bei uns stets gern die Taten der Katzlerschen Avantgarde in den Feldzügen der Schlesischen Armee 1813 und 1814, wie aber Katzler mit der Kavallerie dieser Avantgarde die Aufgabe einer Kavallerie-Division vor der Front der Armee löste, blieb unbeachtet. Und doch stehen die Leistungen der preußischen Kavallerie jener Zeit nach dieser Richtung hoch über denjenigen des Jahres 1866 und zu Anfang des Feldzuges 1870, wiederum ein Beweis, wie die Friedensarbeit, wenn sie nicht durch kriegsgeschichtliches Studium ergänzt wird, leicht auf Abwege gerät.

Auch in der Bewaffnungsfrage tritt das hervor. Sie ist mehrfach wechselnden Strömungen unterworfen gewesen. Obwohl die Lanze bereits in den Befreiungskriegen die Kosaken zu gefürchteten Gegnern gemacht hatte, widerstrebte man ihrer Einführung in kavalleristischen Kreisen anfänglich allgemein. Die gesamte Friderizianische und Napoleonische Kavallerie hatte Karabiner geführt, gleichwohl rückte 1870 nur etwa der dritte Teil der deutschen Reiterei mit Karabinern ins Feld, und ganze Divisionen waren ohne solche. Die Selbständigkeit ihres Auftretens vor der Front der Armee und ihre Leistungen im allgemeinen sind dadurch erheblich beeinträchtigt worden. Die Erklärung, wie es dahin kam, ist nicht schwer. Es galt für unkavalleristisch, zu Fuß zu fechten, und die reiterliche Ausbildung schien einer im Frieden aufgewachsenen Generation durch die Schußwaffe nur erschwert. Darüber wurde vergessen, daß die großen Gesichtspunkte des Krieges in der Ausbildung stets voranzustellen sind. Eine eindringliche Warnung, in dergleichen Dingen nicht vorübergehenden Strömungen zu folgen.

Die zum Teil durch ihre ungenügende Bewaffnung veranlaßte geringe Selb-

ständigkeit der Kavallerie verursachte denn auch bei den höheren Führern immer wieder Bedenken, sie in Masse vor der Front zu verwenden. 1870 werden die Kavallerie-Divisionen bei der Ersten Armee zurückgehalten, weil das waldige Gelände zwischen Saar und Mosel ihre Verwendung behindern soll, und bei der Dritten Armee ruft das Oberkommando die 4. Kavallerie-Division von der Verfolgung nach Wörth ab, aus Furcht, sie in den Vogesen einer Gefahr auszusetzen. Wiederum war es nur Moltke, der fort und fort auf einem weiten Vortreiben der Reitermassen bestand.

Aber nicht nur diese eigenste Waffe der Verfolgung hielt man damals zurück. Der Begriff der Verfolgung war der Armee überhaupt abhanden gekommen. Die Friedensmanöver fanden ihren Abschluß mit Herstellung der Ordnung auf beiden Seiten, den zurückgehenden Gegner ließ man ziehen, rückte ihm nicht, wie es bei dem jetzigen kriegsmäßigen Abbrechen des Gefechts geschieht, weite Strecken über Sturzacker nach. Es ist begreiflich, daß Truppen, die im Frieden nicht dazu erzogen sind, dem Feinde nachzudrängen, es auch im Kriege nicht tun. Das gänzliche Unterlassen einer Verfolgung nach Königgrätz findet, wenn dabei allerdings auch andere Gründe mitgesprochen haben, hierin seine Erklärung. Bei Weißenburg ließ man die Trümmer der geschlagenen Division Douay ziehen und das Signal „Das Ganze Halt“ über das Gefechtsfeld erschallen. Die Verfolgung bis zum letzten Hauch von Mann und Roß, die Gneisenau am Abend von Belle-Alliance einleitete, hatte man vergessen.

Waren uns 1866 und 1870 die Erfahrungen einer großen kriegerischen Vergangenheit zum Teil abhanden gekommen, so war es bei den Franzosen in noch höherem Maße der Fall. Ihre Führer und ihr Generalstab besaßen überhaupt keinen klaren Begriff von den Bedingungen des großen Krieges. Man berief sich in Frankreich gern auf Napoleon, aber das Wesen seiner Kriegskunst hatte man nicht erfaßt. Mit vollem Recht ist stets betont worden, daß der Kleinkrieg in Algier wohl eine gute Schulung für die Truppe gebildet habe, daß die Führer dort aber die Gewohnheit des großen Krieges verloren hätten. Und doch besaß die Kaiserliche Armee, die 1870 unterlag, aus jüngster Zeit die stolzen Erinnerungen des Malachow-Sturmes, von Magenta und Solferino, ein Zeichen, daß selbst Erfolge, wenn sie nicht richtig eingeschätzt und nach ihren Ursachen gewürdigt werden, irreführen können, denn auch sie bilden immer nur einen Ausschnitt aus der Geschichte der Kriege, und es gilt deren Gesamtheit in Betracht zu ziehen.

Hierzu brauchen wir keine gelehrten Offiziere. Sind doch, wie schon Clausewitz sagt:*) „die ausgezeichneten Feldherren niemals aus der Klasse der viel wissenden oder gar gelehrten Offiziere hervorgegangen,“ und darf doch, wie er an anderer

*) Vom Kriege, II. Buch, 2. Kap.

Stelle sagt:*) „wer sich in einem Element bewegen will, wie es der Krieg ist, aus den Büchern durchaus nichts mitbringen als die Erziehung seines Geistes.“ Gleichwohl bedarf er dieser Erziehung durch die Bücher. Sie wird dem Offizier nicht durch erhöhte Schulanforderungen zuteil. Nicht auf Vermehrung der Abiturienten unter unserem Offiziererſatz sollten wir vornehmlich unser Augenmerk richten, wohl aber uns die Förderung einer tüchtigen Fachbildung unter unseren jüngeren Offizieren in vermehrter Weise angelegen sein lassen. Die Kriegsschule, selbst wenn man die auf ihr zu verbringende Zeit verlängern und ihren Lehrplan erweitern wollte, kann immer nur eine Grundlage zur Weiterbildung geben. Diese bleibt im allgemeinen dem jungen Offizier völlig überlassen, und nicht jeder ist imstande, sich dabei selbst zu helfen, zumal auf dem Gebiete der Kriegsgeschichte, das auf der Kriegsschule immer nur gestreift werden kann.

Die Winterarbeiten, wie sie meist gehandhabt werden, fördern wenig. Es mag ja nützlich sein, dem jungen Offizier ein Thema zu stellen, das ihn nötigt, sich in die Dienstvorschriften zu vertiefen, aber sollte er hierzu nicht beim praktischen Dienst, bei Kriegsspielen und taktischen Übungen im Gelände ausreichend angehalten werden können? Sind sie nicht ohnehin sein tägliches Brot? Er bedarf vielmehr der Anregung, indem ihm ein anderer Stoff geboten wird, der ihm den Ausblick auf die großen Seiten seines Berufs öffnet, der seinen Geist inmitten eines langen Friedens auf die hohen Aufgaben seines kriegerischen Berufes hinlenkt. Nur darf man hierbei nicht übertreiben. Es ist schwerlich angebracht, wenn ihm ein Thema über große organisatorische oder operative Fragen gestellt wird, womöglich unter Anknüpfung an die neuesten Ereignisse auf einem fernen Kriegsschauplatz, noch bevor diese eine eingehende Bearbeitung erfahren haben. Es gilt, im Offizierkorps die Neigung zu kriegsgeschichtlichen Studien sachgemäß zu entwickeln. Die Schulung auf der Kriegsakademie kommt verhältnismäßig nur wenigen zugute, und sie setzt auch für den zu ihr Einberufenen erst ein, wenn er bereits eine Reihe von Jahren als Offizier tätig war.

In jedem Offizierkorps dürfte sich eine geeignete Persönlichkeit finden, der die Leitung der wissenschaftlichen Beschäftigung der jüngeren Offiziere, die an Stelle der Winterarbeiten zu treten hätte, mit Nutzen übertragen werden kann, sei es, daß diese in dem gemeinsamen Durcharbeiten von Episoden eines neueren Feldzuges, oder in Vorträgen und Besprechungen neuerer Erscheinungen der Militärliteratur, oder in beidem besteht. Nach einer bestimmten Methode hierbei zu verfahren, ist keineswegs erforderlich, ja nicht einmal vorteilhaft, denn jedes Lehren ist individuell. In größeren Garnisonen könnten sich, wie das bereits vielfach geschieht, die Offizierkorps hierbei gegenseitig unterstützen. Es würde Sache des höheren Vorgesetzten sein, dahin zu

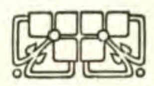
*) Bd. VII. Feldzug von 1812.

wirken, daß diesen Beschäftigungen die nötige Vielseitigkeit gewahrt bleibt, damit sie den wahren Zweck allen kriegsgeschichtlichen Studiums erfüllen, die Erfahrungen früherer Feldzüge dem heutigen Soldaten stets erneut wieder vorzuführen.

Nicht um die Förderung theoretischer Kenntnisse in der Armee handelt es sich, sondern darum, Wissen in die Praxis umzusetzen, denn mit Recht sagt Willisen:*) „Vom Wissen zum Können ist immer ein Sprung, aber doch einer vom Wissen aus und nicht vom Nichtwissen.“

*) Theorie des großen Krieges.

Frhr. v. Freytag-Loringhoven,
Oberst und Kommandeur des Grenadier-Regiments
Prinz Carl von Preußen (2. Brandenb.) Nr. 12.





# Zur Lösung der Pferdefrage in Südwestafrika.

Die China-Expedition hatte die deutsche Heeresleitung bereits vor die schwierige, bisher noch ungewohnte Aufgabe gestellt, eine große Anzahl Pferde über See auf einen fernen Kriegsschauplatz zu versenden oder daselbst zu beschaffen.

Die hierbei gesammelten Erfahrungen bildeten zum Teil hinsichtlich der Seetransporte und der Behandlung an Bord eine wertvolle Unterlage bei unserem ersten größeren Kolonialkriege in Südwestafrika. Gänzlich anders gestalteten sich aber die Verhältnisse mit dem Augenblick, da die Tiere den Boden unserer Kolonie betraten. Der eigenartige Charakter des Landes, vor allem das absolute Fehlen von Kunststraßen, Eisenbahnen und schiffbaren Flüssen sowie die Beweglichkeit unserer Gegner hatten zur Folge, daß, ähnlich wie im Burenkriege, auch hier die Pferdefrage eine ausschlaggebende Bedeutung gewann.

Was zunächst den Transport der Pferde über See anbetrifft, so hatten die Engländer im Burenkriege den großen Vorteil, daß wegen der bedeutenden Einfuhr von Vieh als Handelsartikel, zahlreiche eingerichtete Viehdampfer für den Pferdetransport zur Verfügung standen. Auch waren infolge der häufigen Verlegung ganzer Kavallerie-Regimenter von und nach den Kolonien, sowie durch die Remontierung für Indien eine Menge eingerichteter Pferdetransportschiffe vorhanden, während bei uns Frachtdampfer für diesen Zweck erst hergerichtet und mit den nötigen Einrichtungen versehen werden mußten.

Hinsichtlich der Auswahl des Schiffes hat es sich auch diesmal wieder gezeigt, daß nur Dampfer mit normalen, hohen Laderäumen und zahlreichen Luken (Schächten zum Herablassen der Ladung) für einen Pferdetransport in Frage kommen. Die Schiffe müssen genügende Breite haben, um den Tieren alle irgend mögliche Bequemlichkeit in der Unterbringung zu bieten. Breite Schiffe haben ferner den Vorteil, daß sie bei bewegter See ruhiger liegen. Auch die Fahrgeschwindigkeit des Schiffes ist von Wichtigkeit. Je schneller es fährt, je kürzer die Seefahrt und der Aufenthalt an Bord ist, desto größer ist die Wahrscheinlichkeit, den Transport ohne Ver-

luste an seinen Bestimmungsort zu bringen. Außerdem bedeutet schon die größere Zufuhr von frischer Luft bei den schnell fahrenden Dampfern besonders in den Tropen einen wesentlichen Vorteil für die Gesundheit der Pferde. Auch die Engländer betonen in ihren Berichten stets den Wert der ständigen Zufuhr frischer Luft in die unteren Räume und erwähnen als besonders wichtig, daß diese vor allem in heißem Klima kühl gehalten werden müssen. Um dies zu erreichen, hat sich auch der weiße Anstrich der Schiffe in den Tropen gut bewährt.

Für die Unterbringung der Pferde kommen namentlich das Zwischendeck und das Hauptdeck in Betracht. Bei einem Pferdetransport nach Ostasien ist es auch vorgekommen, daß Pferde in dem tiefer gelegenen Laderaum mit gutem Erfolge untergebracht wurden. Die Erfahrung hat gezeigt, daß der Wert der Ställe sich einzig und allein nach der in ihnen vorhandenen Luft richtet. In dieser Beziehung ist nur die Höhe der Unterkunftsräume maßgebend, und es ist günstiger, die Pferde im hohen Laderaum als in einem niedrigen Zwischen- oder Spardeck unterzubringen.

Oben auf Deck sollten niemals Ställe gebaut werden, da dieses zum täglichen Bewegen der Pferde unbedingt frei bleiben muß. Auch kann hier die Temperatur nicht so gleichmäßig sein, wie in den unteren Räumen, und die Tiere leiden entweder unter der Zugluft oder dem Sonnenbrand. Allerdings hat es sich sehr bewährt, die Pferde zeitweise in heißen Nächten aus den dumpfigen Ställen auf Deck unterzubringen, nur müssen dann durch Anbringen von Segelvorhängen die nötigen Vorkehrungen gegen Zugluft getroffen werden. Der Führer eines Pferdetransports hat die Pflicht, die Unterbringung der Pferde je nach ihrem Befinden zu regeln. Es ist zu berücksichtigen, daß die Fahrt im Zwischendeck bedeutend anstrengender ist, als in dem besser ventilierten Oberdeck. Er muß also unterwegs häufig die Plätze der Pferde ändern, derart, daß die kräftigen Tiere zeitweise weniger gute, die schwächeren aber die besten Plätze erhalten.

Zur Unterbringung der Pferde in den Schiffsräumen sind Einzelstände mit den Planken in Höhe des Pferdekörpers und abnehmbaren Krippen zu bauen. Die Pferde müssen mit den Köpfen mittschiffs, d. h. nach innen gestellt werden. Zunächst wird dadurch an Platz gespart, dann empfinden die Tiere so die unangenehme Bewegung des „Rollens" des Schiffes nicht so sehr. Ebenso ist die Bewegung des Schiffes in der Längsrichtung, das „Stampfen", weniger fühlbar. Der Boden der Ställe ist mit Trittleisten, die Schwanzbretter sowie die oberen Ränder niedriger Türen sind tunlichst mit einer breiten Polsterung aus Segeltuch mit Strohfüllung zu versehen. Die Seitenbretter, die dazu dienen, den Tieren auf beiden Seiten einen Halt zu geben, müssen mindestens 4 Zentimeter stark und möglichst astfrei sein. Sie werden ebenso wie die Krippen, die an den Brustbrettern anzubringen sind, derart befestigt, daß sie sich an Nuten leicht herausnehmen lassen. Im Vergleich zu Holzkrippen, die

häufig von den Pferden am Boden durchgefressen werden, bieten Blechkrippen de Vorteil, daß sie gleichzeitig zum Tränken benutzt werden können.

An den Pfosten der Pferdestände werden Ringe zum Befestigen der Halfterriem angebracht. Eine Polsterung der Brustbretter hat nicht immer stattgefunden. E hat sich gezeigt, daß man sie bei einer Überfahrt während der guten Jahreszeit en behren kann. Etwas anderes ist es bei anhaltendem Sturm, da die Pferde dann i folge Schwankens des Schiffes schlapp werden, sich nicht mehr halten können und si bei ungepolsterten Brustbrettern schwere Verletzungen zuziehen. Bei Transporte die voraussichtlich längere Zeit schlechtes Wetter haben werden, kann es sich empfehle bei den Ständen in Höhe der Sprunggelenke der Pferde ein zweites Seitenschutzbre anzubringen. Bricht dann ein Pferd infolge des Stoßes oder eintretender Er schlaffung zusammen, so kann es nicht gleichzeitig die Nebenpferde mit umreiße Brust- und Seitenbretter müssen unbedingt fest sein, da sie bestimmt sind, de Pferden bei hohem Seegang dadurch eine Stütze zu geben, daß sie sich stark dageg anstemmen können. Brechen die Stützen, so haben die Tiere keinen Halt und könne durch die heftigen Bewegungen des Schiffes schwer verletzt oder getötet werde So ereignete es sich, daß während des Burenkrieges von einem englischen Pferd transport von 415 Pferden 191 bei einem Sturme umkamen.

Die Engländer pflegen bei ihren Transporten bei gutem Wetter häufig d Brustbretter ganz zu entfernen. Sie gebrauchen dann außer dem üblichen Anbind zügel noch einen breiten, genügend langen Brustgurt, der für jedes Pferd an beide Seitenständen anzubinden ist. Der Gurt selbst wird durch einen Halsriemen in de richtigen Lage gehalten. Diese Maßregel hat den großen Vorteil, den Pferden i heißen Gegenden freiere Bewegungen zu gewähren. Der Transportführer muß nu bei eintretendem schlechten Wetter rechtzeitig die Brustbretter einlegen lassen.

In den Ställen müssen Vorrichtungen mit Gurten zum Aufhängen der Pferd bei schlechtem Wetter vorhanden sein. Es hat sich bewährt, die Ringe zum Befestige der Gurte nicht über der Mitte des Pferdes, sondern mehr nach dem Kopfende z anzubringen. Die vorderen Holzteile der Stände werden zweckmäßig mit Teer b strichen, um das Benagen durch die Pferde zu verhindern.

Wie bereits erwähnt wurde, muß der Boden der Ställe mit Trittleisten ve sehen sein. Die Tiere bekommen dadurch einen besseren Halt und das Ausgleit wird leichter vermieden. Die Latten müssen aber so weit auseinander sein, daß d Hufe zwischen ihnen bequem stehen können. Sie dürfen auch nicht ununterbroch in der Längsrichtung der Ställe fortlaufen, sondern müssen häufige Lücken lasse damit die Jauche abfließen kann. Dies ist zur Erhaltung einer guten Streu b sonders wichtig.

Als Streu ist in erster Linie Torfmull zu empfehlen. Auch Kokosmatten leist gute Dienste, da sie infolge ihrer rauhen Oberfläche den Füßen einen guten Ha

geben. Diese Matten sind aber nur dann brauchbar, wenn sie, ähnlich unseren Turnmatratzen, dick und stark genug sind.

Eine der größten Schwierigkeiten bei allen Pferdetransporten auf Schiffen, die nicht ausdrücklich für diesen Zweck gebaut sind, bereitet der Abfluß der Jauche. Schon bei der Auswahl des Dampfers muß beachtet werden, daß die nötige Zahl von Abflußröhren besonders in den Zwischendecks vorhanden ist. Da die Jauche nicht unmittelbar abgeleitet werden kann, so muß sie durch die Röhren in Sammelbassins im untersten Schiffsraum und von hier aus mit Hilfe von Dampfpumpen ins Meer befördert werden.

Die Regelung des Abflusses ist von größter Wichtigkeit, da der scharfe Jauchegeruch vor allem in den Tropen unerträglich ist und den Transport nachteilig beeinflußt. Auch werden die Hufe der Pferde durch nichts mehr geschädigt als durch nasse, schlecht gehaltene Streu. Um den Ammoniakgehalt zu binden, werden die Stände mit gebranntem Gips eingestreut. Billiger gestaltet sich allerdings die Anwendung von Torfmullstreu, da das Einstreuen von Gips täglich erfolgen muß. Versuche, mit Hilfe von zerkleinerter Maschinenasche trockene Ställe zu erzielen, haben sich nicht bewährt.

Auf Entfernung des Dungs muß ebenfalls zur Erzieluug guter Luft und zur Erhaltung der Hufe peinlich geachtet werden. Hinter den Ständen muß daher genügender Raum gelassen sein, damit ein Mann der Stallwache vorbeikriechen und jederzeit den Dung beseitigen kann. Im Interesse der Pferdepflege hat die Anordnung des Stalldienstes, die Einteilung in Beritte, Verteilung der Pferde auf die Mannschaften in der sonst üblichen Weise stattzufinden. Zur Förderung der Hauttätigkeit ist dem Putzen erhöhte Sorgfalt zu widmen.

Der Ventilation der Ställe ist besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden, da die Luft infolge der engen Raumverhältnisse und der Schwierigkeiten, die eine gründliche Reinigung der Ställe bereitet, leicht dumpfig wird. Die seitlichen, runden Fensteröffnungen (sogenannte Bullaugen) und die Windschornsteine erfüllen diese Aufgabe nur unvollkommen. Die Anlage besonderer Luftzuführungseinrichtungen, wie Windschläuche, die sich überall gut bewährt haben, ist erforderlich. Mit einem Durchmesser von etwa 50 cm aus Segeltuch hergestellt und am oberen Ende mit zwei Flügeln zum Auffangen des Windes ausgestattet, werden die Schläuche durch die Luken geführt und mit ihrer Öffnung dem jeweiligen Winde entsprechend gedreht.

Die nach den Ställen führenden Windsäcke müssen lang genug sein, um sie auch in die äußersten Ecken leiten zu können. Es empfiehlt sich, hierzu eingeknickte Röhren, ähnlich großen im Winkel laufenden Ofenröhren anzufertigen, so daß man den Windsack beliebig im Winkel führen kann, ohne die Luft abzukneifen. Unter allen Umständen ist jedoch vom Aufsichtspersonal zu beachten, daß einzelne Pferde nicht unmittelbar dem Zuge ausgesetzt sind.

Zahlreiche im Schiffsinnern anzubringende und möglichst durch Elektrizität zu treibende Ventilatoren sorgen für eine Erneuerung der Luft, indem sie den Ställen frische Luft zuführen und durch eine Saugvorrichtung die schlechte Luft aus den unteren Räumen entfernen.

Im allgemeinen braucht man mit dem Durchzug nicht so ängstlich zu sein wie bei den Ställen auf dem Lande. Während hier Zugluft geradezu schädlich wirkt, ist es an Bord, namentlich während der Seefahrt in den Tropen, eine Bedingung für die Gesundheit der Pferde, wenn zeitweise in den Ställen Durchzug erzeugt wird und dadurch eine Auffrischung der Temperatur erfolgt. Der Transportführer muß bei heißem Wetter unablässig bemüht sein, alle Mittel auszunutzen, um den Pferden Kühlung zu verschaffen. Denn abgesehen von der Wärme, die so viele Tiere in den engen Räumen ausströmen, abgesehen von dem durch die Streu hervorgerufenen Geruch, wird die Luft in den Ställen an Bord noch dadurch wesentlich wärmer, daß die Außenwände der Dampfer von Eisen hergestellt und außer dem erwähnten weißen Anstrich keinerlei Schutzmittel gegen die Einwirkung der Sonnenstrahlen vorhanden sind. Vor allem ist zu vermeiden, daß die Sonne beim Öffnen der Bullaugen und der Seitenpforten unmittelbar den Körper der Pferde trifft und daß diese womöglich zu nahe an der heißen, eisernen Maschinenwand stehen.

Hinsichtlich der Beleuchtung ist es unbedingt nötig, daß das elektrische Licht in den Ställen während der Nacht gedämpft werden kann. Gefärbte Lampen haben sich nicht bewährt. Am zweckmäßigsten ist es, wenn die Lampen durch eiserne Klappen abgeblendet werden können. Diese sind am Tage geschlossen und verhindern dadurch jede Beschädigung. Morgens und abends kann der Stall durch Öffnen der Klappen zum Dienst hell erleuchtet werden. Nachts werden sie bis auf einen kleinen Spalt geschlossen, so daß der Stall halbdunkel ist und die Pferde gut ruhen können. Entsteht Unruhe im Stall, so kann durch Öffnen der Klappen die betreffende Stelle sofort hell erleuchtet werden. Für den Fall eines plötzlich eintretenden Defekts an der elektrischen Maschine empfiehlt es sich, in allen Ställen eine Anzahl mit Öl gespeister Lampen bereitzuhalten.

Zum Anhalftern der Pferde eignen sich starke Zeughalfter, die so beschaffen sind, daß die Tiere bei heftigen Bewegungen des Schiffes an ihnen einen Halt finden können. Zum Anbinden sind Stricke und nicht Ketten zu verwenden. Abgesehen von dem Lärm, den diese verursachen, werden durch sie zahlreiche Verletzungen hervorgerufen. Dem Benagen der Halfterstricke kann man durch Teeren vorbeugen.

Füttern Tränken Bord.

Von besonderer Bedeutung ist an Bord die Regelung der Futterfrage. Als Futtermittel kommen Hafer, Heu und Kleie in Betracht. Während der China-Expedition war man vielfach der Ansicht, daß es vorteilhaft sei, den Pferden, entsprechend ihrer geringeren Arbeitsleistung an Bord, nur wenig Hafer zu geben. Vielfach gab man zu Anfang des Transports täglich 2 Pfund und erhöhte diesen Satz bis zur Landung

nicht über 4 Pfund. Während der Pferdetransporte nach Südwestafrika ist in vielen Fällen die tägliche Ration bis auf etwa 8 Pfund Hafer und $7\frac{1}{2}$ Pfund Heu pro Pferd erhöht worden. Hierbei ging man von der Ansicht aus, daß die Pferde, wenn sie gleichzeitig genügend getränkt und täglich ordentlich bewegt werden, nach der Ankunft kräftiger und lebensfähiger sind. Bekanntlich sterben bei normalen Transporten Pferde nach der Landung viel eher als während der Fahrt.

Um eine Schädigung des Kräftezustandes der Pferde zu vermeiden, müssen sie an Bord täglich die erforderliche Hafermenge erhalten. Keinesfalls erscheint es angebracht, den Tieren, die in der Pferdesammelstelle wochenlang täglich 8 Pfund erhalten haben, an Bord in den ersten Tagen zunächst jeglichen Hafer zu verweigern. Natürlich muß auch das Futtern individualisiert werden. Besonders dicke Pferde müssen in heißen Gegenden und schon vorher eine ganz geringe Ration erhalten, da sich sonst leicht Atemnot einstellt. Als Beifutter sind Mohrrüben mit gutem Erfolg auch bei den Pferdetransporten der Engländer angewendet worden. Bei der Kleie ist vor allem zu beachten, daß sie nicht dumpfig oder sauer schmeckt. Um das zeitraubende Häckselschneiden an Bord zu vermeiden, empfiehlt es sich, diesen in gepreßter Form mitzunehmen. Er ist jedenfalls für die Kautätigkeit und Verdauung der Pferde unentbehrlich.

Dem **Tränken** muß vor allem in den Tropen besondere Aufmerksamkeit geschenkt werden. Es gilt als Regel, den Pferden an Bord so viel Wasser zu geben, als sie trinken wollen. Es wird nötig sein, außer dem Wasser, das die Dampfer meist auch als Ballast mitnehmen, einen Teil des erforderlichen Wassers durch Kondensieren aus Seewasser zu gewinnen. Dieses kondensierte Wasser ist aber ebensowenig für die Mannschaften wie für die Pferde bekömmlich und sollte so selten wie möglich, jedenfalls aber nur mit einem Zusatz von Süßwasser gebraucht werden. Die Wichtigkeit der Wasserfrage ergibt sich aus der bedeutenden Menge, die jedesmal bei einem Pferdetransport an Bord mitgeführt wird. Die Engländer haben im Burenkriege die Erfahrung gemacht, daß einzelne Dampfer, denen der Wasservorrat knapp geworden war, mit zahlreichen toten und sterbenden Pferden ankamen. Da die Schiffe auf ihren sonstigen Fahrten häufig als Ballast Salzwasser in den Wassertanks aufnehmen, müssen letztere vor der Übernahme von Süßwasser sorgfältig gereinigt werden. Der in den Tanks enthaltene Rückstand von Rost färbt das Wasser häufig ganz rot; wenn man es eine Weile in den Eimern stehen läßt, setzt sich der Rost. Dieser Zusatz hat auch weiter nichts zu sagen, da die Pferde das Wasser trotzdem gern trinken und nachteilige Folgen sich nicht einstellen. Vielfach hat sich bei längeren Transporten sogar eine günstige Wirkung des Rostwassers auf die Verdauung gezeigt.

Sollen die Pferde bald nach ihrer Ankunft gebraucht werden, so ist es vorteilhaft, ihnen den **Beschlag** an den Vorderbeinen zu lassen. Die Hintereisen werden

meist abgenommen, da sonst zu viele Verletzungen vorkommen. Das Beschlagen der Pferde an Bord war mehrfach wegen der Feuersgefahr nicht möglich. Dieser Übelstand machte sich vor allem nach der Landung insofern geltend, als in Swakopmund weder genügend Zeit noch das nötige Personal vorhanden waren, um das Beschlagen bald nachzuholen. Es wäre sehr vorteilhaft gewesen, wenn der Beschlag unterwegs hätte erneuert werden können.

s Be-
gen an
Bord.

Von größter Bedeutung für den Gesundheitszustand der Pferde ist ihre regelmäßige *Bewegung* während der Überfahrt. Je länger sie täglich an die frische Luft gebracht und bewegt werden können, desto besser ist es. Pferde, die während der Seereise lange Zeit nur gestanden haben, sind nach ihrer Ausladung schlapp und unbrauchbar, und es dauert Wochen, bis sie sich erholt haben und Anstrengungen aushalten können. Das Bewegen der Pferde erfolgt auf den Führdecks. Hierzu werden die Tiere aus den unteren Räumen auf hölzernen, mit Trittleisten versehenen Aufgängen heraufgebracht. Auch der Einbau von Fahrstühlen, in denen je zwei Pferde auf einmal befördert werden konnten, hat sich bewährt. Bei dem Transport auf dem Dampfer „Palatia" (ab Hamburg 6. Dezember 1904), der 996 Pferde enthielt, gelang es, zum täglichen Bewegen der Pferde vier Führbahnen einzubauen. Es konnten auf diesen zu gleicher Zeit 225 Pferde bewegt werden. Hierdurch wurde erreicht, daß bis Mittag das Führen sämtlicher Pferde beendet werden konnte und der Nachmittag zu allen anderen dienstlichen Zwecken verfügbar wurde. Ein weiterer, wesentlicher Vorteil bestand darin, daß die Pferde während der heißen Zeit, wenn nicht geführt wurde, vor allem auch nachts, aus den unteren Ställen auf die Führdecks heraufgebracht werden konnten. Um ein Ausgleiten der Pferde zu verhindern, wird das Führdeck mit Asche oder Kokosmatten bedeckt. Die zur Anlage des Hufschlages benutzte Maschinenasche hat allerdings den Nachteil, daß sie die Hufe angreift, solange sie noch nicht zerkleinert ist. Es wird daher die Anwendung von Torfmull, zerkleinerter Maschinenasche und Sand empfohlen.

Zum Schutze der Pferde gegen die tropische Sonne werden über das Führdeck Sonnensegel gespannt. Dieses Dach aus Segeltuch wird während der Nacht entfernt, damit die frische Luft über das Deck streichen kann und das Schiff auskühlt. Das Sonnensegel muß so eingerichtet sein, daß es nicht nötig ist, die nach den Ställen führenden Windsäcke während des Spannens des Segels zu entfernen. Mit der Zeit gewinnen die Pferde eine solche Sicherheit im Gehen an Bord, daß sie auch bei unruhiger See bewegt werden können. Auch die Engländer befürworten in ihren Berichten langes Bewegen der Tiere als eins der besten Hilfsmittel, um unterwegs Verluste zu vermeiden.

Es muß besonders darauf geachtet werden, daß die *Ställe* während des Aufenthalts der Pferde auf der Führbahn täglich gründlich *gereinigt und desinfiziert* werden. Gute Luft in den Ställen kann außer durch genügende Ventilation nur auf

diesem Wege erreicht werden. Kein Mittel, das hierzu beiträgt, darf unversucht bleiben. Nur dadurch, daß beim Reinigen der Ställe die Streu häufig aufgenommen wird, kann diese auf die Dauer trocken gehalten werden, und nur unter dieser Bedingung ist eine gute Pflege der Hufe möglich. Außer dem bereits erwähnten Gipsen der Stände muß beim Oberdeck häufiges Ausspritzen mit Wasserpumpspritzen erfolgen. Da sich im Zwischendeck keine Abflußröhren für das Wasser befinden, so muß das Reinigen hier trocken geschehen und sich auf Entfernen des Dungs sowie gründliches Ausfegen beschränken. Zum Desinfizieren der Ställe muß Kreolin in ausreichender Menge bereitgehalten und täglich, vor allem in den Ställen des Zwischendecks, angewendet werden. Zur Herabsetzung der Temperatur ist es besonders in heißen Gegenden vorteilhaft, den gesamten Stall, wenn die Pferde auf Deck sind, mit Wasser zu besprengen. Auch gründliches Abwaschen der Pferde muß während der heißen Jahreszeit täglich stattfinden.

Das Ein- und Ausladen.

Das Ein- und Ausladen der Pferde vollzieht sich am besten, wenn der Dampfer an einem Kai anlegen kann, wie dies bei den Verladungen in Hamburg möglich war. Die Pferde werden dann über eine an beiden Seiten mit Holzwänden versehene Brücke herein- bzw. herausgeführt. Sind indes, wie bei den meisten Häfen weder „Peers" (Anlegebrücken) noch Kais vorhanden, so muß das Aus- und Einladen mit Hilfe von Leichtern (kleineren Dampfern oder Flößen) erfolgen. Das Überladen der Pferde geschieht unter Benutzung gepolsterter Pferdekästen (Boxen). Diese müssen aus gutem, festem Holze gebaut, mit Eisenschienen beschlagen und können mit Strohfüllungen gepolstert sein, um Verletzungen der Pferde zu verhindern. Es ist praktisch, die Wände so hoch zu machen, daß das Pferd in der Box von der Außenwelt nichts mehr sehen kann. Auf jeder Seite der Box ist eine Tür, die an kräftigen Angeln befestigt ist und durch einen starken Riegel verschlossen werden kann.

Nachdem das Pferd in den Kasten hineingeführt und dieser fest verschlossen ist, wird er mittels eines Dampfkrans über Bord gehoben und auf das Floß niedergelassen.*)

Die schwierigen Landungsverhältnisse in Swakopmund machten es ebenfalls nötig, daß die Transportschiffe auf der Reede liegen bleiben und durch Boote ausgeladen werden mußten. Die in der ersten Zeit benutzten Leichter führten zu Beschädigungen der Tiere und zu Verlusten durch Kentern. Erst seit Einführung der unter Leitung eines Technikers der Woermann-Linie angefertigten Flöße, auf denen jedesmal 25 Pferde bequem Platz fanden, wurde dieser Nachteil beseitigt. Ähnliche Flöße werden von den Engländern schon seit längerer Zeit auf ihren Transportschiffen mitgeführt. Die Ausladung erfolgte derart, daß die Tiere mittels der oben genannten Boxen aus dem Dampfer in die Flöße herabgelassen und diese mittels einer Dampfwinde an Land gezogen wurden. Das Herablassen auf die Flöße muß sehr behutsam erfolgen, da sonst schwere Stauchungen der Pferde eintreten können.

---

*) Seite 48.



Hängende Pferdebox.



Pferdefloß.

Je nach dem Seegang mußten die Pferde die Flöße vorzeitig verlassen und eine Strecke von 20 bis 30 Schritt durch Wasser gehen.

Die Engländer haben vielfach mit gutem Erfolg zum Aus- und Einladen der Pferde sogenannte „Schlingen“ (slings) angewandt. Diese sind eine Art von Hängematten aus Segeltuch, die um den Leib der Pferde gelegt werden und in denen sie wie in einem breiten Leibgurt hängen. Die oben geschilderten Boxen sind den Schlingen entschieden vorzuziehen, wenn auch bei ihrer Verwendung längere Zeit zum Aus- und Einladen der Pferde erforderlich ist. Schlingen drücken stets sehr stark auf die Eingeweide der Tiere, verursachen häufig Rippenbrüche und bringen



**Die Pferde verlassen das Floſs.**

wenn sie sich fest zuziehen, das Pferd in die Gefahr, zu ersticken. Außerdem können die Pferde aus den Schlingen herausrutschen und sich beim Aufschlagen auf das Floß oder Schiff schwere Verletzungen zuziehen. Auch das Niederlassen auf den Boden ist namentlich bei unruhigen Tieren sehr erschwert.

Das Ausladen hat stets unter Aufsicht eines Offiziers des Transportkommandos nach Anweisung eines Offiziers vom Pferdedepot stattzufinden. Im Interesse der schnellen Ausladung muß ein Wechsel des Ausladekommandos vermieden werden. Alles unnötige Schreien und Stoßen hat zu unterbleiben. Je größer die Ruhe aller Beteiligten ist, desto ruhiger werden auch die Tiere sein. Die Mannschaften gewinnen mit der Zeit im Ein- und Ausladen große Übung. Bedingung hierzu ist aber, daß jeder Mann von Anfang an gründlich und richtig instruiert ist.

Je schneller sich das Ausladen der Pferde vollzieht, desto besser ist es; denn nichts ist den Tieren schädlicher als langes Stilliegen im Hafen. Gerade in dieser Zeit ist auf sorgfältige Ventilation der Ställe zu achten. Auch das Bewegen an Bord

wird bis zur Ausladung fortgesetzt. Gerade im Hafen muß der Pflege der Pferde die größte Aufmerksamkeit gewidmet werden, da die Pfleger häufig unter dem Einfluß der neuen Eindrücke in ihrem Eifer nachlassen. Bei der Ausladung ist es wichtig, daß die Tiere aus den am schlechtesten ventilierten Räumen des Schiffes als erste von Bord kommen.

Allgemeine Erfahrungen bei Seetransporten.

Im allgemeinen ist über die Seetransporte von Pferden zu sagen, daß Transporte in kleineren Mengen bei einiger Sorgfalt sich ohne alle Schwierigkeiten vollziehen. Schwerer ist es, eine große Anzahl, etwa 400 bis 500 Tiere, gesund und ohne Verluste zu landen. Auch während des Burenkrieges hat es sich gezeigt, daß Maultiere die Seefahrt besser aushalten als Pferde. Sie sind einmal zäher und besitzen größere Widerstandsfähigkeit, dann kommt auch in Betracht, daß das auf den ziemlich gleich starken Beinen und Füßen lastende Gewicht bei Pferden bedeutend größer ist als bei Maultieren. Auch ist bei diesen infolge des kleineren Körpers die Blutzirkulation eine günstigere. Dennoch hat es sich erwiesen, daß auch große Pferdetransporte ohne Verluste gelandet werden können, wenn den oben erwähnten Grundsätzen genügend Rechnung getragen wird. Trotzdem wir bisher nur auf der China-Expedition Erfahrungen hatten sammeln können, dürfen wir nun nach Abschluß des Feldzuges in Südwestafrika mit dem Resultat unserer Pferdetransporte im Vergleich mit dem der Engländer im Burenkriege durchaus zufrieden sein.

Soweit die Tiere bei ihrer Einladung gesund waren, sind die Verluste auf ein Geringes beschränkt geblieben. Sie beliefen sich bei solchen Transporten in Stärke von 500 Tieren im Durchschnitt auf 0 bis 3 Pferde. Es kann indes an dieser Stelle nicht genug betont werden, wie notwendig es ist, die Tiere während des Transports kräftig im Futter zu erhalten, nicht mit dem Hafer zu sparen und den vorhandenen Torfmull (Kokosmatten usw.) in ausgiebiger Weise zu benutzen, um es den Tieren nach Möglichkeit bequem zu machen. Die Furcht vor Kolikfällen darf den Transportführer nicht davon abhalten, die Pferde reichlich zu futtern. Er hat gegen Kolik andere wirksame Mittel: Langes Bewegen an Bord, häufiges Umstellen in besser gelüftete Ställe, Zugabe von Kleie zum Futter und dergl. Der Gesamtzustand der Pferde darf nicht unter der Besorgnis leiden, vielleicht ein einzelnes Tier zu verlieren. Bezeichnend war es, daß bei einem Transport, der täglich nur zwei Pfund Hafer gefuttert hatte, sämtliche Tiere nach der Landung wochenlang geschont werden mußten, bis sie sich in ihrem Futterzustand wieder genügend gekräftigt hatten.

Die Organisation der Pferdedepots.

Die in Deutschland von der Militärverwaltung angekauften Pferde wurden zunächst auf dem Truppenübungsplatz Munster gesammelt und hierzu eine Pferdesammelstelle errichtet. Darauf wurde durch Verfügung des Kriegsministeriums ein Pferdedepot gebildet und dessen Führung dem Oberleutnant Gr. v. Königsmarck übertragen. Das Pferdedepot trat am 20. Mai 1904 die Ausreise von Hamburg an und erreichte am 11. Juni Swakopmund. Hier wurde es als Bestandteil des

Etappenkommandos dem neu ernannten Kommandanten des Etappenorts Swakopmund unterstellt.

Die Aufgabe des Pferdedepots bestand im wesentlichen darin, die Pferde nach ihrer Ankunft auf der Reede in Swakopmund zu landen, dafür zu sorgen, daß sie sich an die gänzlich veränderte Lebensweise gewöhnten, demnächst die Tiere je nach Bedarf den Truppen zuzuführen und den Rest in den einzelnen Sammelstellen bereitzuhalten. Der Führer des Pferdedepots muß von Anfang an darauf bedacht sein, die Tiere sorgsam und systematisch zu den ihnen fremdartigen Anforderungen zu erziehen. Ohne Pferde ist eine Kriegführung und vor allem eine gründliche Ausnutzung errungener Erfolge nicht denkbar. Vernachlässigungen in der ersten Zeit infolge schlechter Anordnungen und mangelhafter Pflege im Pferdedepot werden sich später bei der Truppe empfindlich rächen.

Bis zum Mai 1905 war zunächst das aus Ochsen, Lastkamelen und dem gesamten Schlachtvieh bestehende Viehdepot mit dem Pferdedepot vereinigt. Die großen Schwierigkeiten, die sich jedoch aus dieser Maßregel ergaben, nötigten dazu, das Pferdedepot später selbständig zu machen. Zunächst erfolgte zur Erleichterung des Abtransports der Tiere in das Innere die Errichtung von Zweig-Pferde- und Viehdepots in Karibib, Okahandja und Windhuk. Zur Gewöhnung der Pferde an den Weidegang war im Juli 1904 ein Pferdeposten in Friedrichsfelde, 20 km östlich Karibib, errichtet worden. Hier sollten die Pferde für den Feldgebrauch vorbereitet werden. Gleichzeitig diente dieser Posten als Erholungsort für Pferde und Maultiere.

Die zu Anfang Dezember 1904 erwartete Ankunft größerer Transporte preußischer Pferde in Swakopmund und das Bedürfnis, sie sobald als möglich auszuladen, machte die Anwesenheit aller Mannschaften des Pferdedepots daselbst für diese Zeit nötig. Sie wurden daher unter Heranziehung der Zweigdepots mit der Bahn nach Swakopmund geschafft und der Führer beauftragt, das Ausschiffen und Bereitstellen der Pferde, ferner das Formieren der Pferde- und Viehtransporte, sowie die Gestellung der Begleitmannschaften zu veranlassen. Außerdem erhielt er den Befehl, dem ersten heraufkommenden Transporte geeignetes Personal anzuschließen, um in Okahandja ein größeres Pferdedepot des Etappenkommandos einzurichten. Bei diesem sollte nach Beendigung der Pferdetransporte das gesamte Personal versammelt werden. Die bisherigen Zweigdepots gingen unter der Bezeichnung „Pferde- und Viehdepot der Etappenkommandantur X" ganz an die betreffenden Etappenkommandanturen über. Die Durchführung dieses Befehls hatte zur Folge, daß das Pferdedepot in Okahandja sich allmählich mit den neuankommenden Pferden füllte, während die Depots der Kommandanturen Okahandja und Windhuk hauptsächlich aus Eseln, Zugochsen und Schlachtvieh bestanden.

In der zweiten Hälfte des Monats März 1905 hatten die größeren Pferde-

transporte ihr Ende erreicht. Gleichzeitig mit der Übersiedelung des Etappenko
mandos nach Windhuk wurde nun eine Neuformierung des Pferdedepots vorgenomm
derart, daß in Swakopmund und Windhuk Pferdesammelstellen gebildet wurden,
unter den Befehl des Kommandeurs des Pferdedepots in Windhuk traten. Eine en
gültige Neuregelung der Befehlsverhältnisse erfolgte dann durch eine Verfügung
Etappenkommandos vom 22. Mai 1905, nach der das Pferdedepot selbständig
macht, und, ähnlich diesem, ein besonderes Viehdepot gebildet wurde. Nunm
übernahm ersteres nach der Landung sämtliche Einhufer, letzteres alle Ochsen, L
kamele und das Schlachtvieh.

Der Feldzug gegen die Hottentotten hatte im Februar 1905 die Einrichtung ei
Südetappenlinie und Bildung eines zweiten Pferdedepots für die in Lüderitzbucht
landeten Tiere nötig gemacht. Dieses wurde dem Kommando der Südetappenli
in Lüderitzbucht als „Pferdedepot Süd“ unterstellt, während das bisherige Pfer
depot in Windhuk die Bezeichnung „Pferdedepot Nord“ erhielt.

Solange sich die kriegerischen Ereignisse vornehmlich im Norden abspielten,
nügte die Einrichtung des Pferdeerholungspostens in Friedrichsfelde. Das Fo
schreiten der Operationen nach Süden machte indes die Bereitstellung zahlreic
Pferde in der weiteren Umgebung von Windhuk nötig. In Windhuk selbst war
Einstellung einer größeren Zahl Tiere infolge des Mangels an Weide in der U
gegend unmöglich. Je nach der Jahreszeit und dem Wassermangel trat ein Wec
in der Besetzung der Stationen ein. Auch der Pferdeposten Friedrichsfelde wu
im November 1905 durch das Kaiserliche Gouvernement für eigene Zwecke zur
verlangt. Es wurde deshalb ein neuer Posten in Okawayo (17 km nordöst
Karibib) errichtet, und später in Anbetracht seines großen Tierbestandes als selbstän
Pferdesammelstelle unmittelbar dem Pferdedepot unterstellt.

Soweit die Tiere nicht im Inlande requiriert oder aus Deutschland gelie
wurden, gelangten sie aus der Kapkolonie sowie aus Argentinien zur Einfuhr
wurden zunächst durch Vermittlung der Generalkonsuln von Händlern besch
Infolge der vielen schlechten Lieferungen erschien es indes geboten, selbstän
Ankaufskommissionen, bestehend aus Offizieren und Veterinären, nach bei
Ländern zu entsenden. So begab sich Oberleutnant Gr. v. Königsmarck im
1905 mit dem nötigen Personal nach Argentinien. An seiner Stelle überna
zunächst der Hauptmann Clemm das Kommando des Pferdedepots „Nord“.
dieser im Oktober 1905 zum Ankauf von Pferden nach der Kapkolonie gesa
wurde, erfolgte die Ernennung des Hauptmanns Bender zum stellvertretenden Ko
mandeur dieses Pferdedepots. Diese Entsendung von Offizieren zum Ankauf
Tiere im Ausland hatte den Erfolg, daß von nun an bedeutend besseres Mate
geliefert wurde.

Gleichzeitig mit der bis Anfang 1905 erfolgten Unterstellung des Pferdedep

„Nord" unter den Kommandanten von Swakopmund, wurde dem Kommandeur die Ausladung und Weiterbeförderung der Pferde, Maulesel und Ochsen übertragen. In Swakopmund wurden die Tiere in die von der Etappen-Kommandantur erbauten Krale eingestellt. Die Aufgabe des Pferdedepots bestand nun zunächst darin, die gelandeten Tiere nach erfolgtem Beschlagen und Brennen sowie nach stattgehabter roßärztlicher Untersuchung ins Innere abzutransportieren. Dann wurde die Landung neu ankommender Transporte fortgesetzt. Das Brennen hatte den Zweck, die Tiere als zur Truppe gehörig zu kennzeichnen und eine Unterscheidung der einzelnen Schiffstransporte zu ermöglichen. Sämtliche Tiere erhielten den „Kronen"-Brand auf der



**Pferdekral.**

linken Seite der Hinterhand, die Pferde außerdem einen Hufbrand und zwar derart, daß die preußischen Pferde auf dem rechten Vorderhuf den Buchstaben ihres Transports und auf dem linken die durchlaufende Nummer 1 bis 999, die afrikanischen Pferde auf dem linken Vorderhuf den Buchstaben A, B, C usw. und auf dem rechten die Nummer 1 bis 999 erhielten.

Gleich der erste Transport afrikanischer Pferde war mit Rotz und Räude behaftet. Dieser Umstand sowie das Anstauen größerer Transporte, die nicht sofort ins Innere abgeleitet werden konnten, machte den Bau von Isolier-Kralen nötig. Ferner wurden noch fünf zusammenhängende Krale, in denen etwa 1000 Tiere untergebracht werden konnten, mit Schmiede und Galoppierbahn am Swakop errichtet.

Die nach dem Innern abgehenden Transporte richteten sich in der ersten Zeit nach dem jeweiligen Bedürfnis der Truppen, die ihre Mobilmachung in Swakopmund vollendeten und mit der Bahn nach Karibib bzw. Okahandja abtransportiert wurden.

hufer nach Direktiven des Etappenkommandos oblag. Der Kommandeur des Pferdedepots war mit der Verwaltung und Verrechnung des gesamten Tierbestandes des Depots beauftragt. Er traf sämtliche im Interesse der Marschfähigkeit und Gesundheitspflege nötigen Anordnungen. Seine Aufgabe bestand ebenfalls in der Fürsorge, daß stets die nötige Anzahl kriegsbrauchbarer Pferde am Bestimmungsort zur Ausgabe bereit stand. Ferner traf er Bestimmungen über Einstellung von Zivilarbeitern und Eingeborenen und regelte auf Grund direkten Vortrages beim Etappenkommandeur alle Fragen der Behandlung und Verwendung der Einhufer.

Die Pferdesammelstellen.

Die in Swakopmund gelandeten Tiere wurden von der Etappenkommandantur bzw. von der Woermann-Linie am Strande dem Führer der dortigen Pferdesammelstelle übergeben. Von diesem Augenblick an bis zur Abgabe an die Truppe unterstanden sie ausschließlich dem Pferdedepot. Die Pferdesammelstelle Swakopmund übernahm die Tiere auf Grund der vorhandenen Listen, prüfte ihren Gesundheits- und Futterzustand und berichtete darüber an den Kommandeur des Pferdedepots nach Windhuk, der gegebenenfalls Quarantänemaßregeln anordnete. Hauptaufgabe der Pferdesammelstelle Swakopmund war es dann, die Pferde durch sachgemäße Pflege und Wartung, durch allmählich gesteigerte Bewegung und vor allem gründliche Instandsetzung des Beschlags für den Marsch ins Innere vorzubereiten. Die von Swakopmund heraufkommenden Transporte nahm die Pferdesammelstelle Okawayo in Empfang. Hier wurden die Tiere unter allmählicher Herabsetzung der Haferration an den Weidegang gewöhnt. Gleichzeitig erfolgte eine Ausscheidung erholungsbedürftiger Pferde. Während letztere in Behandlung genommen wurden, erfolgte der Weitermarsch der kriegsbrauchbaren Tiere nach Windhuk oder unmittelbar zu den Truppen.

Die Pferdesammelstelle Windhuk übernahm alle aus Okawayo ankommenden frischen Pferde sowie diejenigen, die von den Truppen abgegeben waren, ferner zugelaufene oder überzählig gewordene Tiere. Diese behielt sie bis zur Abgabe an die Truppe im Depot. Soweit die Tiere nicht zur Ausgabe in Windhuk selbst bereitgehalten wurden, erfolgte ihre Überweisung an Außenstationen. Dort wurden sie bis zum Gebrauch auf Weide gestellt. In der Regenzeit mußten hierzu hochgelegene, gegen Pferdesterbe gesicherte Plätze gewählt werden.

Die Verausgabung der Pferde an die Truppe erfolgte entsprechend den Bestimmungen der Dienstanweisung für Bagagen, Munitionskolonnen und Trains im allgemeinen durch die Führer der Pferdesammelstellen. In besonderen Fällen hatte der Kommandeur des Pferdedepots zu entscheiden.

Die Ergänzung des Personals durch Hilfskräfte.

Der ursprüngliche Etat an Mannschaften genügte beim Pferdedepot in keiner Weise den zahlreichen Anforderungen. Es ergab sich daher die Notwendigkeit, zunächst fremde Hilfskräfte anzuwerben. Sämtliche Zivilangestellte wurden durch Handschlag verpflichtet, mit Ausnahme der zur Beaufsichtigung angestellten, kontraktlich

verpflichteten Konduktoren. Letztere wurden auf Grund ihrer Vertrautheit mit Pferden sowie ihres Gewerbes und nach Prüfung der Papiere, soweit solche vorhanden waren, oder nach Auskunft durch die Polizei, angenommen. Ihre Entlassung konnte bei mangelhaften Leistungen sofort erfolgen. Sie waren kontraktlich auf zwei bis sechs Monate verpflichtet. Ihre Einstellung unterlag der Genehmigung der Feldintendantur oder des Etappenkommandos.

Die Lohnsätze der Zivilangestellten waren folgende: Das weiße Personal erhielt 4 Mark Tagelohn bei freier Verpflegung und Unterkunft. Bei vorwurfsfreier Dienstzeit konnte durch die Feldintendantur eine Lohnerhöhung auf 6 Mark täglich genehmigt werden. Die Konduktoren erhielten einen vertraglichen Monatslohn von etwa 200 Mark bei freier Verpflegung und Unterkunft. Farbige Treiber aus der Kapkolonie (Kapboys) erhielten monatlich 100 Mark. Freie Eingeborene monatlich 15 Mark steigend bis zu 30 Mark, ebenso wie die Kapboys bei freier Unterkunft und Verpflegung. Die Annahme farbiger Treiber zur Erhöhung des Personals bei dem Pferdedepot hat sich nicht bewährt. Einmal standen die Leistungen dieser Leute nicht im Verhältnis zu ihren hohen Löhnen von 100 Mark im Monat (während die Löhnung unserer Reiter monatlich nur 83,33 Mark betrug). Dann wurde durch deren Anwerbung auch viel Gesindel in die Kolonie gezogen, das nach dem Kriege wieder mühsam abgeschoben werden mußte. Soweit nicht Eingeborene zu geringem Lohn angeworben werden können, ist der Vorschlag gemacht worden, in künftigen Fällen von Staats wegen heimatliche Arbeiter heranzuziehen. Sie werden auch als Maurer, Schlosser, Sattler u. dgl. nützliche Beschäftigung finden.

Auch nach der später erfolgten Erhöhung des Etats beim Pferdedepot genügte das vorhandene Personal nicht. So kamen im Juni 1906, als das Pferdedepot „Nord" einen Bestand von rund 4000 Tieren hatte, bei den zu leistenden Transporten auf den Kopf rund 30 Tiere. Aus diesem Mangel ergaben sich naturgemäß große Übelstände in der Pflege und Wartung sowie zahlreiche Verluste, die unter anderen Umständen wohl hätten vermieden werden können. Es muß daher Grundsatz sein, zahlreiches, gut ausgebildetes Personal im Etappenbereich heranzuziehen und alles anzuwenden, was zur Wartung und Pflege der Pferde nützlich sein kann. Nur dadurch wird, im Gegensatz zu unseren Erfahrungen in Südwestafrika, die außergewöhnlich hohe Sterblichkeitsziffer an Pferden in künftigen Fällen vermieden werden können. Die Vermehrung des Personals durch zum Teil gänzlich ungeübte Zivilkräfte oder durch vorübergehende Kommandierung von fremden Mannschaften, die an einem Gedeihen der Pferde selbst nicht interessiert sind, kann diesem Mangel nicht abhelfen.

Jeder einzelne Mann muß aus eigenem Gefühl der Pflicht, Freudigkeit und Verantwortung mitarbeiten, sonst bleibt der Erfolg aus. Wie schon die China-Expedition bewiesen hat, muß der Mannschaftsetat nicht schematisch nach den Stärke

nachweisungen in der Heimat berechnet werden, wo die Pferdedepots eine ganz andere, einfachere Aufgabe haben. Sie müssen sich nach der Zahl der für die Truppe vorzubildenden Tiere richten und je nach dem Lande, in dem Krieg geführt wird, verschieden sein. Grundsätzlich sollten aber nur Mannschaften der berittenen Waffen zu den Pferdedepots kommandiert werden.

Es empfiehlt sich, als Leiter der gesamten Pferdeangelegenheiten einen nach Rang und Diensterfahrung bewährten älteren Offizier zu bestimmen. Nur ein verantwortlicher Leiter kann der Sache zum Vorteil gereichen.

Der Tierbestand des Pferdedepots muß so groß sein, daß man nicht darauf angewiesen ist, von der Hand in den Mund zu leben, sondern stets die nötige Anzahl Pferde zur Verfügung hat. Die Tiere müssen deshalb rechtzeitig bestellt und geliefert werden, damit sie Zeit haben, sich vor ihrer Verwendung im Felde an das Klima und die neue Lebensweise zu gewöhnen. In demselben Sinne muß aber auch die Lieferung aus der Heimat, die ohne unmittelbaren Auftrag erfolgt, sich nach den tatsächlichen Bedürfnissen und der Möglichkeit sachgemäßer Unterbringung richten, derart, daß vorher Erkundigungen bei der Truppe im Etappengebiet eingezogen werden, wann und in welcher Höhe die Transporte erwünscht sind. Es kann sonst leicht vorkommen, daß sich Transporte in einer kaum zu bewältigenden Weise im Hafen anstauen. Die Bereitstellung einer Reserve von Pferden im Etappengebiete bedeutet keine Verteuerung des Krieges. Es bietet sich dadurch vielmehr eine Gelegenheit, durch sachgemäße Vorbildung der Tiere, dem sonst unausbleiblichen Mehrverbrauch zu steuern. Die zur Formierung des Pferdedepots in der Heimat bestimmten Reiter müssen in der kurzen Zeit vor ihrer Ausreise für ihre künftige Tätigkeit in richtiger Weise vorgebildet werden. Es hat keinen Wert, diese Zeit zu Gefechtsübungen zu verwenden. Jeder freie Augenblick muß dazu ausgenutzt werden, den Reiter zum tüchtigen Pferdepfleger zu erziehen. Außerdem sind Reitübungen in ausgedehntem Maße von Nutzen. Sie heben die Lust und Liebe zu dem neuen Berufe. Vor allem müssen sämtliche Mannschaften das Beschlagen erlernen. Wichtig ist auch eine Unterweisung in der Behandlung von Räude, Kolik und anderen Pferdekrankheiten.

Nach Ankunft des Transports auf der Reede wurden die Tiere zunächst an Bord auf ihren Gesundheitszustand, auf Unterbringung, Pflege und Wartung durch einen Offizier sowie einen Veterinär des Pferdedepots geprüft. Kamen die Pferde nach der Ausschiffung aus den Flößen an Land, so wurden sie in ruhiger Weise gegriffen, gekoppelt und in gut aufgeschlossenem Transport nach den Kralen geführt. Meist waren sie durch die Vorgänge während der Ausschiffung derart verängstigt, daß sie willig alles mit sich geschehen ließen. Nur in einzelnen Fällen kam es vor, daß Tiere scheu wurden und zu entlaufen suchten. In den Kralen wurden die Pferde nochmals transportweise durch den Veterinär gründlich untersucht, demnächst wurden die für den Schiffstransport abgenommenen Hintereisen wieder aufgeschlagen und

der ganze Beschlag in Ordnung gebracht. Den Tieren wurde täglich bei gutem Futter genügende Bewegung gegeben. Hierzu wurden sie meistens in Rudeln getrieben. Vor ihrem Abtransport in das Innere sollten die Pferde nach der Landung, wenn irgend möglich, eine Erholungszeit von mindestens 14 Tagen erhalten. Diese Ruhe macht sich später reichlich bezahlt. Stellt sich bei den gelandeten Tieren nachträglich eine Seuche heraus, so sind sie zu isolieren und in der Quarantäne zu behandeln.

Ideal wäre es, wenn jeder aus der Heimat eintreffende Mannschaftstransport seine eigenen Pferde mitbrächte. Hierdurch würde das Interesse und die Sorgfalt für das einzelne Tier wesentlich gehoben. Dieses ist aber nur bei einzelnen Transporten erreicht worden. In den meisten Fällen wird es sich nicht ermöglichen lassen, da Tiere zum Teil auch aus anderen Ländern eingeführt werden müssen, Krankheiten an Bord die Verlängerung der Quarantäne an Land nötig machen und die Truppen früher ins Innere abrücken müssen, als bis sich die Tiere an Land genügend erholt haben. Dazu kommt, daß im weiteren Verlauf des Feldzuges ganze Pferdetransporte zur Deckung der bei der Truppe am Feinde eintretenden Abgänge gebraucht werden.

Der Nachschub hat sich nach der Landung der Transporte im allgemeinen derart geregelt, daß nach den ersten vierzehn Tagen die nunmehr an das Klima gewöhnten, marschfähigen Pferde von der Küste zunächst nach einem der Pferdeerholungsplätze gebracht wurden. Nachdem sie sich hier an die neue Ernährungsweise gewöhnt hatten und der Beschlag nochmals gründlich erneuert war, erfolgte meistens je nach Bedarf die Ausgabe an die Truppe.

Dem Kommandeur des Pferdedepots muß es überlassen bleiben, nach eigenem Ermessen diejenigen Tiere nach dem Innern zur Truppe in Marsch zu setzen, die er hierzu für genügend vorbereitet hält. Das oft viele hundert Kilometer entfernte Truppenkommando kann nur ganz kurz telegraphisch über den Zustand jedes Transports orientiert werden. Dieser Zustand kann sich aber oft in kurzer Zeit ändern. Der Befehl, eine gewisse Anzahl von Pferden eines Dampfers bis zu einem bestimmten Zeitpunkt im Innern bereitzustellen, ist daher meistens unausführbar oder erfordert längere telegraphische Auseinandersetzungen.

Was die Brauchbarkeit der Pferde bei ihrer Einstellung in die Truppe anbetrifft, so hat es sich gezeigt, daß fast immer diejenigen Tiere am meisten aushielten, die nach ihrer Landung genügend Zeit gehabt hatten, sich zu akklimatisieren. Nach der anstrengenden Seereise tritt bei den meisten Pferden die richtige Erschlaffung erst nach einigen Tagen ein, wenn die neuen Eindrücke nicht mehr so wirksam sind und der Einfluß des ungewohnten Klimas, Futters, Wassers usw. beginnt. Dieselbe Erfahrung wurde auch bei den übrigen Reit- und Zugtieren gemacht. Die ersten Ochsen, die übereilt nach dem Innern die schweren Wagen durch den Wüstengürtel ziehen mußten, brachen bereits nach einigen Tagen zusammen und mußten liegen bleiben. Andererseits sind die im März 1906 gelandeten preußischen Pferde, die wegen Brust-

seuche bis Mai in Swakopmund stehen bleiben mußten, nach dem 400 km langen Marsch in ganz vorzüglichem Zustande im Juni 1906 in Windhuk eingetroffen. Auch die Engländer empfehlen in ihren Berichten über Erfahrungen mit Pferdetransporten im Burenkriege gründliche Schonung der Tiere in der ersten Zeit nach der Landung. Bei sofortiger Inanspruchnahme traten schnell sehr große Verluste ein. Als praktisch bewährte es sich, wenn die Zeit es gestattete, nach der Landung den Pferden 8 bis 10 Tage Ruhe am Ausschiffungsort zu geben. Dann erfolgte meist der Marsch nach dem Zentralpferdedepot. Hier wurden die Pferde 3 bis 4 Wochen lang in sorgfältige Pflege und Arbeit genommen und allmählich systematisch trainiert. Nachdem sie dann in den letzten Tagen täglich lange Trabreprisen zurückgelegt hatten, erfolgte ihre Einstellung in die Truppe. Auch bei unseren Pferden in Südwestafrika hätte sich letztere Maßregel sehr belohnt gemacht. Leider konnte sie indes in Ermangelung des nötigen Personals nicht ausgeführt werden.

**Der Abtransport ins Innere.**

Der erste Transport der Pferde ins Innere muß in ruhigen Märschen erfolgen und darf nicht übereilt werden. Es müssen möglichst viele Ruhetage eingelegt, Tiere, die irgendwie durch Mattigkeit, Mangel an Gehlust, Wunden oder Druckstellen auffallen, bis zu einem der nächsten Transporte auf einer der Stationen stehen gelassen werden.

Der Kommandeur des Pferdedepots muß von der Truppe möglichst frühzeitig über Zeitpunkt und Ort, an dem Tiere gebraucht werden, Nachricht erhalten, damit er dementsprechend seine Maßnahmen treffen kann. Die Erfahrung hat gezeigt, daß es vorteilhaft ist, wenn ein ständiges, gut eingeübtes Transportkommando unter erfahrenen Führern derart gebildet wird, daß jeder Führer möglichst immer wieder dieselben Leute erhält. Pferdetransporte, die durch ungeübte, zum Teil des Reitens unkundige, frisch gelandete Mannschaften ins Innere gebracht wurden, kamen in schlechter Verfassung zur Truppe.

Für den Marsch muß jeder Transportführer eine schriftliche, gut ausgearbeitete Instruktion erhalten. Ein Muster, das auf Grund der gemachten Erfahrungen aufgestellt und für das Pferdedepot „Nord" gültig war, enthielt folgende Hauptpunkte:

„Der Transportführer erhält in Swakopmund seinen Transport, bestehend aus kriegsbrauchbaren Pferden, Reitern, Zivilarbeitern, Eingeborenen nebst dem nötigen Sattelzeug zugewiesen. Er hat sich zunächst zu überzeugen, daß alle Pferde gut beschlagen und gebrannt sind, sowie nach Nummer und Zahl mit dem ihm übergebenen Verzeichnis übereinstimmen. Bleiben später auf dem Marsch Pferde stehen oder werden sie umgetauscht oder anderweitig verwendet, so ist dies sofort telegraphisch an das Pferdekommando zu melden, mit Angabe, auf wessen Befehl die Anordnung stattgefunden hat.

Auf dem Marsche reiten die dem Pferdedepot überwiesenen gefangenen Witbois in der Mitte des Transports, vorn und hinten je eine Hälfte der Reiter. Die

Zivilarbeiter sind zwischen die Reiter zu verteilen. Die einzelnen Koppeln reiten mit vier Schritt Abstand, worauf mit Strenge zu halten ist. Keine Koppel darf ohne Erlaubnis zurückbleiben. Ist dieses ausnahmsweise notwendig, so bleibt einer der Reiter ebenfalls zurück und sorgt für schleuniges Nachkommen. Der Transportführer reitet möglichst am Ende des Transports. Er muß seine Märsche derart einrichten, daß er mit einer möglichst großen Zahl geschonter und sofort verwendbarer Pferde das Endziel erreicht. Er muß daher ruhig, im allgemeinen im Schritt marschieren. Die Transporte brechen gewöhnlich um 6⁰⁰ vormittags auf, jedenfalls auch bei längeren Märschen nicht vor Eintritt der Helligkeit. Ob in besonderen Fällen nach 10⁰⁰ vormittags oder vor [illegible]gs marschiert werden kann und muß, hat der Transportführer nach der [illegible]nd der Länge des Marsches zu bestimmen. Im allgemeinen darf zwi[illegible]n [illegible]rmittags und 4⁰⁰ nachmittags nicht marschiert werden. Das jedesmal[illegible]l ist noch bei hellem Tage mit trockenen Pferden zu erreichen. Die Pferd[illegible]l täglich und nicht bei Dunkelheit zu tränken. Der Hafer ist abends nac[illegible] Marsch zu verabreichen, um die Tiere daran zu gewöhnen, beim Trupp z[illegible]ch einer bestimmten Zeit sind die Pferde täglich 1 bis 2 Stunden an der [illegible]n. Zunächst nimmt jeder Mann nur zwei Pferde. Haben sich die Tiere [illegible]en gewöhnt, so können sie allmählich losgelassen werden. In der Nac[illegible]Pferde entweder gut anzubinden oder in die zum Teil vorhandenen fest[illegible]zustellen. Brechen Pferde aus, so sind sofort Patrouillen (3 bis 4 Man[illegible] Spur zu setzen. Sämtliche umliegenden Stationen sind im Bedarfsfalle telegraphisch zu benachrichtigen.

Die Reiter marschieren mit geladenem Gewehr und legen es nachts schußbereit neben sich. Die Pferdewache behält auch die Gefangenen im Auge. Der Transportführer überzeugt sich auf den einzelnen Stationen von dem Zustande derjenigen Pferde, die dort von früheren Transporten stehen geblieben sind und nimmt marschfähige Pferde beim Weitermarsch mit."

Es hat sich als nützlich erwiesen, die Stationen, an denen die Transporte rasteten, mit Mannschaften des Pferdedepots zu besetzen. Hierdurch wurde einerseits eine gute Instandhaltung der Krale und pünktliche Bereitstellung von Proviant, Fourage und Wasser für die ankommenden Transporte, andererseits eine sachgemäße Pflege der stehengebliebenen Tiere gewährleistet.

Nunmehr seien noch einige Worte über die einzelnen Pferderassen und ihre Brauchbarkeit gesagt.

Es würde zu einem falschen Urteil führen, wollte man nach dem Prozentverhältnis der Verluste auf die Brauchbarkeit der Rassen schließen. Danach hätten sich am wenigsten die afrikanischen Pferde bewährt, deren Verlustzahl 87.41 vH. betrug. Bei der großen Verschiedenheit in der örtlichen und zeitlichen Verwendung der Tiere ist eine derartige Statistik, selbst bei kleineren Verbänden, zur Beurteilung des Pferdeschlages wertlos.

Was äußere Kennzeichen anbetrifft, so hatten nur die Argentinier einen nicht zu verkennenden Typus, während bei Deutschen und Afrikanern die verschiedensten Gebäude zu finden waren. Von Argentiniern kamen zwei scharf getrennte Sorten zur Verwendung: Das große, vielfach plumpe Niederungspferd und das kleinere Höhenpferd; das erstere genügt zwar in seinem Äußeren den an ein Reitpferd zu stellenden Anforderungen, es hat sich indessen gezeigt, daß es für den Gebrauch in Südwestafrika durchaus nicht geeignet war. Auch das Temperament dieser Pferde war schwierig, Schläger und Beißer fanden sich häufig vor. Wohl bietet der große Argentinier, wenn er gut ausgeruht und genährt ist, ein stolzes Bild. Der Eindruck wird aber bald ein anderer, sobald Leistungen an ihn herantreten und das Futter knapp wird. Die Tiere fallen dann merkwürdig schnell ab, ermüden leicht und erholen sich selbst bei bester Pflege merkwürdig langsam. Nur dort, wo sie bei wenig Arbeit viel Futter erhalten, wird sich ihre Verwendung empfehlen.

Der kleine Argentinier fällt sofort durch sein typisches Gebäude auf. Die Urteile über ihn lauten günstiger. Er ist nicht größer als der mittelgroße Afrikaner, hat fast ausnahmslos einen großen Kopf mit Rammsnase, einen schweren, gut gebogenen Hals, gute, klare Beine und guten Huf. Sein Rücken ist sehr tragfähig, manchmal etwas zu sehr gewölbt, zum Karpfenrücken neigend. Vielfach findet sich eine zu schmale Niere und zu wenig Hose. Die Ernährung dieses Pferdeschlages war leicht. Mäßig angestrengt hat sich der kleine Argentinier als Reittier gut bewährt und sein Temperament war im allgemeinen besser als das der größeren Pferde. Aber auch er versagte sofort, wenn Arbeit und Ernährungsverhältnisse schwieriger wurden. Fast alle Berichte stimmen darin überein, daß die Argentinier mit ihrer schlaffen Konstitution das bei weitem schlechteste Material darstellten. Auch im Burenkriege sind diese Tiere ähnlich bewertet worden. Merkwürdig ist es allerdings, daß trotz dieser Erfahrungen die Engländer noch so viele Argentinier als Remonten in die Kapkolonie einführen. Diese Tatsache läßt sich nur durch den großen Bedarf und die geringen Preise der Argentinier erklären. Vor allem handelt es sich hier meist um Pferde aus den Kordilleren, also aus dem gebirgigen Teil von Argentinien. Diese sind jedoch in unserer Schutztruppe niemals verwendet worden.

Am meisten von allen Reittieren wurde in Südwestafrika das gute afrikanische Pferd geschätzt. Dieses entstammte entweder dem Lande selbst oder der Kapkolonie. Leider haben aber dort der Burenkrieg wie auch unsere Kämpfe einen großen Teil der guten Tiere hinweggerafft. Sowohl die über See wie auch über Land hereingebrachten Transporte wurden mit der Dauer des Feldzuges immer minderwertiger.

In den Berichten der in der Kapkolonie reisenden Ankaufskommission wird geklagt, daß der Markt ausverkauft und eine genügende Anzahl guter Tiere nicht zu finden sei. Vor allem konnten mit der Zeit nicht mehr die mittelgroßen, tiefen Tiere geliefert werden, die bei der Fähigkeit, ein verhältnismäßig großes Gewicht zu tragen, den Vorzug der leichten Ernährung hatten.

Das südafrikanische Pferd ist edel, meist sehr gutmütig und ist leicht zu reiten. Diese Eigenschaft war bei der großen Zahl im Reiten kaum ausgebildeter Leute besonders wertvoll. Es hat einen kleinen Kopf, feinen Hals, gute Gurtentiefe, einen gut gewölbten, kurz geschlossenen Rücken mit breiter Niere, eine vorzügliche Hinterhand mit viel Hose und langen, kräftigen, dem Vollblut annähernd gleichen Muskeln, sowie kräftige Beine mit festen Hufen.

Die Hinterhand und die Rückenform sind die markantesten Merkmale dieser Pferdesorte. Die Tiere erwiesen sich stets ausdauernd und gewandt im schwierigsten Gelände. Eine besonders wichtige Eigenschaft war ihre Fähigkeit, bei einigermaßen guter Weide auch einmal längere Zeit mit wenig Hafer sich auf der Höhe zu halten. Bei ihrer drahtigen Konstitution besitzen sie vorzügliche Verdauungsorgane und sind vor allem auch beim Weiden lebhaft und findig. Letzteres ist eine Grundbedingung für die Brauchbarkeit eines Pferdes in einem Gelände, wie es der südwestafrikanische Kriegsschauplatz darbot. Ein Pferd mit trägem Temperament und flachen Hufen, die das Gehen auf Steinen erschweren, kann sich auf der Weide dieses Landes, deren vielfach meterweit voneinander entfernte Grasbüschel aufmerksames Gehen verlangen trotz guten Appetits nicht so gut ernähren, wie das Tier, dessen Hufe dem steinigen Boden auch in unbeschlagenem Zustand angepaßt sind.

Diese vorzüglichen Eigenschaften zeichnen jedoch nur den starken, gut gebauten Afrikaner aus. In den einzelnen Transporten, vor allem in den letzten, befand sich ein erheblicher Prozentsatz von Tieren, die viel zu klein und dabei schmächtig waren. Bei geringer Tiefe hatten sie wenig Muskulatur und brachen unter dem Gewicht, das ihnen aufgebürdet werden mußte, trotz des Vorzuges ihres lebhaften Temperamentes zusammen. Man brauchte einen Afrikanertransport nur von hinten anzusehen, um die leistungsfähigen Pferde von den minderwertigen zu unterscheiden, da Hose und Kruppenmuskulatur maßgebend waren. Zeigten sie hierin keine Fehler, so konnten sie sonst manches zu wünschen übrig lassen, ohne an ihrer Brauchbarkeit einzubüßen.

Das von den Eingeborenen gezüchtete Basutopferd ist klein und sieht gemeiner aus, als der eigentliche Afrikaner. Es hat einen kräftigen, tiefen Körper auf starken, kurzen Beinen.

Der große Vorteil der afrikanischen Pferde bestand darin, daß sie dem Lande selbst entstammten und schon von Geburt auf an Klima, Ernährungsweise und Entbehrungen gewöhnt waren. Sie litten nicht in demselben Maße unter dem [illegible] [illegible], kannten den Weidegang und zeigten sich auch unempfindlich gegen das harte, scharfe Steppengras, das anfangs bei den übrigen Pferden vielfach Verletzungen des [illegible] und dadurch Schwierigkeiten in der Ernährung verursachten.

Die aus Deutschland [illegible] Pferde waren sehr verschieden. Zum

Teil waren sie sehr gut, ein großer Prozentsatz war aber schon nach seinem Gebäude zum Reiten wenig geeignet. Viele aus Deutschland bezogene Pferde brachten durch ihre Bezeichnung als „Preuße“ unser gutes preußisches Pferd in Mißkredit. Der kleine edle Ostpreuße, der noch etwas kleiner sein kann, als die Durchschnittsremonte der leichten Kavallerie, hat sich sehr gut bewährt. Er ist dem Afrikaner in bezug auf Ausdauer und Tragfähigkeit gleich zu achten. Beim Ankauf ist an das in Südwestafrika als Reitpferd zu verwendende Tier derselbe Maßstab, wie für seine Verwendung in der Heimat anzulegen. Es muß nur berücksichtigt werden, daß kleine Pferde den Vorzug der leichteren Ernährung auf der Weide haben. Der Wert von gut geschlossenen Rücken und kräftiger Muskulatur kann nicht genug betont werden. Die zuerst gelieferten Truppenpferde haben sich vorzüglich bewährt. Vielfach trat nur gerade bei den preußischen Pferden der große Nachteil zu Tage, daß sie nicht genügend Zeit fanden, sich an das Klima und die ganz veränderte Lebensweise zu gewöhnen, sondern zu frühzeitig bei der Truppe verwendet wurden.

Hinsichtlich der Pferderassen haben die Engländer nach übereinstimmendem Urteil auf dem südafrikanischen Kriegsschauplatz dieselben Anforderungen gestellt. Sie verlangten bei ihren Pferden eine kleine, gedrungene Gestalt, möglichst nicht größer als 1,40 bis 1,50 m. Die Tiere durften nicht zu dick, mußten jedoch gut im Fleisch und mit entwickelten Muskeln bereits an harte Arbeit im Ziehen oder unter dem Sattel gewöhnt sein. Als bestes Alter galt das von 5 bis 10 Jahren. Besonders erwünscht waren genügsame Pferde, die auch an Grasen, jedoch nicht ausschließlich an Grasfütterung gewöhnt waren, da sie bei dieser Ernährung als nicht genug entwickelt galten, um größere Anstrengungen zu ertragen. Außer dem einheimischen Kap- und Basutopferd, das indes nicht zahlreich genug vorhanden war, wurde das kleine englische Pferd für das beste erklärt. Bei ersterem wird als Nachteil erwähnt, daß es nicht galoppieren kann, sondern nur einen natürlichen, kurzen Kanter geht, was der europäische Reiter zuerst sehr unangenehm empfindet.

Zusammenfassend kann das Urteil über unser in Südwestafrika verwendetes Pferdematerial folgendermaßen lauten: Das gut ausgesuchte afrikanische Pferd steht für den dortigen Dienst an erster Stelle. Der Ostpreuße, mit den Eigenschaften einer Husaren-Remonte, ist ihm ungefähr gleichwertig. Tiere mit schlechten Hufen sind wertlos, da ihnen das Weiden zu schwer wird. Gemeine Pferdeschläge sind, zumal wenn ihr Gebäude ihnen nicht einmal die Fähigkeit gibt, ein hohes Gewicht zu tragen, nicht geeignet. Der Argentinier hat sich in Südwestafrika nicht bewährt.

Was die Ernährungsverhältnisse der Pferde anbetrifft, so muß beachtet werden, daß auch bei guten Weideverhältnissen Pferde und Maultiere, sobald Leistungen von ihnen verlangt werden sollen, mit Kraftfutter, und zwar mit Hafer oder Mais, gefüttert werden müssen. Etwas anderes ist es bei der Ernährung der Ochsen, die ausschließlich von Weide leben und auch ohne anderes Futter brauchbar sind.

Hafer und Mais sind als Kraftfutter ziemlich gleichwertig. Mais kann im Lande gebaut oder billig und gut aus Togo bezogen werden. Im Frieden wird sich also Maisfütterung empfehlen. Etwas anderes ist es im Kriege. Sobald der Süden, wo kein Mais gebaut wird, in Frage kommt, kann das Kraftfutter nur aus Hafer bestehen, da der Nachschub von Mais auf Landwegen schwieriger ist.

Über das Maß, das den Pferden an Hafer zu verabreichen ist, gehen die Ansichten auseinander. Hierbei muß berücksichtigt werden, daß der Faktor Weide, der je nach den Gegenden wechselt, ohne Gefährdung der Schlagfertigkeit der Truppe nicht allzu hoch bewertet werden darf. Viel mehr als einen guten Ersatz für das in der Heimat den Pferden gegebene Rauhfutter wird dem arbeitenden Tiere auch gute Weide während des größten Teils des Jahres nicht leisten.

Nach den Erfahrungen der letzten Jahre scheint eine Tagesration von 4 kg Hafer für die Pferde ausreichend zu sein. Unter dieses Maß indes herabzugehen, erscheint nicht angebracht und es ist zu berücksichtigen, daß diese Ration schon niedriger ist, als der niedrigste Satz in der Heimat. Der Umstand, daß die Pferde während des Krieges infolge der erschwerten Zufuhr im allgemeinen mit nur 2 kg Hafer auskommen mußten, hat wesentlich zu den außerordentlich hohen Verlustzahlen beigetragen. Vielfach wird demgegenüber bemerkt, daß die Hottentotten mit ihren Pferden sehr beweglich gewesen seien, obwohl sie doch fast nie über Hafer verfügten. Dagegen ist zu sagen, daß einmal bei den Hottentotten der Verbrauch an Pferden noch viel höher als bei uns war, und daß die erbeuteten Pferde sich immer in einem geradezu bejammernswerten Zustande befanden.

Die Krankheiten.

An Krankheiten hatten unsere Pferde in Südwestafrika vor allem unter Rotz, Räude, Brustseuche, Druse und Pferdesterbe zu leiden, doch standen die hierdurch eingetretenen Verluste in keinem Verhältnis zu denen durch mangelhafte Ernährung und Anstrengungen.

Rotz trat, soweit er nicht durch Afrikanertransporte eingeschleppt wurde, verhältnismäßig selten auf und zwar häufiger bei Pferden, weniger bei Maultieren, bei Eseln gar nicht. Bei ausgesprochenem Rotz erfolgte sofortige Tötung, beim Verdacht strenge Isolierung. Eine besondere Art von Rotz, der sogenannte Hautrotz (Lymphangitis), an dem viele Tiere litten, muß hier noch erwähnt werden.

Räude kam ziemlich häufig vor. Die mit dieser Krankheit behafteten Tiere wurden sorgfältig allein gehalten und mit gutem Erfolg durch Waschungen behandelt.

Brustseuche wurde durch die letzten 4300 aus Deutschland importierten Pferde nach Südwestafrika eingeschleppt. Sie verlief zuerst sehr schwer und führte auch bei einer Anzahl zum Tode. Sobald die Pferde indes aus dem naßkalten Küstenklima in die trockene Höhenluft des Innern transportiert wurden, trat sofort eine erhebliche Besserung ein. Von den 1500 nach dem Innern gebrachten Tieren ist nur eins, offenbar infolge der ungewohnten Marschanstrengungen, eingegangen.

Druse zeigte sich nur sehr vereinzelt bei Pferden, Maultieren und Eseln und verlief im allgemeinen gutartig. Meist waren es im letzten Stadium befindliche Erkrankungen vom Schiffstransport her.

Am meisten war unter Pferden und Maultieren die Pferdesterbe gefürchtet. Sie trat in allen drei Jahren sehr früh und in den Jahren 1904 und 1905 besonders heftig auf. Die befallenen Pferde starben sämtlich, die Maultiere größtenteils trotz Behandlung. Obwohl neuerdings Versuche mit einer Serumimpfung gemacht werden, kann vorläufig als sicheres Vorbeugungsmittel nur das rechtzeitige Beziehen von sterbefreien Plätzen vor Beginn der kleinen Regenzeit gelten.

Während fast alle Esel unter ansteckender Hornhautentzündung zu leiden hatten, wurde diese Krankheit bei Pferden und Maultieren selten und auch dann nur in leichter Form festgestellt. Gewöhnlich trat nach etwa vier Wochen Besserung, in schweren Fällen häufig Erblindung ein. Bei der Menge der erkrankten Tiere wurden nur die schwerkranken behandelt.

Eine Krankheit, an der hauptsächlich die frisch eingeführten Pferde, besonders Preußen und Argentinier, litten, war Verschlag. Die Tiere erkrankten aber meist nur leicht, selten schwer oder tödlich. Behandelt wurden erkrankte Pferde mit denselben Mitteln wie in der Heimat und mit gleichem Erfolge.

Im allgemeinen haben wir auch hinsichtlich der Erkrankungen dieselben Erfahrungen wie die Engländer in Südafrika gemacht, daß die Pferde sich gegen ansteckende Krankheiten wenig empfänglich zeigten, und daß die großen Verluste auf Erschöpfung und besonders auch auf mangelhafte Ernährung zurückzuführen waren.

**Die Maultiere und Esel als Ersatz für Pferde.**

Entsprechend dem eigenartigen Charakter des Geländes sind als Ersatz für Pferde, vor allem als Zugtiere, Maultiere und Esel verwendet worden. Maultiere wurden in großer Zahl aus der Kapkolonie und aus Argentinien bezogen. Die afrikanischen Maultiere waren fast sämtlich gut. Leider konnte aber schon nach kurzer Zeit der afrikanische Markt nicht mehr die genügende Anzahl liefern, so daß Ankäufe in Argentinien nötig wurden. Die argentinischen Maultiere waren meist nicht so kräftig und vor allem nicht so willig wie die einheimischen. Sie machten teilweise sehr große Schwierigkeiten beim Schirren und Satteln und setzten den ungeübten Reiter, wenn er noch so schwer war, mit Leichtigkeit ab. Im übrigen zeigten sich keine wesentlichen Unterschiede. Von der Verwendung einer größeren Anzahl von Maultieren als Reittiere innerhalb der Truppe muß abgesehen werden, da sie meist kleben und nicht aus dem Gliede herauszubringen sind. Es ist aber zu berücksichtigen, daß sie besser klettern als die Pferde, bedeutend anspruchsloser sind und nicht so leicht an der Pferdesterbe fallen. Bezüglich ihrer Verwendung wird das Verhältnis von etwa $^1/_3$ an Maultieren zu $^2/_3$ an Pferden das richtige sein.

Die Esel wurden zum größten Teil in der Kapkolonie angekauft und fanden als Zug- und Tragetiere gute Verwendung. Sie verlangten allerdings erfahrene

Treiber, weshalb anfangs bei unseren im Treiben gänzlich unerfahrenen Reitern zahlreiche Tiere auf der sandigen Pad den Anstrengungen erlagen. Unter sachgemäßer Leitung leisteten indes die fleißigen und genügsamen Tiere in stetem, ruhigem Zuge Vorzügliches.

Wenn wir die Verlustzahlen an Pferden und Maultieren in unserem Kriege in Südwestafrika mit denen der Engländer im Burenkriege vergleichen, so ergibt sich auf deutscher Seite im Verhältnis zur Truppenstärke eine außerordentlich hohe Sterblichkeitsziffer.

Vom Beginn des Aufstandes bis zum Mai 1907 haben wir von 30 962 Pferden 25 200 = 81,39 v. H. und von 33 844 Maultieren 22 412 = 66,22 v. H. verloren. Der Verlust der Engländer in Südafrika betrug von 518 794 Pferden 360 151 = 69,42 v. H. von 150 781 Maultieren 56 155 = 37,24 v. H.

Wenn diese Zahlen auch äußerlich betrachtet zu unseren Ungunsten ausfallen, so muß beachtet werden, daß wir den Krieg in Südwestafrika unter wesentlich anderen Bedingungen geführt haben, als die Engländer den Burenkrieg.

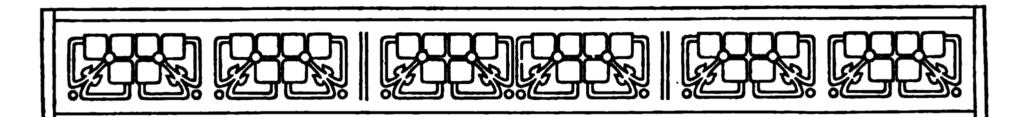
Während damals das Land selbst ganz andere Hilfsmittel auch für den Unterhalt der Tiere bot, das Vorhandensein mehrerer Bahnlinien und Straßen das Heranschaffen der Verpflegung erleichterte, galt es in Südwestafrika, die Pferde in größtenteils unkultivierten Gegenden bei völlig unzureichenden Verbindungen zu ernähren, wobei ungewöhnliche Strapazen das äußerste von ihren Kräften verlangten. Vor allem war in Südafrika die Lösung der Wasserfrage wesentlich einfacher, während in unserem Kriege der Mangel genügenden Wassers die größten Verluste herbeiführte.

Endlich muß berücksichtigt werden, daß dieses der erste größere Kolonialkrieg war, den wir auf afrikanischem Boden zu führen hatten, und daß Reibungen und Schwierigkeiten aller Art auch uns ebenso wie anderen Mächten in ähnlicher Lage nicht erspart geblieben sind.

Nunmehr ist es gelungen, auch auf dem Gebiet der Pferdefrage wichtige Lehren und Erfahrungen zu sammeln. Aufgabe der Zukunft wird es sein, sie zu verwerten und zur Erhöhung der Schlagfertigkeit unseres Heeres nutzbringend zu gestalten.

Frhr. v. Maltzahn,
Oberleutnant im Ulanen-Regiment Kaiser Alexander II. von Rußland (1. Brandenb.) Nr. 3,
kommandiert zur Dienstleistung beim Großen Generalstabe.





# Die Kämpfe um die Kin tschou-Enge im Mai 1904.*)

Die Stellung auf dem Nan schan.

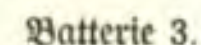
Die von Port Arthur etwa 50 km entfernte Kin tschou-Enge, an der die Liao tung-Halbinsel auf kaum 4 km eingeschnürt ist, mußte in einem russisch-japanischen Kriege sowohl für den Verteidiger wie für den Angreifer von Port Arthur eine ungewöhnliche Bedeutung gewinnen. Denn die Hafenplätze Dalni und Ta lién wan lagen zu nahe an der Festung, als daß eine japanische Transportflotte es hätte wagen können, sie anzulaufen, ehe nicht die Halbinsel selbst bis fast nach Port Arthur sich in japanischem Besitze befand. Wenn man den russischen Führern nur einige Unternehmungslust und Tatkraft zutraute, so mußte die Ausschiffung der ersten Truppen, das erste Fußfassen an Land in größerer Entfernung von der feindlichen Festung erfolgen. Der weitere Weg führte alsdann die gelandeten Truppen mit Notwendigkeit über die Kin tschou-Enge, und so war der Besitz dieser Enge fast eine Vorbedingung für die Benutzung von Dalni zum Ausladen des Belagerungsgerätes. Daraus ergab sich aber die Bedeutung der Enge auch für den Verteidiger; solange er sie hielt, war an die Durchführung einer Belagerung von Port Arthur nicht zu denken. Es mußte also russischerseits alles getan werden, um die Enge möglichst lange zu behaupten.

Skizze 1.

Diese Verhältnisse wurden auch in Port Arthur von verschiedenen Personen, namentlich vom General Kondratenko, klar erkannt. Er fuhr schon Anfang Januar 1904, also noch einen Monat vor Beginn des Krieges, aus eigenem Entschluß nach Kin tschou und besichtigte die gesamte Stellung in eingehendster Weise. Am 3. Februar wiederholte er die Erkundung mit dem Kommandeur des am Nan schan und in Kin tschou in Garnison stehenden 5. Ostsibirischen Schützen-Regiments, dem Obersten

*) Die folgende Darstellung der Kämpfe um die Kin tschou-Enge 1904 fußt, außer auf der „Kriegsgeschichtlichen Einzelschrift" des Großen Generalstabes über Port Arthur Heft 37—38, vornehmlich auf neueren russischen Veröffentlichungen, Vorträgen von Mitkämpfern und den Verhandlungen des Stössel-Prozesses. Erst jetzt sind namentlich die Vorgänge auf russischer Seite klar gestellt, so daß manche Einzelheiten berichtigt werden konnten, die nur auf Angaben der japanischen Sieger gegründet waren. Die Darstellung der Einzelschrift ist dadurch hier und da ergänzt worden; einer Berichtigung in wesentlichen Punkten bedarf sie auch nach den neueren Veröffentlichungen nicht.

Tretjakow, und mit dem Ingenieur-Hauptmann v. Schwarz aus Port Arthur. Sie stellten einen Befestigungsentwurf auf und legten ihn am 6. Februar dem „Rate des Militärbezirks Kwan tung“ zur Genehmigung vor. Wegen der Höhe der veranschlagten Arbeitskosten — 19 000 Rubel — wurde die Genehmigung versagt: nur 5000 Rubel seien für diesen Zweck verfügbar. Aber schon in der Nacht vom 8. zum 9. Februar war diese Entscheidung durch den japanischen Torpedoangriff auf Port Arthur überholt, und man sah sich gezwungen, eiligst zur Ausführung des Kondratenko-Schwarzschen Entwurfes zu schreiten. Nach den notwendigen Vorbereitungen






Blick vom Nan schan (Punkt 117) auf Batterie 2 und 3.

am 9. und 10. wurde die Arbeit am 11. Februar begonnen und bis zum 2. April beendet.*)

Die Stellung wurde auf dem Nan schan, teilweise unter Benutzung verfallener Reste von alten Batterien und Schützengräben, angelegt. Der Nan schan liegt mit seiner ganzen Masse dicht vorwärts der schmalsten Stelle der Landenge. Von seinem 117 m hohen Gipfel ziehen sich „wie die Finger von der Handwurzel“ mehrere

*) Die durch die Arbeit wirklich entstandenen Kosten haben 63 000 Rubel betragen. Die Ausführung erfolgte durch Chinesen, von denen sich im Laufe der Zeit immer mehr, seit Ende Februar täglich an 5000, stellten. Nur ausnahmsweise und zur Aushilfe wurden Truppen zur Arbeit verwendet.

Höhenrücken nach beiden Küsten und in Richtung nach Kin tschou. Die Senken zwischen ihnen sind tief und steil eingeschnitten und haben vielfach schluchtartigen Charakter; auch nach Osten, Westen und Süden sind die Hänge steil; nach Norden fallen sie sanfter ab.

Die Ebene vorwärts des Nan schan, in der die Stadt Kin tschou und einige chinesische Dörfer liegen, im übrigen nur kleine Waldstücke und einzelne Bäume stehen, ist ebenso wie die beiden Küstenstreifen vom Nan schan gut zu übersehen; im Nordosten und Norden wird der Horizont — größtenteils erst an der Grenze der Artillerieschußweiten und darüber hinaus — vom Sam son-Berg mit seinen Vorbergen und Ausläufern und durch die Höhen bei Su san li tai*) begrenzt. Es läßt sich nicht leugnen, daß in dieser guten Übersicht und dem vorzüglichen Schußfeld für Artillerie wie Infanterie der Nan schan gewisse Eigenschaften einer guten Verteidigungsstellung besaß. Nach russischem Urteile war eine befestigte Stellung hier durchaus geeignet, bei hartnäckiger Verteidigung den Gegner lange Zeit aufzuhalten, sofern durch schwere Batterien auf den Flügeln das Eingreifen feindlicher Schiffe verhindert wurde.

Indessen stand jenen Vorzügen doch der große Nachteil gegenüber, daß die Stellung über die eigentliche Enge hinaus in einem spitzen Winkel weit vorsprang. Sie war dadurch dem Angriffe von verschiedenen Seiten umsomehr ausgesetzt, als unmittelbar jenseits der eigentlichen Enge, schon von der Wurzel des Nan schan aus, die beiden Küsten sich weit voneinander entfernen; ein Gegner, der Kräfte genug besaß, um sich von Küste zu Küste auszudehnen, stand fast im Halbkreis um den Berg. Die Wirkung einer Umfassung wurde durch die geringe Ausdehnung des von der Stellung umschlossenen Raumes noch verschärft, und hieran konnte es nicht allzuviel ändern, daß einzelne Teile, wie die Schützengräben am Fuße der Ostfront, durch hinter ihnen sich erhebende Bergwände einen gewissen Rückenschutz gegen das Feuer des Feindes auf den andern Fronten hatten. Wenn die Stellung mit starken Kräften und schwerem Steilfeuer angegriffen wurde, so konnte nach unseren Anschauungen die Dauer ihrer Verteidigung von vornherein nur sehr beschränkt sein.

Es kam dazu, daß der Übergang aus der Verteidigung zu einem die Entscheidung suchenden Angriff kaum möglich war, sofern der Feind das Gelände ganz ausnutzen konnte. Denn selbst wenn dieser Gegenangriff über einen der beiden Küstenstreifen geführt wurde, mußte er sich aus der Enge heraus entfalten und konnte nicht in die Flanke, sondern nur auf eine entwickelte Front des Feindes stoßen. Höchstens konnte ein Angriff an der Hand-Bucht entlang durch Artillerie von der Ta liën wan-Halbinsel unterstützt werden. Aber auch dieser Bedrohung hätte sich der Gegner schon durch ein leichtes Zurückbiegen des Flügels entziehen können.

Bei der geringen Breite der Stellung wie des Angriffsfeldes war für Flotten-

*) Russische Bezeichnung: Schi sa li te sa.

abteilungen eine selten günstige Gelegenheit gegeben, in den Kampf einzugreifen. Wenn es russische Schiffe waren, die aus den beiden angrenzenden Küstengewässern mitwirkten, so wurde dadurch die Front der Nan schan-Stellung gewissermaßen verlängert; der Angreifer wurde verhindert, sich bis an die Küsten auszudehnen, und die Gefahr der Umfassung wurde zum Teil abgewendet. Dadurch wäre also der gewählten Stellung ein wesentlicher Kraftzuschuß erwachsen. Wenn aber japanische Fahrzeuge sich ungehindert beteiligen konnten, so wurde der umfassende Kreis des Angreifers fast geschlossen, und die oben erwähnten Nachteile wurden beinahe bis zur Unhaltbarkeit der Stellung gesteigert.

Die Hand-Bucht ist schmal. Sie kann durch Minen an der Einfahrt unzugänglich gemacht oder durch Artillerie auf der Ta liën wan-Halbinsel für feindliche Schiffe leicht gesperrt werden. Hier war also mehr ein Feld der Tätigkeit für russische Boote.

Die Kin tschou-Bucht dagegen liegt offen. Und wenn sie auch nach ihrer geringen Tiefe nur für flach gehende Kanonen- und Torpedoboote zugänglich ist, so kann doch diesen vom Lande aus die Einfahrt in die Bucht und die Beteiligung an einem Angriff auf die Kin tschou-Enge nicht völlig verwehrt werden. Hier war es also eine Frage der Seeherrschaft, ob russische oder japanische Schiffe erscheinen würden. Und da ein japanisches Übergewicht zur See die erste Voraussetzung für das Gelingen japanischer Landungen überhaupt war, so ließ sich hier der Angriff einer Armee kaum anders denken, als verbunden mit dem Eingreifen japanischer Schiffe aus der Kin tschou-Bucht. Die Umfassung des linken Flügels war also nicht abzuwenden.

Günstiger wäre eine Verteidigungsstellung *hinter* der Enge auf dem Nan kwan ling-Rücken gewesen. Er liegt von der schmalsten Einschnürung der Halbinsel in Linie Ti dia ten—Su dia ten nur etwa 3 km entfernt und ist in seiner Ausdehnung von Höhe 96 östlich Scho dia fan sin bis nach Tu tschen tsze nicht wesentlich länger als die Summe der Ost-, Nord- und Westfronten der Nan schan-Stellung. Die Raumverhältnisse für Angreifer und Verteidiger, die am Nan schan für die Russen so ungünstig waren, lagen vor einer Nan kwan ling-Stellung gerade umgekehrt. Hier mußten sich die Japaner aus einer Enge heraus entwickeln, die sie selbst in allerdichtesten Schützenlinien kaum mit mehr als einer bis anderthalb Divisionen überschreiten konnten. Und nur im wirksamsten russischen Artilleriefeuer!

Die Nan kwan ling-Stellung bot gute Übersicht und gutes Schußfeld. Der vom Nan schan gerade auf die Front zuführende Höhenrücken teilt zwar das Gelände in eine östliche und eine westliche Hälfte, kann aber das Schußfeld jedes einzelnen Teiles nicht beeinträchtigen. Der Nan schan selbst behindert die Sicht über die Enge hinaus nur teilweise; denn wenn man von den Endpunkten des Nan kwan ling-Rückens an dem schmalen Berge vorbei die Küstenstreifen überblickt, so treffen sich die Sichtlinien

noch südlich der Stadt Kin tschou. Darüber hinaus wird die Fernsicht erst durch dieselben Höhen begrenzt, die auch den Horizont der Nan schan-Stellung bildeten. So waren japanische Marschbewegungen zur Enge hin bei klarem Wetter von der Nan kwan ling-Stellung aus größtenteils zu erkennen, und nur Truppen, die sich in den Falten und Schluchten des Nan schan gedeckt hatten, waren geborgen, aber auch nur so lange, bis sie zum Angriff die schützenden Höhen überschreiten mußten.

Japanische Artillerie fand nur auf der Hauptkuppe 117 des Nan schan eine überhöhende Stellung, die aber nach ihrer Breite kaum für mehr als ein Feldartillerie-Regiment Raum bot. Der Vorteil der Überhöhung wäre für dieses Regiment durch konzentrisches Feuer der Russen ausgeglichen worden. Überhaupt aber waren japanische Batterien,. die auf dem Nan schan oder verdeckt hinter seiner Kammlinie, oder solche, die jenseits der Hand-Bucht in Stellung gingen, schon reichlich weit von der russischen Stellung entfernt, um wirksam in die Entscheidung des Infanteriekampfes eingreifen zu können. Ein Vorführen von Batterien über den Nan schan hinaus war aber nur unter dem Feuer der russischen Geschütze möglich.

Auch der Schutz gegen japanische Schiffe in der Kin tschou-Bucht wäre auf der Nan kwan ling-Stellung besser gewesen als am Nan schan. Namentlich der wichtige äußerste Flügel fand in den Kuppen 40, 43 und 64 dicht an der Steilküste eine vorzügliche Stütze. Andererseits wurde durch russische Kanonenboote in der Hand-Bucht ein über die Enge zu führender japanischer Angriff im östlichen Teil des Gefechtsfeldes noch ungleich wirksamer flankiert als das Vorgehen gegen die Ostfront des Nan schan. Ein Gegenangriff hätte auch aus der Nan kwan ling-Stellung keineswegs ideale Vorbedingungen gefunden, zweifellos aber günstigere als am Nan schan, weil eben am Nan kwan ling-Rücken von vornherein der Verteidiger in breiterer Aufstellung stand, als der Angreifer sie jemals erreichen konnte.*)

Die „Kin tschou-Stellung" auf dem Nan schan spielte indessen schon seit Jahren eine gewisse Rolle in den militärischen Erwägungen der Russen und scheint infolge ihres Alters eine Wertschätzung genossen zu haben, die sie unberechtigter Weise ohne Unterschied für alle Lagen geeignet erscheinen ließ. Auch Kondratenko ist wohl von dieser Überschätzung der Stellung nicht ganz frei gewesen.

Die alten Befestigungen auf der Höhe der Nan schan-Rücken stammten aus dem Jahre 1900. Nach dem chinesisch-japanischen Kriege (1894/95) war die Liao tung-Halbinsel bis über die Linie Pi tsze wo—Port Adams von Japan erworben, dann

*) Wenn die Enge für etwaigen Vormarsch starker russischer Kräfte hätte offen gehalten werden müssen, dann wäre weder die Nan kwan ling- noch die Nan schan-Stellung geeignet gewesen. Man hätte auch, mit Rücksicht auf heutige Waffenwirkung und Schußweiten, noch über die Linie der alten chinesischen Forts hinausgehen und den Sam son-Berg und die Höhen bei Su san li tai besetzen müssen. Man wäre aber dann zu einer Ausdehnung von etwa 25 km von Küste zu Küste gekommen

aber unter dem Drängen der europäischen Mächte, namentlich Rußlands, an China zurückgegeben und schließlich im Frühjahr 1898 von China an Rußland auf 25 Jahre verpachtet worden. In dem Pachtvertrage hatten die Russen der Stadt Kin tschou politische Selbständigkeit eingeräumt. Aber es entwickelte sich dort bald ein Hauptsitz der Agitation gegen die russische Herrschaft, und deshalb sah man sich beim Ausbruch der chinesischen Wirren im Sommer 1900 auch hier zu militärischen Maßnahmen für den Fall offener Empörung gezwungen. Der Nan schan bot dazu die gegebene Stellung, denn von ihm aus konnte man unbedingt eine aufsässige Bevölkerung von Kin tschou zur Unterwerfung zwingen. So wurden auf seinen Höhen im Juni 1900 Batterien, Schanzen und Gräben angelegt, mit einer großen Zahl von Geschützen (91) ausgestattet und dem 12. Ostsibirischen Schützen-Regiment*) als Besatzung anvertraut. Einige Kompagnien wurden in die Stadt selbst gelegt.

Man hatte später auch die Absicht, die Enge mit ständigen Werken auszubauen, wohl für den Kriegsfall als Ergänzung der Festung Port Arthur, und ließ im Sommer 1903 einen Entwurf dazu durch den Hauptmann v. Schwarz bearbeiten. Dieser wollte im ganzen fünf Forts, drei auf dem Nan schan selbst, je eins auf den Flügeln, Batterien in der Mitte der Stellung erbauen und die Forts durch Wall und Graben miteinander verbinden. Zur Ausführung des Entwurfes ist es nicht gekommen.

Bei Betrachtung der Befestigungsanlagen im einzelnen kann natürlich nur die Bedeutung in Frage kommen, die ihnen für die Verteidigung gegen eine japanische Armee innewohnte. Ob sie früher gegen Kin tschou zweckmäßig waren, ist gleichgültig. Auch ist es ohne Einfluß auf die Beurteilung, daß die Russen anfangs fast täglich mit dem Erscheinen der Japaner rechnen mußten. Denn es blieben auch nach Beendigung der Arbeiten Anfang April noch fast zwei Monate Zeit, in denen etwa erkannte Fehler hätten beseitigt werden können.

Die Batterien, fast sämtlich am alten Platze wiederhergestellt, oben auf den Kämmen der Nan schan-Rücken oder noch vor diese Kämme vorgeschoben, mußten durch ihre Lage und die hohe Anschüttung ihrer Brustwehren ein gut sichtbares Ziel für den Feind, besonders für die Beobachter an den Hängen der gegenüberliegenden Berge bieten. Die Russen steckten damals noch in den alten Gewohnheiten aus der Zeit des rauchstarken Pulvers und kannten nur das direkte Richten und Schießen jedes einzelnen Geschützes. Einige, an den vorderen Hängen völlig eingeschnittene Batterien sollen nicht oder nur wenig zu sehen gewesen sein; hinter der so gebauten Batterie 1 hatte man als Maske einen hohen Erdwall angeschüttet, der nach russischer Angabe seinen Zweck der Täuschung gut erfüllt hat. Die Brustwehren sicherten gegen flaches Granatfeuer, vermochten aber nicht, Geschütz und Bedienung gegen Schrapnelkugeln zu schützen.

*) Später durch das 5. Ostsibirische Schützen-Regiment ersetzt.

Für Sicherung der Bedienung während der Gefechtspausen war anscheinend gu gesorgt.

Die Schützengräben — im ganzen 10 Werst, rund 10½ km lang — boten i ihrer Gesamtheit das Bild eines bunten Gewirres zahlreicher Linien hintereinander Indessen sollten nicht alle auf der Höhe liegenden, in früherer Zeit angelegten Gräbe besetzt werden. Ursprünglich war nur die Wiederherstellung dieser alten Gräbe geplant; doch veranlaßte noch im Februar der General Fock das Ausheben eine durchlaufenden Schützengrabens am Fuße der Ost- und Nordfront mit einige Schanzen als Stützpunkten. Daß man sich dann die Arbeit sparte, die oberen, nich zu benutzenden Gräben wieder einzuebnen, ist selbstverständlich; sie konnten als Schein anlagen oder auch als Deckungsgräben bestehen bleiben. Die Gräben waren durchwe für stehende Schützen eingerichtet.

Das Ausheben des Schützengrabens am Fuße der Ostfront, fast ohne Unter brechung in der Länge von mehreren Kilometern, bedeutete Kraft- und Munitions verschwendung, wenn der Graben in seiner ganzen Länge besetzt werden sollte. Di Abschließung der einzelnen Bataillone und Kompagnien voneinander und die Befehls führung innerhalb dieser Verbände waren erschwert, weil es an klar erkennbare Grenzen der Abschnitte fehlte. Die Gefahr, daß nach dem Eindringen des Feinde an irgend einer Stelle die Besatzung in der ganzen Länge des Grabens aufgeroll werden konnte, war durch das Einschieben geschlossener Schanzen mit selbständigen Hindernis zum Teil beseitigt, zumal diese Schanzen — über die allgemeine Lini etwas hinausgreifend — auch das nächste Vorgelände flankierten. Aber diese russische Schanzen mit langen, geraden Linien sind selbst bei niedriger Brustwehr durch ihr Regelmäßigkeit oft leicht für den Feind zu erkennen, bieten also ein gutes Ziel fü dessen Artillerie.

Die ganze Stellung war auch nach rückwärts, mit der Front nach Dalni, durc mehrstöckige Schützengräben abgeschlossen. Das konnte schwerlich zur Beruhigung de Verteidiger beitragen. Japanische Landungen in dieser Zeit bei Dalni waren um s unwahrscheinlicher, als schon seit dem 9. Februar die dortige Hafeneinfahrt durc russische Minen gesperrt war. Wären sie aber doch gelungen, so würde für di Russen die Kin tschou-Enge mit und ohne Südfront entweder ein verlorener oder ei durchaus überflüssiger Posten gewesen sein.

In die Schützengräben und Schanzen hatte man Unterstände — teilweise mi Schießscharten — und Schulterwehren in möglichst großer Zahl einbauen wollen; e scheint aber, daß man hierin nicht alles getan hat, was beabsichtigt war. Deckungs gräben für die Unterstützungen der in vorderer Linie einzusetzenden Kompagnie waren nicht ausgehoben; doch konnten als solche hier und da die Schützengräben de oberen Stockwerke benutzt werden. Die Verbindung von den vordersten Gräben nac

rückwärts war teils durch ausgehobene Gräben, teils durch Wasserrisse geführt, soweit diese nicht vom Feinde her einzusehen waren.

Von der Richtigkeit der gewählten Abmessungen hatte man sich am 17. März durch ein scharfes Probeschießen mit Feldgeschützen gegen einen Teil der Schützengräben der Südfront überzeugt. Man hatte dabei festgestellt, daß Volltreffer von Granaten die Brustwehr nicht zerstörten, und daß die Schützen, unmittelbar an die Brustwehr angelehnt, auch gegen Schrapnellkugeln gesichert sein würden. Wäre ein solches Schießen auch gegen die Batterien unternommen worden, so hätten sich manche wichtige Fingerzeige daraus ergeben können.

Hindernisse, meist Drahtnetze, stellenweise Fladderminen oder beides hintereinander, waren vor der ganzen Ost- und Nordfront fast ohne Lücke angelegt. Vor der Westfront hatte man sich mit der Sperrung nicht eingesehener Wasserrisse begnügt, weil man einen Angriff hier an sich und wegen des Kreuzfeuers aus den Batterien 10, 11, 12 und 15 für wenig wahrscheinlich hielt. Man übersah dabei, daß diese Batterien wahrscheinlich gezwungen sein würden, gegen See zu schießen. Die Entfernung der Hindernisse von der Feuerlinie schwankte zwischen 130 und etwa 300 m. Die Drahtnetze waren größtenteils für den Angreifer sichtbar, nur an einzelnen Stellen, so vor dem Infanteriewerke 4, in Sandgruben verdeckt.

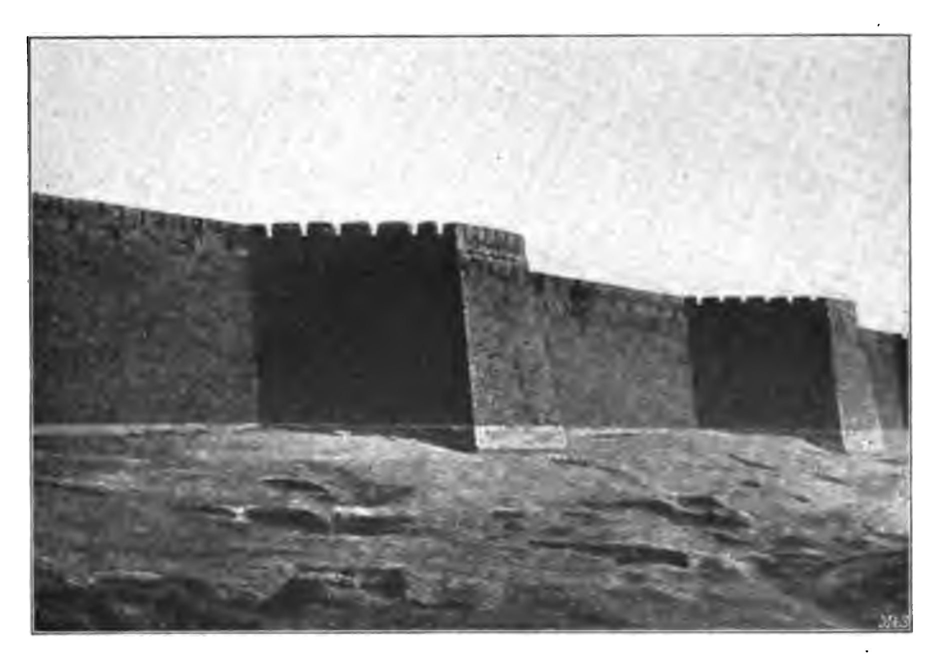
Auf dem Nan kwan ling-Rücken waren nach russischen Quellen keine Befestigungen ausgeführt. Die äußerste Batterie lag bei Tschan din di sai an der Hand-Bucht.*)

Im ganzen betrachtet, machen die Batterien und Gräben am Nan schan in ihrer Anlage einen veralteten Eindruck. Sie lassen eine klare Verteilung der Waffenwirkung vermissen, und einem russischen Gegenangriff war von vornherein durch die fast lückenlosen Gräben und Hindernisse der Weg versperrt.

Auch die Stadt Kin tschou wurde durch Anschütten von Erdbrustwehren auf der Stadtmauer und Herrichten von Unterständen gegen Steilfeuer in den Torzwingern noch besonders zur Verteidigung eingerichtet. Ehedem Hafenstadt mit lebhaftem Handel, später durch Versandung der Bucht an Bedeutung zurückgegangen (25 000 Einwohner 1904), ist Kin tschou in einem Rechteck von 1100 und 960 m Seitenlänge erbaut und von einer Mauer der üblichen chinesischen Art umschlossen. Diese Mauer ist bis zur Krone 8 m hoch, unten $7^1/_2$ m, oben über $5^1/_2$ m stark; sie besteht aus gestampftem Lehm und ist mit Ziegelsteinwänden bekleidet, die sich über die Krone als Zinnenmauern mit Schießscharten fortsetzen. Auf der Stadtseite führen hier und da Rampen zur Krone hinauf. In jeder Front war nur ein einziger Toreingang mit zwingerartigem Vorbau an der Außenseite; aus ihm führt etwa so wie bei den alten deutschen Städtetoren die Straße seitlich hinaus, so daß der Eingang von der Stadtmauer aus flankiert wird. Vorspringende Bastionen an den Stadtecken, hier und

*) Sie war im Gefechte am 26. Mai nicht besetzt.

da auch an den Längsseiten, gestatten ebenso wie die Torzwinger, den äußeren Mauerfuß von oben her längs zu bestreichen. Vor der Mauer zog sich ein Graben um die Stadt, der von der Krone her frontal beschossen werden konnte, aber anscheinend, nach Tiefe und Steilheit der Ränder zu urteilen, kein bedeutendes Hindernis war. Jenseits des Grabens wurde das Schußfeld stellenweise durch nah herantretende Vorstädte beschränkt. In diese Stadtmauern würde mit heutigen schweren Artilleriegeschossen nach und nach wohl Bresche gelegt werden können, aber gegen andere Mittel der Feldarmee bieten sie einen bedeutenden Schutz.



**Chinesische Stadtmauer von aussen gesehen.**

Zur Besetzung der russischen Stellung wurde das 5. Ostsibirische Schützen-Regiment (drei Bataillone)*) bestimmt, das bis auf einige in der Stadt Kin tschou untergebrachte Kompagnien unmittelbar südwestlich des Nan schan kaserniert war.**)

Über die ständige Geschützausrüstung der Stellung stimmen die russischen Angaben nicht völlig überein. Man scheint im ganzen 50 bis 60 Stellungsgeschütze gehabt zu haben, darunter eine ganze Anzahl alter Feldgeschütze, mehrere alte chinesische Kanonen sowie einige 15 cm-Kanonen und -Mörser. Bedienung war ausreichend durch Fußartillerie aus Port Arthur gestellt.

*) Das III. Bataillon traf erst in den ersten Apriltagen aus Rußland ein.

**) Seite 72.

Die 4. Ostsibirische Schützen-Division (General Fock, 13. bis 16. Schützen-Regiment und vier Batterien) stand in Dalni und Ta liën wan und hatte als Aufgabe die Verteidigung des Vorgeländes von Port Arthur; das 5. Schützen-Regiment, ursprünglich zu einem Korps der Mandschurei-Armee gehörend, war der 4. Division dauernd unterstellt. Die 7. Ostsibirische Schützen-Division (General Kondratenko, 25. bis 28. Schützen-Regiment und fünf Batterien) gehörte zur Besatzung von Port Arthur.

...e Landung ...r Japaner. Skizze 1. Die Japaner wählten zur Ausschiffung ihrer gegen Port Arthur bestimmten Zweiten Armee die Yen tou wa-Bucht, die durch die vorliegenden Elliot-Inseln und die weitreichende Spitze des Terminal Point einen gewissen Abschluß gegen das offene Meer hat und von der Kin tschou-Enge etwa 40 km in der Luftlinie entfernt liegt.

Die Transportschiffe mit den Truppen lagen bereits seit Ende April bei Tschi nam po an der Westküste Koreas bereit und warteten, bis die Erste Armee den Ya lu-Übergang erzwungen hätte. Nachdem dies am 1. Mai geschehen war, nahm die Transportflotte mit der Zweiten Armee ihren Kurs nach den Elliot-Inseln. Diese Inseln bildeten den Stützpunkt für das Gros der japanischen Schlachtflotte, deren Vorpostenschiffe den Hafen von Port Arthur beobachteten.

Die Landungen in der Yen tou wa-Bucht begannen am 5. Mai morgens. Zuerst wurde die 3. Division gelandet, vom 7. Mai ab die 1., vom 10. Mai ab die 4. Division. Das Armee-Oberkommando ging am 8. Mai an Land; in der Nacht vom 13. zum 14. Mai war die Ausladung der eigentlichen Zweiten Armee einschließlich der selbständigen 1. Feldartillerie-Brigade beendet. Später sollten noch die 5. und 11. Division und die selbständige 1. Kavallerie-Brigade nachgeführt werden.

Die Landung bot große Schwierigkeiten, weil die Küste auf mehrere Kilometer hinaus so flach war, daß das eigentliche Ausladen schon weit draußen stattfinden mußte. Die Ausführung innerhalb der genannten Zeit, wobei noch ein Tag infolge stürmischen Wetters gänzlich ausfiel, soll eine vorzügliche Leistung gewesen sein und die Erwartung der leitenden japanischen Stellen weit übertroffen haben.

Eine Störung der Landung wurde von den Russen weder zu Lande noch zur See versucht, obwohl schon am 4. Mai in Port Arthur eine Meldung vom Erscheinen japanischer Transportschiffe in der Gegend von Pi tsze wo eingegangen war. Posten berittener Jagdkommandos und der Grenzwache, die vorwärts Kin tschou an der Küste aufgestellt waren und mit entsprechenden Posten der Mandschurei-Armee Verbindung aufgenommen hatten, wichen vor den japanischen Abteilungen zurück.

Die ersten japanischen Maßnahmen vom 5. Mai ab umfaßten nur den unmittelbaren Schutz der Landung, Aufklärung gegen Norden und Süden und Störung der Verbindungen zwischen den Kwan tung-Truppen und der russischen Hauptarmee. Eisenbahn und Telegraph wurden am 6. Mai bei Port Adams, am 8. bei Lung kou zerstört

Nach Beendigung der Landung am 13. Mai wurde für den 15. der Vormarsch der 1. Division auf Kin tschou befohlen, der 3. und 4. Division die Sicherung nach Norden in der Linie Ta scha ho—An tsze ho—Port Adams übertragen. Als dann Nachrichten eingegangen waren, daß von Norden zunächst keine größere Gefahr drohe wurde am 15. Mai der 4. Division der Befehl nachgeschickt, eine Infanterie-Brigade und das der Division zugeteilte Feldartillerie-Regiment Nr. 13 der selbständigen 1. Feldartillerie-Brigade ebenfalls auf Kin tschou in Marsch zu setzen.

Die 1. Division, die bereits am 14. Mai Aufklärungsabteilungen vorschickte, erreichte auf der großen, von Pi tsze wo nach Kin tschou führenden Straße am 15 Yi kia tun, suchte am 16. Verbindung mit der 4. Division und stieß um Mittag dieses Tages an den Höhen bei Su san li tai und Scha fang schön*) auf Teile der 4. Ostsibirischen Schützen-Division. General Fock hatte nämlich die Meldung vom japanischen Anmarsch auf den beiden großen Straßen von Pi tsze wo und Port Adams am Abend des 15. erhalten; er hatte sich darauf — nach russischen Quellen — entschlossen, in der Linie Turmruine**) — Su san li tai ein Gefecht zu liefern, „mit dem Zweck, den Gegner nach Norden zurückzuwerfen." Merkwürdigerweise nahm er aber zu dieser Aufgabe nicht seine sämtlichen fünf Regimenter, sondern nur acht Bataillone und zwei Batterien mit. Infolgedessen mußte er bald nach Beginn des japanischen Angriffs seine Stellung räumen, zumal er beim Gegner zwei Divisionen und eine Reserve-Brigade erkannt zu haben meinte. Tatsächlich hatte von japanischen Kräften nur die 1. Division gekämpft, denn die halbe 4. traf verspätet ein. Das Gefecht hat auf jeder Seite annähernd 200 Mann gekostet.***)

Die 4. Division hatte den nachgesandten Befehl am 15. Mai erst erhalten, als sie bereits auf dem Marsche nach Port Adams war; sie hatte dann etwa südöstlich des Tai kin schan die 7. Brigade mit dem Feldartillerie-Regiment Nr. 13 abgezweigt. Auf regendurchweichten Wegen, verschiedene Bäche und Flüßchen überschreitend, dann auf schmalem Gebirgspfade über die südlichen Ausläufer des Hsiau hu schan kletternd, hatte diese verstärkte Brigade nach großen Beschwerden am selben Tage die Straße Port Adams—Kin tschou in der Gegend von Lung kou erreicht. Am 16. Mai, nach umständlicher Aufklärung der Gegend von San schi li pu, traf die Brigade nachmittags auf dem Gefechtsfelde von Su san li tai ein, aber erst als das Gefecht bereits beendet und der Gegner abgezogen war.

Der Kommandeur der 1. Division, Prinz Fushima, besetzte sodann mit allen ihm zur Verfügung stehenden Kräften (1. und ½ 4. Division) die drei großen, von Kin tschou ausgehenden Straßen, etwa im Zuge der die Ebene von Kin tschou umschließenden Höhen: ½ 4. Division bei Pa li tschwang an der Mandarinenstraße un

*) Russische Bezeichnung: Tscha fan tan.

**) 1 km nördlich Scha fang schön.

***) 1. jap. Div.: 9 Offz., 162 Mann; Russen: 198 Mann.

der Bahn; 1. Division auf den Höhen östlich Kin tschou, ein Bataillon des Infanterie-Regiments Nr. 2 von der 1. Division bei Zai dse ho südöstlich des Sam son-Berges. Nach sorgfältiger Erkundung der feindlichen Stellung in der Kin tschou-Enge hielt der Prinz zur Fortführung des Angriffs noch weitere Verstärkungen für erforderlich. Die Zeit bis zu deren Eintreffen wurde zur Vervollständigung der Erkundungen benutzt. Auf den Höhen nördlich der Stadt gruben sich die Japaner ein, ohne von der Artillerie aus Kin tschou daran gehindert werden zu können; auch die nördliche Vorstadt wurde besetzt und gehalten. Aber Versuche, von hier aus mit Sprengladungen an das Stadttor heranzukommen oder die Stadt zu stürmen, schlugen wiederholt fehl.

General Oku konnte indessen erst für den 22. Mai, nachdem am 19., nach andern Quellen am 20. die Landung der 5. Division begonnen hatte, die andere Hälfte der 4. und die 3. Division nach Süden nachziehen und mußte selbst dann noch einige Bataillone, Schwadronen und Batterien am Ta scha ho und bei Port Adams zurücklassen und dem Kommandeur der erst nach und nach in diese Linie einrückenden 5. Division unterstellen.*)

Mit Ausnahme dieser Teile wurde die ganze Zweite Armee bis zum Abend des 23. Mai vor Kin tschou versammelt.

Von den russischen Truppen waren nach dem Gefecht bei Scha fang schön und Su san li tai das 5. Schützen-Regiment in die Schützengräben und Schanzen der Nan schan-Stellung, das 13. und 14. Regiment mit der Feldartillerie zum Bahnhof Nan kwan ling zurückgegangen, wo auch der Stab der 4. Division lag. Von dort konnte die Division nach allen etwa bedrohten Küstenpunkten der kleinen Kwan tung-Halbinsel leicht und schnell abmarschieren. In der Beobachtung der Küsten rückwärts des Bahnhofs Nan kwan ling wurde sie durch Abteilungen der 7. Division aus Port Arthur unterstützt.

Die russischen Vorposten, berittene Jagdkommandos des 5. und 13. Schützen-Regiments, standen in der Zeit vom 17. bis 23. Mai von Küste zu Küste in Linie Kin tschou—Sam son-Berg—Hand-Bucht. Am 22. wurde von diesen Jagdkommandos festgestellt, daß sich Japaner jenseits des Sam son-Berges zusammenzogen; die Stärke wurde nicht erkannt.

Zu größeren Unternehmungen hat sich General Fock nach dem Gefecht vom 16. Mai zunächst nicht mehr entschlossen. Erst auf die eben genannte Meldung vom 22. hin beabsichtigte er, mit dem 13., 14., 15. Schützen-Regiment in der Nacht vom 24. zum 25. eine gewaltsame Erkundung längs der nach Su san li tai führenden Mandarinenstraße auszuführen. Die Regimenter sollten sich an der Nan schan-Stellung sammeln und von dort aus $2^{00}$ morgens antreten. Zu ihrem Glück aber wurde der Befehl

*) Die Stärke dieser Abteilungen der 3. und 4. Division wird in verschiedenen Quellen verschieden auf 4 Bataillone, 4 Eskadrons, 3 Batterien oder auf 6 Bataillone, 2 Eskadrons, 3 Batterien oder auch auf 9 Bataillone, 9 Eskadrons, 4 Batterien angegeben.

durch General Stössel telegraphisch aufgehoben, als schon alle Vorbereitungen getroffen waren. So wie die Verhältnisse lagen und wie sich aus den weiteren Darlegungen ergibt, wären die drei Regimenter in die ausgebreiteten Arme Okus hineingelaufen, von ihnen umfaßt und wahrscheinlich erdrückt worden. Auf die Entwickelung der Ereignisse hat der Entschluß Focks keinen Einfluß gehabt, weil er nicht zur Ausführung kam.

Für die Untätigkeit der Russen zur Zeit der japanischen Landung ist es schwer einen Grund zu finden. Die in jener Zeit vielfach hervorgetretene, weitgehende Unterschätzung der Japaner kann in Port Arthur nicht vorgeherrscht haben, denn der erste Torpedoangriff im Februar wirkte wie ein Donnerschlag, und täglich fürchtete man die Landung einer japanischen Armee auf der Liao tung-Halbinsel. Auch die Hast, mit der man an die Befestigung der Kin tschou-Enge heranging, und manche Einzelheiten der dortigen Arbeitsausführungen verraten deutlich diese Besorgnis vor Landungen. Posten zur Beobachtung der Küste waren ausgestellt. Wenn diese — wie es bis zu gewissem Grade der Fall gewesen zu sein scheint. — durch ein gut eingerichtetes Fernsprech- oder Telegraphennetz mit Meldesammelstellen in ihrem Rücken und mit Kin tschou verbunden waren, so mußte der Führer dauernd auf das genaueste über alle etwaigen Landungsversuche unterrichtet sein. Man sollte meinen, daß die russische Flotte überhaupt, spätestens aber im Mai, d. h. drei Monate nach Kriegsbeginn, hätte Bescheid wissen müssen, daß Landungen an der Liao tung-Küste schwierig, und an welchen Stellen sie noch am ehesten möglich waren. Daß man nicht völlig überraschend starke Truppenmassen an beliebiger Stelle an Land „werfen" konnte, mußte der Marine und mußte auch dem Verteidiger des Vorgeländes von Port Arthur bekannt sein. Betrachtungen.

Freilich war das ausgesprochen bergige, wenig wegsame Gelände einem schnellen Eintreffen von einer zentralen Stellung an bedrohten Küstenpunkten der langgestreckten Liao tung-Halbinsel nicht allzu günstig. Aber der Feind hatte noch größere Schwierigkeiten und war für seine Landungen nur auf wenige Strecken angewiesen, zumal ein Teil der Buchten an der Südostküste der Halbinsel durch russische Seeminen gesperrt war. Es ist deshalb nicht einzusehen, warum ein Verteidiger, der sein Gelände kannte und ein gut arbeitendes Aufklärungsnetz eingerichtet hatte, die Landung einer ganzen Armee nicht hätte verhindern oder mindestens aufs äußerste hätte erschweren können. Wenn diese Landung überhaupt in einigermaßen erreichbarer Entfernung von Kin tschou ausgeführt wurde, so mußte sich der erste Akt der Verteidigung von Port Arthur unbedingt am Landungsplatz der japanischen Armee abspielen.

Allerdings hat es auch an der Mitwirkung der Flotte gefehlt. Wie die Landtruppen an der Kin tschou-Enge klebten, so die Flotte an dem schützenden Hafen der Festung. Die Ausfahrt aus dem Hafen war allerdings durch japanische Brander und Seeminen zum Teil gesperrt und dadurch namentlich für große Schiffe erschwert.

Es ist aber Tatsache, daß das Auslaufen für Torpedoboote möglich war, und daß eine Beratung der russischen Schiffskommandanten stattgefunden hat, ob man die Torpedoboote zur Störung der japanischen Landungen voll einsetzen sollte. Das Ergebnis war verneinend, weil man Verluste durch die Minen oder die Überlegenheit des Gegners fürchtete. „Die Führer waren so im Bann der Idee, ihre Streitkräfte für eine spätere Entscheidung aufsparen zu müssen, daß jede energische Unternehmung in Bedenken und Zaudern erstickte. Von einzelnen Offizieren ist zwar ausgesprochen worden, daß man den nachgeschickten Flottenteilen am meisten nützen würde, wenn man, auch mit Verlust der eingesetzten Kräfte, Kampfeinheiten des Gegners vernichtete. Dieser Gedanke hat aber keinen Anklang gefunden."*) Trotzdem ist das Versagen der Flotte keine völlige Entlastung für das Heer, und unberechtigt sind die Klagen in Berichten russischer Offiziere, in denen die Schuld am Gelingen der japanischen Landung ausschließlich der Flotte zugeschoben wird.

Daß auf die Meldung vom Anmarsch japanischer Kräfte der Verteidiger über Kin tschou hinaus vorging, war ein großer Entschluß; aber leider wurde er nur mit halben Maßregeln ausgeführt. Warum nahm der Führer nicht seine ganze Division mit sich, in der er über 15 Bataillone und vier Batterien verfügte? War er damit den anmarschierenden japanischen Kräften überlegen, so konnte sein Zweck, „den Gegner nach Norden zurückzuwerfen", nur um so sicherer erreicht, ja konnte darüber hinaus vielleicht noch die Vernichtung eines Teiles dieser feindlichen Kräfte ermöglicht werden. So wie er ausgeführt wurde, hat der Zug nach Su san li tai erkennbaren Nutzen nicht gehabt.

Die japanischen Operationen bis zum 23. Mai können leicht den Eindruck der Langsamkeit, der übergroßen Bedächtigkeit machen. Vergingen doch volle 19 Tage vom Beginn der Landungen bis zum Eintreffen der Hauptkräfte vor Kin tschou bei 35 km Entfernung zwischen den Landungsplätzen und der Gegend des Sam son-Berges. Doch war gerade hier Bedächtigkeit am Platze.

Für die Zweite japanische Armee handelte es sich zunächst darum, alle ihre Truppen an Land zu bringen und auf dem Lande unbedingt festen Fuß zu fassen, denn ein Rückschlag konnte leicht zur Vernichtung der ganzen Armee führen. Daher zunächst nur die unmittelbare Sicherung der Ausladeplätze, aber verbunden mit weit ausgreifender Aufklärung gegen die Hauptverbindungslinie der russischen Heeresgruppen und Unterbrechung von Eisenbahn und Telegraph auf dieser Verbindungslinie, sobald sie irgend zu erreichen war; dann, als von der 1., 3. und 4. Division genügend starke Kräfte gelandet waren, Sicherung des Landungsgebietes in erweitertem Rahmen, gegen Norden da, wo unter Ausnutzung des Unterlaufes des Ta scha ho ein Auskommen mit verhältnismäßig geringen Kräften möglich war, und gegen Süden durch

*) „Marine-Rundschau" Juni 1907.

unmittelbares Vorlegen vor die Kin tschou-Enge. Zwar lagen hier die Truppen vom 17. bis 23. Mai sieben Tage lang, ohne größere Unternehmungen auszuführen, aber nicht aus Mangel an Entschluß, vielmehr in klarer Erkenntnis der Unzulänglichkeit der verfügbaren Kräfte. Daß schon im Februar und März mit Eifer am Ausbau der Stellung gearbeitet worden war, wußten die Japaner sicher durch Kundschafter. Nach dem Gefechte von Su san li tai wurde bald erkannt, daß es sich um einen schwierigen und langwierigen Angriff handeln würde, und schließlich war die Möglichkeit, daß russische Truppen aus dem nur 50 km entfernten Port Arthur rechtzeitig eingesetzt wurden, bereits am 17. ebenso gegeben wie für einen späteren Tag. Die Aussichten der Verteidigung konnten sich also in den nächsten Tagen nicht mehr wesentlich bessern, die des Angriffs mußten aber gewinnen, wenn Verstärkungen zu Lande und namentlich die Mitwirkung der Flotte abgewartet wurden. General Prinz Fushima und General Oku taten also wohl daran, wenn sie den Angriff auf die Kin tschou-Enge nicht übereilten, sondern abwarteten, bis sie genügend Kräfte einzusetzen hatten.

Die beiderseitigen Streitkräfte.

## Japaner.

### Zweite Armee: General Oku.

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| 4. Division | 7. Brigade | J. R. 8*) | — II. — | = 9 Bataillone, |
| | | J. R. 37 | I., II, III. | Feldart. Regt. 13 = 6 Batterien. |
| | 19. Brigade | J. R. 9 | I. — III. | Feldart. Regt. 4 = 6 Batterien. |
| | | J. R. 38*) | I. — III. | |
| | Res. der Div. | J. R. 9 | — II. — | |
| 1. Division | 1. Brigade | J. R. 1 | I., II. — | = 9 Bataillone, |
| | | J. R. 15 | I., II. — | Feldart. Regt. 1 = 6 Batterien. |
| | 2. Brigade | J. R. 2 | I., II., III. | |
| | Res. der Div. | J. R. 1 | — — III. | |
| | | J. R. 15 | — — III. | |
| 1. selbständige Feldart. Brig. | | | | (Feldart. Regt. 13 bei der 4. Division). Feldart. Regt. 14 = 6 Batterien. Feldart. Regt. 15 = 6 Batterien. |
| 3. Division | 5. Brigade | J. R. 6 | — II., III. | = 9 Bataillone, eine Abteilung |
| | | J. R. 33 | I., II., III. | Feldart. Regts. 3 = 3 Batterien. |
| | 17. Brigade*) | J. R. 18 | I., II., III. | |
| | Res. der Div. | J. R. 6 | I. — — | |

Armeereserve: von der 2. Brigade Inf. Regt. 3 I., II., III. = 3 Bataillone.

zusammen . . . 30 Bataillone, 33 Batterien (= 198 Feldgeschütze).

*) In Linie Ta scha ho—Port Adams waren zurückgelassen: von der 4. Division Infanterie-Regiments 8 I., III. (nach anderen Quellen Infanterie-Regiments 37 I., II.), Infanterie-Regiments 38 II., 2 Eskadrons; von der 3. Division Infanterie-Regiments 34 I, II., III. (von der 17. Brigade), eine Abteilung Feldartillerie-Regiments 3.

Außerdem hatte jede Division ein Kavallerie-Regiment und ein Pionier-Bataillon der selbständigen 1. Feldartillerie-Brigade waren $^{2}/_{3}$ Pionier-Bataillon Nr. 5 de 5. Division zugeteilt.

Flottenabteilung: Kanonenboote Akagi, Tsokai, Tiefgang 3 m, Kanonen boote Tsukushi, Heiyen, Tiefgang $4^{1}/_{2}$ m, durchschnittlich ausgerüst mit je einem Geschütz von etwa 24 cm, einigen mittleren und mehrere leichten Kalibern, dazu eine Torpedoboots-Abteilung.

Russen.

4. Ostsibirische Schützen-Division: General Fock.

Skizze 2. In Kin tschou:

vom 5. Regiment $^{1}/_{2}$ 9., 10. Kompagnie, 2. und 3. Fußjagdkommando, 2 Ge schütze; im ganzen etwa 400 Mann.

In der Nan schan-Stellung:

im rechten Flügelabschnitt bis nahe an Infanteriewerk 3: 2., 12., 3. Kom pagnie des 5. Regiments;

im Mittelabschnitt bis ausschließlich Infanteriewerk 9: 4., 6., 8. Kompagni des 5. Regiments;

im linken Flügelabschnitt bis einschließlich Batterie 15: 5., 7. Kompagni des 5. Regiments, je ein Jagdkommando des 13. und 14. Regiments;

außerdem im ganzen 10 Maschinengewehre;

in Reserve:

$^{1}/_{2}$ 9. und 11. Kompagnie des 5. Regiments,

2. und 4. Kompagnie des 13. Regiments*);

im ganzen in der Nan schan-Stellung: etwa 2700 Mann.

Führer: Oberst Tretjakow, Kommandeur des 5. Regiments.**)

Rückwärts der Nan schan-Stellung am Nan kwan ling-Rücken:

auf den Höhen von Ta liën wan***) 1 Feldbatterie;

bei Tsiën nan kwan ling 14. Regiment*);

zwischen Tsiën- und Hou nan kwan ling†) 15. Regiment, davor 1 Feld batterie††);

---

*) Nach anderer Quelle stand das 13. Ostsibirische Schützen-Regiment bei Tsiën, das 14. be Hou nan kwan ling, und es gehörten daher diese beiden Kompagnien der Reserve des Oberste Tretjakow dem 14. Regiment an.

**) Wo die 1. Kompagnie des 5. Ostsibirischen Schützen-Regiments war, ist unbekannt.

***) Es ist nicht bekannt, ob die Höhen am Ende der Halbinsel gemeint sind, von denen di Einfahrt in die Hand-Bucht beherrscht wurde, oder die Höhen nordwestlich der Stadt Ta liën wan östlich von Scho dia fan sin.

†) Russische Bezeichnung: Mo yi dsy.

††) Einzelne Feldbatterien gehörten zur 7. Ostsibirischen Schützen-Division, z. B. 2 von de 3 Batterien beim Regiment 13.

bei Hou nan kwan ling 13. Regiment (ohne 2. und 4. Kompagnie) und 3 Feldbatterien.

Beim Bahnhof Nan kwan ling*): 16. Regiment mit 1 Feldbatterie.

Stellungsgeschütze:

| | Hauptschußrichtung | Alte Feldgeschütze oder chinesische 8,7 cm | 10,6 cm | 15 cm-Kan. oder -Mörser |
|---|---|---|---|---|
| Infanteriewerk 2 | Nordost | 2 | — | — |
| Batterie 1 | Ost | 8 | — | — |
| " 2 | Ost | 4 | — | — |
| " 3 | Nordost | — | 4 | — |
| " 4 | Ost | 2 | — | — |
| " 5 | Nordost | — | — | 4 |
| " 6 | Südost und Nordost | — | — | 4 |
| " 7 | Ost und Nordost | | nicht besetzt | |
| " 9**) | Nordost | 4 oder 5 | — | — |
| " 10 | Nordost und Nord | 4 | — | — |
| " 11 | Nordwest und Südwest | 4 oder 8 | — | — |
| " 12 | Nordwest und Südwest | | nicht besetzt | |
| " 15 | Nordost, flankierend an der Westfront des Berges, und Nordwest | 7 oder 8 | — | — |
| " 13 | Südwest | 2 | — | — |
| " 14 | Südwest und Süd | 2 | — | — |
| " 16 | Hand-Bucht | | nicht besetzt | |
| | | 39 bis 45***) | 4 | 8 |

Am 23. Mai abends standen die japanischen Kräfte in weitem Umkreise um die Ebene von Kin tschou: 23. Mai.

4. Division mit Feldartillerie-Regiment 13 an den Pässen der Mandarinenstraße und Bahn nördlich Kin tschou bei Pa li tschwang und Su san li tai,

1. Division an den Höhen östlich Kin tschou,

3. Division südöstlich des Sam son-Berges bei Zai dse ho, dahinter die 1. Feldartillerie-Brigade (ohne Feldartillerie-Regiment 13).

Die japanischen Erkundungen hatten bis zum 23. Mai ergeben, daß der am 16. zurückgeworfene Feind aus der 4. Ostsibirischen Schützen-Division und dem 5. Ostsibirischen Schützen-Regiment bestanden hatte, gegen Kin tschou und den Nan schan zurückgegangen und dort eifrig beschäftigt war, sich einzugraben.

*) Nach anderen Quellen in Dalni, 30 km vom Nan schan.
**) Nr. 8 fehlte in der Bezeichnung der Nan schan-Batterien.
***) Darunter waren 12 Schnellfeuergeschütze.

Auf dem Nan schan waren drei Schanzen erkannt. Der ganze Berg war nac den Beobachtungen von Schützengräben umgeben; auf dem Gipfel waren Schein werfer in Tätigkeit. Von der Südostseite des Berges beginnend, umgab ihn ei Drahthindernis, das an der Nordwestseite anscheinend erst halb vollendet war. Nac den Geschossen waren 20 cm= und 15 cm=Mörser, 10½ cm=Kanonen, 9 cm=Mörse Schnellfeuerfeldgeschütze und Raketengeschütze festgestellt. Auf der Ta liën wan=Halb insel glaubte man 8 schwere Geschütze mit Schußrichtung gegen die See und gege Ma dia ten erkannt zu haben. Östlich Nan kwan ling sah man Erdwerke, die späte als Batterien angesprochen wurden. Kin tschou war von Infanterie und Artilleri besetzt; die Mauern wurden auf Ziegelmauern von 6 m Höhe, 3 bis 4 m Stärk geschätzt; die Tore der West=, Nord= und Ostfront waren geschlossen. Der japanisch Oberbefehlshaber hatte also ein leidlich richtiges, wenn auch in Einzelheiten nich völlig zutreffendes Bild.

24. Mai. General Oku hatte schon während der Seefahrt persönlich mit dem Admira Togo Rücksprache genommen. Es ist mit Sicherheit anzunehmen, daß dabei scho ein Einvernehmen über das gegenseitige Zusammenwirken herbeigeführt wurde. Auc nach der Landung der Zweiten Armee hat ein Nachrichtenaustausch zwischen Tog und Oku stattgefunden. Am Morgen des 24. Mai erhielt dieser die Mitteilung daß die vier obengenannten Kanonenboote und eine Torpedoabteilung in die Ki tschou=Bucht einlaufen würden, um am 25. und 26. durch Beschießen der feindliche Stellung den Angriff der Armee zu unterstützen. Darauf gab General Oku ar 24. 1⁰⁰ nachmittags folgenden Befehl für die Bereitstellung der Armee zum Angriff

„Die 1. Division (ohne Infanterie=Regiment Nr. 1) geht in der Nacht vor 24./25. Mai zwischen Linie Tschan yan sy—Pa li son (3½ km südöstlich Kin tschou und der Hauptstraße Su san li tai—Kin tschou*) (diese ausschließlich) vor und besetz vor 3³⁰ morgens die Linie Punkt 500 m nordöstlich Kin tschou—Sjao tsin schan—Tschan dia tun. Ein Teil der Artillerie nimmt Stellung außerhalb des Feuer bereichs der feindlichen Artillerie mit Wirkung gegen Kin tschou.

Die 4. Division geht auf und westlich der Hauptstraße in Fühlung mit de ersten vor und besetzt vor 3³⁰ morgens mit Vortruppen die Gegend von Liu kia tun Die Artillerie nimmt Stellung außerhalb des Feuerbereichs der feindlichen Artilleri um gegen Kint schou zu wirken.

Die 3. Division geht südlich des Sam son=Gebirges vor und besetzt vor 3³ morgens mit Vortruppen Tschou dia tun. Zwei Kompagnien Infanterie sind an di 1. Feldartillerie=Brigade abzugeben.

Die Gros der Divisionen stellen sich außerhalb der feindlichen Artilleriewirkun zum Angriff bereit.

---

*) Mandarinenstraße.

Die 1. Feldartillerie-Brigade (ohne Feldartillerie-Regiment Nr. 13) mit zwei Kompagnien Infanterie der 3. Division und ⅔ Pionier-Bataillon Nr. 5 folgt der 3. Division.

Ein Infanterie-Regiment der 1. Division sammelt sich $3^{30}$ morgens bei Scha fang schön."

Nachdem die Truppen rechtzeitig die vorgeschriebenen Aufstellungen erreicht hatten, eröffneten das 13. und 4. japanische Feldartillerie-Regiment, und anscheinend auch ein Teil des 1., mit Tagesanbruch des 25. Mai das Feuer gegen Kin tschou; indessen, wie bei Verwendung der Feldkanonen zu erwarten stand, ohne Erfolg gegen die Stadt. Doch entwickelte sich daraus ein Artilleriekampf, an dem sich bald alle Batterien der russischen Stellung und die Geschütze aus Kin tschou, aber nicht die japanischen Regimenter 14, 15, 3 beteiligten. Zur Beobachtung des Feuers ließen die Russen einen Fesselballon hochgehen, der auf Kondratenkos Veranlassung von der Marine zur Verfügung gestellt worden war; doch wurde der Ballon bald wieder niedergeholt, weil die Japaner sofort ein starkes Feuer auf ihn eröffneten.

Das angekündigte Einlaufen der Flotte erfolgte nicht; die See war zu stürmisch und hatte die Schiffe gezwungen, an einem geschützten Punkte der flachen Kin tschou-Bucht zu bleiben. General Oku ließ deshalb noch im Laufe des Vormittags das Artilleriefeuer wieder einstellen. Doch scheint es, daß auch im weiteren Verlaufe des Tages dann und wann noch Schüsse gewechselt wurden, und daß auch zwischen den Vortruppen der japanischen 4. Division und der Besatzung von Kin tschou kleine Scharmützel stattgefunden haben.

Im großen und ganzen hatte das Gefecht am 25. Mai für den General Oku mehr den Charakter einer Erkundung angenommen; er hatte alles bereit gestellt, um alles zur Hand zu haben, aber zunächst nur vorgefühlt und so wenig wie möglich gezeigt. Als ihm die Russen den Gefallen getan hatten, die Karten fast völlig aufzudecken, stellte er sein Heranfühlen wieder ein, weil ihm für die Durchführung eines Kampfes ein Hauptfaktor in seiner Rechnung, die Flotte, noch fehlte. Er telegraphierte an das Hauptquartier in Tokio: „Heute, den 25., gingen, wie vorher bestimmt, unsere Kräfte über Liu kia tun, Sa li son, Tschan dia tun und Tschon dia tun vor. Der Angriff auf Kin tschou und der Artilleriekampf dauerten von $5^{30}$ bis $9^{00}$ vormittags; die Lage des Gegners bei Kin tschou und in der Umgebung des Ortes ist unverändert. Die russische Artillerie unterhielt heftiges indirektes Feuer gegen uns und setzte es zeitweilig fort, ohne uns jedoch ernsten Schaden zuzufügen. Unsere Kräfte werden den Angriff morgen erneuern. Die Flottenabteilung, die unsern Angriff unterstützen sollte, ist heute nicht eingetroffen."

Für den 26. Mai ist aber General Oku anscheinend zur Durchführung des Kampfes, nötigenfalls auch ohne Flotte, entschlossen gewesen; denn der Befehl, den der General am 25., $3^{00}$ nachmittags, gab, bestimmte nicht nur das Bereitstellen der

Truppen, wie der Befehl des vorhergehenden Tages, sondern schon das Vorgehe
zum Angriff selbst.

Als Ziele wurden der 4. Division die Nord- und Nordwestfront der Nan schan
Stellung mit Umfassung des linken Flügels, der 1. Division die Nordost-, der 3. di
Ostfront zugewiesen. Gefechtsanschluß war an die 1. Division zu halten. Das Vor
gehen der Infanterie zum Angriff sollte ebenso wie die Eröffnung des Artilleriefeuer
$4^{30}$ morgens beginnen. Die gesamte Artillerie wurde dem Kommandeur de
1. Feldartillerie-Brigade unterstellt und hatte ihre Plätze nach dessen Anweisung z
nehmen.

Aus den vorliegenden Nachrichten und Befehlen läßt sich leider nicht mit volle
Sicherheit die Linie bestimmen, bis zu der die Divisionen in der Nacht vorgehe
sollten, aus der also um $4^{30}$ morgens der Infanterieangriff anzusetzen war. An
scheinend war es etwa die Grenze des russischen Infanteriefeuers in der Linie Fluß
bett bei Si da yo—Nan san li—Bahnhof Kin tschou—östlich Yan dia ten—östlich Ma
dia ten; auf jeden Fall eine Linie vorwärts Kin tschou, denn diese Stadt sollte, noc
vor Beginn des Infanterieangriffs, um Mitternacht durch die 4. Division genomme
werden. Die Abschnittsgrenzen der Divisionen waren genau festgesetzt. Die Armee
reserve — ein Infanterie-Regiment der 1. Division, wie für den 25. befohlen —
sollte $4^{30}$ morgens an den Höhen südlich Yan de lu stehen.

ampf um in tschou. 26. Mai.

Das Wetter in der Nacht vom 25./26. Mai war für den Angriff günstig. Gege
$8^{00}$ abends erhob sich ein immer stärker werdender Sturm, dessen Getöse das Geräusc
des japanischen Anmarsches völlig verschlang. Um Mitternacht brach ein heftiges Ge
witter mit starkem Regen los. Von Tätigkeit der russischen Scheinwerfer wird nicht
berichtet, vielleicht haben sie bei dem Unwetter nicht arbeiten können.

Zum Angriff auf Kin tschou hatte die 4. Division die durch Pioniere verstärkt
19. Brigade bestimmt. Teile der 7. Brigade wollten schon am Abend des 24. zwische
Stadt und See vorgehen, wurden aber von den russischen Vorposten zurück
gewiesen. Die 19. Brigade ging kurz vor Mitternacht an das Nordtor der Stad
vor, um es zu sprengen und in die Stadt einzudringen. Aber im Schein der Blit
entdeckt, wurde die Pionier-Abteilung nach mehrmaligem Vorgehen aufgerieben; ein
neue Abteilung soll achtmal versucht haben heranzukommen, doch immer ohne Erfolg
Schließlich war auch die Infanterie gezwungen, wieder zurückzugehen; sie soll dabe
von ihren eigenen Reserven Feuer erhalten haben.

Diese Mißerfolge wurden dem Führer der benachbarten 1. Brigade, die sich un
diese Zeit bereits im Vorgehen nach ihrer Ausgangsstellung für den Infanterie
angriff (südöstlich der Stadt) befand, noch im Laufe der Nacht bekannt. Er befah
infolgedessen seinem rechten Flügel-Regiment, dem Infanterie-Regiment Nr. 1, de
Eingang durch das Osttor zu erzwingen. Die Sprengung gelang, aber zu eine
Zeit, wo die Stadt überhaupt nicht mehr oder doch nicht mehr ernsthaft verteidig

wurde. Gegen $5^{30}$ vormittags drang ein Bataillon des Infanterie-Regiments Nr. 1 in die Stadt; ein Straßenkampf hat nicht stattgefunden.

Die russische Besatzung von Kin tschou, ½ 9.*) und 10. Kompagnie, 2. und 3. Fuß-Jagdkommando des 5. Ostsibirischen Schützen-Regiments, im ganzen 400 Mann, hatte zwar die Angriffe der 19. Brigade auf das Nordtor abgewiesen. Als aber das Vorgehen anderer Truppen östlich der Stadt (1. Brigade) erkannt wurde, fürchtete der Führer für die Verbindung mit seinem Regiment auf dem Nan schan und meldete an seinen Kommandeur, daß überlegene Kräfte umfassend gegen die Stadt vorgingen. Als Antwort erhielt er den Befehl, die Stadt rechtzeitig zu räumen und die Schützen-

Berg Siao tsin schan, von dem das japanische Oberkommando die Kämpfe am 26. Mai leitete.



Das Denkmal wurde erst nach dem Kriege gebaut.

Blick von Batterie 4 der Nan schan-Stellung nach Norden.

gräben an den ihm bereits angewiesenen Stellen zu besetzen. Die Kompagnien begannen darauf um $3^{00}$ morgens, die Stadt durch das Südtor zu verlassen, fanden aber den Weg bereits durch Teile der 1. Brigade versperrt und mußten sich den Rückzug erst erkämpfen. Sie sollen etwa die Hälfte ihrer Stärke verloren haben.**)

*) Die ½ 9. Kompagnie war erst am Abend des 25. zur Verstärkung in die Stadt entsendet worden.

**) Der Kampf muß längere Zeit gedauert haben, sonst würden die japanischen Truppen schon durch das Südtor die Stadt besetzt haben, und die Unternehmungen gegen das Osttor nicht mehr erforderlich gewesen sein.

tellung der apaner bei Tages-anbruch.

Infolge der Verzögerungen vor Kin tschou war es der 4. und dem rechte Flügel der 1. Division nicht möglich, die für den Angriff befohlenen Ausgangs stellungen rechtzeitig zu erreichen. Bei Tagesanbruch hat die japanische Infanteri wahrscheinlich im allgemeinen in der Linie Südrand von Kin tschou—Bahnhof Ki tschou—östlich Yan dia ten—östlich Ma dia ten gestanden; sie grub sich ein, soweit nic natürliche Deckungen gefunden wurden.

Auch die Feldartillerie-Regimenter der 4. und 1. Division hatten unter Ein wirkung der Ereignisse vor Kin tschou die Stellungen nicht einnehmen können, di für sie vorgesehen waren. Die Regimenter Nr. 13, Nr. 4 standen noch wie ar Tage vorher, etwa 1½ km nördlich Kin tschou, das Regiment Nr. 1 am Sjao tsin scha östlich der Stadt. Die anderen Regimenter, Nr. 14, Nr. 15 und eine Abteilun Nr. 3, nahmen in der Nacht ihre neuen Stellungen ein, das Regiment Nr. 14 un Nr. 15 an den Westhängen des Sam son-Berges, die Abteilung des Regiments Nr. weiter südlich in der Ebene. Die Stellungen waren gut gewählt. Die Russen habe einen Teil der japanischen Batterien nur an dem Mündungsfeuer erkennen könne Die Batterien in der Ebene (wahrscheinlich die Abteilung des Regiments Nr. 3) ware freilich so klar zu sehen, daß sogar die Geschützzwischenräume vom Nan schan au geschätzt werden konnten (40 Schritt).

Eröffnung s Artillerie-feuers.

Die für $4^{30}$ morgens befohlene Eröffnung des Artilleriefeuers mußte wege ungünstigen Wetters verschoben werden. Das Gewitter der Nacht hatte gegen 3 morgens aufgehört; später hatte auch der Regen nachgelassen. Aber danach wa ein dichter Nebel zurückgeblieben, der den Nan schan auch nach Tagesanbruch noc völlig verhüllte. Erst als der Nebel sich bald nach $5^{00}$ vormittags hob, konnte de erste Schuß fallen, und in wenigen Minuten war beiderseits auf der ganzen Lini ein lebhaftes Artilleriefeuer im Gange. Gegen $6^{00}$ vormittags griffen auch di japanischen Kanonenboote ein,*) anscheinend etwa zur selben Zeit oder bald danac auch die russischen Feldbatterien auf den Höhen von Hou- und Tsiën nan kwan ling doch waren sie hier von der japanischen Artillerie zu weit entfernt, um gegen si Erfolge von Bedeutung erzielen zu können. So lag die ganze Last der Bekämpfun des japanischen Artilleriefeuers ausschließlich auf den wenigen Nan schan-Batterien

Diese hatten anfangs durch teilweise überhöhende Lage und das den japanische Feldkanonen überlegene Kaliber einen klar erkennbaren Vorteil und vermochten soga das Vorgehen der feindlichen Infanterie zu belästigen. Indessen war auf seiten de Angreifers die Leitung und Verteilung des nach Geschützzahl weit überlegenen Feuer so zielbewußt und sicher, daß der Vorteil der Russen nicht lange anhalten konnt

*) Nach einer Quelle sind zunächst nur Akagi und Tsokai mit den Torpedobooten zur Stell gewesen, Tsukushi und Heiyen erst gegen $10^{00}$ vormittags erschienen. Zeitweise wurde das Feuer de Schiffsgeschütze wieder eingestellt, weil man von See aus den Eindruck hatte, daß der japanisch Sieg erfochten sei.

Die Batterien der Westfront wurden hauptsächlich von der Flotte beschossen und hatten deren schweren Geschützen keine anderen Kaliber als 8 cm entgegenzusetzen, weil die wenigen 10- und 15 cm-Geschütze der Russen nicht nach der ursprünglichen Absicht auf der Westfront, sondern aus einem nicht ersichtlichen Grunde auf der Ostfront eingestellt waren. Die Erfolge der Westbatterien gegen die japanischen Schiffe waren deshalb ungenügend, wenn auch einige russische Treffer Verluste an Personal auf den Schiffen herbeiführten. Von den Batterien der Ost- und Nordfront wurde jede einzelne konzentrisch aus verschiedenen japanischen Artilleriegruppen unter Feuer genommen und vollständig zugedeckt. Dabei folgte die japanische Leitung auf das genaueste jedem Wechsel in der Stärke des russischen Feuers, und nach Berichten der Verteidiger wurden stets diejenigen Nan schan-Batterien am kräftigsten beschossen, die selbst das stärkste Feuer entwickelten. Besonders starkes Feuer wurde gegen die auf der höchsten Kuppe befindliche Batterie 13 gelegt, den vermutlichen Standpunkt der russischen Führung. Es darf als sicher angenommen werden, daß das japanische Artilleriefeuer durch Fernsprecher geleitet wurde.

Trotz der starken Erdbrustwehren vor den Nan schan-Batterien konnte es nicht ausbleiben, daß die japanischen Schiffsgeschütze und Feldkanonen nach einigen Stunden das Übergewicht erlangten.

Die russischen Batterien stellen ihr Feuer ein.

Schon etwa von $7^{00}$ vormittags an war das Artilleriefeuer vom Nan schan schwächer geworden. Um $9^{00}$ vormittags begannen die Batterien der Westfront 15, 11 und 10 zu schweigen; etwa um $10^{00}$ oder $11^{00}$ vormittags schwieg als letzte der Nan schan-Batterien die Batterie 5. Die Kommandeure gingen mit den Resten der Bedienung auf Anordnung der Führung nach Bahnhof Ta fan schöng zurück; die Geschütze blieben, weil unbespannt, in der Stellung stehen oder liegen; ein Teil von ihnen war zerschossen, die übrigen wurden unbrauchbar gemacht.

Von da ab beschränkte sich die artilleristische Unterstützung der russischen Infanterie auf einige Geschütze, die bis $3^{00}$ nachmittags auf den Höhen bei Ta fan schöng standen, und auf eine Feldbatterie, etwa 3 km hinter der Stellung, wohl auf dem Nan kwan ling-Rücken. Wann die übrigen, früher genannten Feldbatterien ihr Feuer eingestellt haben, ist nicht bekannt. Nach russischen Berichten war ein Hauptgrund für das Einstellen des Feuers der Nan schan-Batterien die ungenügende Munitionsausrüstung, angeblich nur 150 Schuß für jedes Geschütz, und anscheinend völlig mangelnder Munitionsersatz. Immerhin haben sich die Batterien von $5^{00}$ bis $9^{00}$, einzelne bis $11^{00}$ vormittags, also durchschnittlich 5 Stunden lang hinter ihren Deckungen gegen eine um mehr als das Doppelte überlegene Feldartillerie gehalten.

Das Vorgehen der japanischen Infanterie aus der Linie, die sie bei Tagesanbruch, teilweise schon früher erreicht hatte (Südfront Kin tschou—Bahnhof Kin tschou—östlich Yan dia ten—östlich Ma dia ten) hatte anfangs unter dem russischen Artilleriefeuer zu leiden gehabt. Erst in dem Maße, wie dieses nach und nach schwächer

wurde und auch die eigenen Batterien weiter vorgezogen werden konnten, gewann die Infanterie allmählich Raum.

So gelang es im Abschnitte der 4. Division der 19. Brigade, sich nach und nach bis Si da yo vorzuarbeiten und gegen $8^{30}$ vormittags auch die alte chinesische Kaserne südlich dieses Ortes zu besetzen. Dort aber kam sie in den Bereich des russischen Gewehrfeuers und war gezwungen, sich wieder einzugraben. Dagegen lag vor der 7. Brigade am äußeren Flügel der 4. Division ein völlig deckungsloses Gelände, das — am Nan schan vorbei — dem Feuer der bei Hou nan kwan ling stehenden Feldbatterien ausgesetzt war. Unter diesem Feuer wollte es der Brigade anfangs durchaus nicht gelingen, vorwärts zu kommen, zumal sich auch russische Vortruppen noch vorwärts der Stellung hielten. Erst als bald nach $7^{00}$ vormittags die beiden Feldartillerie-Regimenter der Division, Nr. 13 und Nr. 4, in eine Stellung dicht westlich der Stadt vorgezogen waren, kam die 7. Brigade nach und nach wieder in gleiche Höhe mit der 19., d. h. etwa bis in Höhe des Dorfes Yan tschen ho.

Gegen die 1. Division war anfangs besonders starkes Artilleriefeuer abgegeben worden. Als es nachließ, arbeitete sie sich allmählich noch etwas weiter vor. Die Artillerie wurde auf den Hang nordwestlich Tschi li son (Regiment Nr. 1) und zum Bahnhof Kin tschou (Regiment Nr. 14) vorgezogen. Die Division soll zwischen $8^{00}$ und $9^{00}$ vormittags bis an die Drahthindernisse herangekommen sein, indessen sich dort nicht haben halten können.

Besondere Schwierigkeiten hatte die 3. Division, die dem flankierenden Feuer der Feldbatterien in Gegend des Bahnhofs Ta fan schöng ausgesetzt war. Dazu kam nach $8^{00}$ vormittags noch Rückenfeuer vom Kanonenboot Bobr, das mit zwei Torpedobooten in die Hand-Bucht eingelaufen war.*) Wenn auch die japanischen Schützen in ihren Gräben gegen dieses Feuer einigermaßen gedeckt waren, so erschwerte es doch jedes weitere Vorgehen. Die 3. Division soll während des ganzen Tages nicht näher als 1000 Schritt an die Stellung herangekommen sein.

Etwa um $9^{00}$ vormittags trat ein allgemeiner Stillstand im Angriff ein. Die Infanterie war überall auf mittlere oder nahe Gewehrschußweiten an die russischen Schützengräben herangekommen, lag teilweise nahe an den Hindernissen, vermochte aber nicht mehr weiter vorzudringen und war überall gezwungen gewesen, sich von neuem einzugraben. Das Feuer der Nan schan-Batterien war, wie früher erwähnt, um diese Zeit bereits sehr schwach. Aber jeder Versuch der japanischen Infanterie, sich zu erheben und vorwärts zu stürmen, entfesselte im Augenblick das heftigste Gewehr- und Maschinengewehrfeuer aus den Schützengräben, und die Feldkanonen waren nicht imstande, die Besatzung dieser Gräben mürbe zu machen. Nach japanischen

*) Nach russischer Angabe soll das Feuer des Bobr zwei japanische, nahe an der Küste stehende Batterien gezwungen haben, ihr Schießen einzustellen und in Richtung zum Sam son-Berg abzufahren.

Quellen deshalb, weil die eigene Infanterie zu nahe an den feindlichen Gräben lag. Doch trifft das wohl nur für die kurzen Augenblicke des Vorwärtsstürmens zu, denn wenn die japanische Infanterie wieder in ihre alten Deckungen zurückgeflutet war und festlag, waren auch an den Feuerlinien der feindlichen Gräben die Schützen verschwunden, und die Kanonen fanden kein Ziel, das sie erfolgreich hätten beschießen können.

Die russischen Kompagnien hatten ihre Schützengräben seit Tagesanbruch voll besetzt. In keinem der russischen Berichte wird erwähnt, daß die Kompagnien anfangs nur schwache Kräfte in den vorderen Gräben gehabt und die Unterstützungen dahinter gehalten hätten. Es hätte auch an den notwendigen Deckungsgräben hierfür gefehlt. Die meisten oberen Schützengräben, ferner die des äußersten rechten Flügels südlich Ti dia ten und die vor Batterie 10 bis 15 waren anfangs nicht besetzt.

Die Einwirkung des Regimentskommandeurs, Obersten Tretjakow, konnte sich nur auf das Einsetzen seiner Reserve beschränken. Die 1/2 9. und 11. Kompagnie seines Regiments setzte er schon frühzeitig auf der Ostfront ein, als das Vorgehen der 3. japanischen Division erkannt wurde. Die weiteren Reserven des Regimentskommandeurs wurden zur Besetzung des Schützengrabens bei Batterie 15 und zur Verstärkung der 7. Kompagnie verwendet, als die 7. japanische Brigade nach und nach vordrang. Um 9⁰⁰ vormittags war bereits der letzte Mann der Reserven des Regiments eingesetzt.

Die Lage, wie sie zu dieser Zeit*) bestand, hat ohne wesentliche Veränderungen bis zum Spätnachmittag fortgedauert.

Die Lage der japanischen Armee wird kritisch.

Alle noch unternommenen japanischen Sturmversuche brachen an den Hindernissen oder schon vorher an dem russischen Infanterie- und Maschinengewehrfeuer zusammen. Besonders kritisch wurde die Lage der 3. Division, als in ihrem Rücken um Mittag vom Bobr der Versuch gemacht wurde, mit Dampfkuttern Marinetruppen an Land zu bringen. Die Infanterie-Reserven der Division waren seit lange bereits eingesetzt, und nur mit Mühe gelang es dem Divisionskommandeur, die Landung durch eine kleine Abteilung technischer Truppen zu verhindern.

Die Gesamtlage der japanischen Armee wurde um so schwieriger, als nach und nach die Munition, besonders bei der Feldartillerie, zu Ende ging. Gleichwohl verzweifelte General Oku nicht am Erfolg. Als gegen 1⁰⁰ nachmittags eine Division ihm meldete, sie sei nicht mehr imstande, vorzubringen, erhielt sie als Antwort den Befehl, „der Angriff sei durchzuführen, koste es, was es wolle".

Erneut rüsteten sich die japanischen Truppen zum Ansturm. Das Regiment Nr. 1 der 1. Division hat am Nachmittag dreimal mit fliegenden Fahnen den Angriff bis an die Drahthindernisse vorgetragen und hat jedesmal unter großen Verlusten

---

*) Skizze 2.

die alten Deckungen wieder aufsuchen müssen.*) Es läßt sich gar nicht absehen, was in dieser Lage ein russischer, mit frischen Kräften unternommener Vorstoß längs der Hand-Bucht für Erfolge hätte bringen können.

Oberst Tretjakow hatte nach Einsetzen seiner Reserven wiederholt um weitere Unterstützungen von der 4. Schützen-Division gebeten. General Fock war aber zunächst nicht da; er befand sich an der Yin ken tsze-Bucht nördlich Port Arthur, um dort Verteidigungsstellungen zu erkunden, und traf bald nach Mittag in der Gegend der Kin tschou-Enge wieder ein. In seiner Abwesenheit hatte General Nadjejin zwei Bataillone als Reserve entsenden wollen, doch trafen sie auf General Fock und wurden von ihm zurückgesandt. „General Fock spart seine Reserven für den Bajonettstoß auf", erklärte man sich dessen Zurückhaltung.

Erst später verstand sich Fock dazu, noch zwei Kompagnien in die Stellung zu schicken. Oberst Tretjakow gab davon eine halbe Kompagnie an die Nordostecke zur Unterstützung der 8. Kompagnie seines Regiments und hielt den Rest bereit, um ihn auf der Nordwestfront zur Verstärkung der 5. und 7. Kompagnie einzusetzen. Hier war die Stelle, an der nach und nach die Entscheidung herangereift war.

Das unausgesetzte und nicht wirksam erwiderte Feuer der schweren Schiffsgeschütze hatte allmählich eine beträchtliche Wirkung gegen die Brustwehren der nordwestlichen Schützengräben, so daß es deren Besatzung immer schwerer wurde, sich in ihnen zu halten. Es kam dazu, daß nach dem Eintreten der Ebbe der rechte Flügel der japanischen 4. Division, die 7. Brigade, noch mehr ausholen und die russischen Abteilungen völlig überflügeln konnte. Die äußersten japanischen Kompagnien wurden bis an die Brust durch das Wasser geführt.

Die in den Schützengräben der Westfront stehende 5. und 7. Kompagnie und die Jagdkommandos sahen sich deshalb nach Verlust der Hälfte ihres Bestandes gezwungen, die durch das Flankenfeuer der Schiffe arg zerschossenen Gräben am Fuß des Berghanges zum Teil um $4^{00}$, andere um $5^{00}$ nachmittags, aufzugeben und sich in die höher gelegenen, bis dahin noch nicht benutzten Gräben zurückzuziehen. Dort wurde die Verteidigung fortgesetzt, bis kurz nach $6^{00}$ nachmittags der Führer dieser beiden Kompagnien das Mützenschwenken eines auf die Batterie 10 zujagenden Meldereiters als Befehl zum Rückzug auffaßte und seine Stellung verließ.**) Er führte den Rest seiner Leute durch die Schützengräben und Schluchten an den Batterien 11 und 12 vorbei in Richtung auf die Kasernen des Regiments.

*) Besonders erwähnt wird ein Angriff mehrerer Kompagnien, der vom Dorfe Chu an gegen das Infanteriewerk 4 (8. russische Kompagnie) unternommen wurde. Erst in dem trockenen Flußbett gedeckt, dann über freies Feld vorstürmend, sahen sich die Angreifer plötzlich vor dem Drahthindernis, das bei seiner Lage in der Sandgrube bis dahin nicht bemerkt worden war. Die Japaner stutzten und fielen unter dem Hagel der nun einschlagenden Geschosse fast bis auf den letzten Mann.

**) Es wird gesagt, daß General Fock den Rückzug selbst befohlen habe, doch behauptet er, den Befehl erst gegeben zu haben, als die Kompagnien des linken Flügels tatsächlich sich schon im Rückzuge befanden.

Die Schützenlinien der japanischen 7. Brigade, denen es schon nach den ersten rückgängigen Bewegungen der Russen gelungen war, bis auf 200 Schritt an ihren Gegner heranzukommen, machten sich den Abzug dieser Kompagnien sofort zunutze und drangen in die unteren, demnächst in die oberen Schützengräben ein. Als Oberst Tretjakow, der seine 5. und 7. Kompagnie von Batterie 13 aus beobachtet hatte, mit seinem Stabe hinuntereilte, um sie durch seinen persönlichen Einfluß wieder zum Stehen zu bringen, empfing ihn bei Batterie 12 bereits japanisches Feuer von den Batterien 10 und 11 her.

Unter diesem Feuer war es nicht möglich, die zurückgehenden Kompagnien früher zum Stehen zu bringen, als auf einer der nächstgelegenen Höhen hinter der Stellung.

Dagegen hatte der Oberst Tretjakow sofort die anderthalb Kompagnien entwickelt, die ihm von der um 6⁰⁰ nachmittags gesandten Verstärkung noch geblieben waren. Diese anderthalb Kompagnien, vermutlich bei Batterie 12, verhinderten zunächst wenigstens das weitere Vordringen der Japaner über die Batterie 11 hinaus. Dafür schoben diese aber ihre Linien gruppenweise nach Westen gegen die Batterie 15 und nach Osten gegen das Zentrum der Stellung. Sie drangen hier in kurzer Zeit in die Batterien 9, 5 und 4 vor und bedrohten dadurch die Kompagnien der Ostfront mit Rückenfeuer. Diese zogen sich nunmehr, angeblich auf Befehl des Abschnittskommandeurs, in den Gräben entlang nach dem rechten Flügel hin.

Inzwischen waren in die ursprüngliche Einbruchsstelle mehr und mehr japanische Kräfte nachgeführt worden. Die anderthalb russischen Kompagnien waren nicht mehr imstande, sie aufzuhalten, und mußten ebenfalls zurückgehen. Etwa 7³⁰ abends wurde die Batterie 13 besetzt, dort die erste japanische Flagge gehißt, und gleichzeitig auch die Batterien 3, 2 und 14 genommen.

Bis zu diesem Zeitpunkt müssen die 8., 6., 4., 3. Kompagnie des nördlichen Teiles der Ostfront ihren Abzug nach dem rechten Flügel hin bereits beendet gehabt haben. Als durch die Einnahme der Batterien 2 und 14 der Besatzung des rechten Flügels Längsfeuer drohte, ging auch diese zurück. „Jetzt begann langsam, in voller Ordnung, der Rückzug der Truppen des rechten Flügels, der letzten Kompagnien des ruhmreichen 5. Regiments. Dieser Rückzug wurde von einer kleinen Abteilung des 5. Regiments unter dem Oberstleutnant Bjelosor und dem Stabskapitän Schastin gedeckt. Die Abteilung blieb bis auf den letzten Mann; beide Offiziere fielen schwer verwundet in Gefangenschaft. Es war 8⁰⁰ abends und fing an dunkel zu werden. Die Stellung war genommen, und es begann der allgemeine Rückzug aller Truppen des befestigten Kwan tung-Gebietes nach Port Arthur."*)

Nachdem der russische Widerstand aufgehört hatte, drangen auch die übrigen japanischen Kräfte weiter vor und in die Stellung ein. —

*) Ruff. Ingen. Journal.

Es könnte als ein Spiel des Zufalls gelten, daß das schließliche Räumen der Schützengräben an entscheidender Stelle durch das mißverstandene Mützenschwenken eines Meldereiters veranlaßt wurde. Aber wenn es ein Mißverständnis war, so beweist es, daß die Widerstandskraft der hier fechtenden Kompagnien tatsächlich gebrochen war. Denn eine Truppe, die sich fast den ganzen Tag unter schwierigen Verhältnissen mit zäher Ausdauer gehalten und dadurch ihren entschiedenen Willen zum Widerstand unwiderleglich erwiesen hatte, würde auch die wenigen Reststunden des Tages ausgehalten haben, wenn ihre Nerven noch imstande dazu gewesen wären. Wenn hier rechtzeitig durch Verstärkungen frische Kräfte zugeführt wurden, so wäre die Stellung wahrscheinlich bis zur Dunkelheit gehalten worden und konnte dann planmäßig geräumt werden.

Daß Oberst Tretjakow mit dem 5. Ostsibirischen Schützen-Regimente den von Osten, Norden und Westen angesetzten Angriff von drei japanischen Divisionen und vier Kanonenbooten 14 Stunden lang von $5^{00}$ vormittags bis $7^{00}$ abends ausgehalten hat, wird immer eine der größten Ruhmestaten in der Geschichte dieses Regimentes bleiben.

Selbst die Japaner haben die tapfere Haltung ihrer Gegner anerkannt, die ihnen bis zum letzten Augenblick kraftvollen Widerstand geleistet haben. Die Regimenter der 4. Ostsibirischen Schützen-Division aber waren über ihre anfänglichen Stellungen den ganzen Tag nicht hinausgekommen und wurden, ohne einen Schuß getan zu haben, ebenfalls zurückgeführt.

In der eroberten Stellung gab General Oku $8^{00}$ abends folgenden Befehl zum Übergang zur Ruhe: „Die 4. Division besetzt die Linie von der Beobachtungswarte (Höhe 117) nach Westen, die 1. Division von da nach Osten; die 3. Division nimmt links von der 1. bis zum Ufer Stellung. Die Artillerie bleibt während der Nacht in ihren Stellungen."

Eine Verfolgung über den Nan schan hinaus hat am 26. Mai nicht mehr stattgefunden. Erst am 27. mittags wurde eine Abteilung der 1. Division unter Führung des Brigadegenerals Nakamura zum Folgen bis auf die Nan kwan ling-Höhen entsendet. Doch hatten sich bis zu dieser Zeit die russischen Truppen sämtlich losgelöst; ein nochmaliger Widerstand war von ihrer Seite vorläufig nicht versucht worden.

Die Verluste der Japaner betrugen am 26. Mai:

| | Offiziere | | Mannschaften | |
|---|---|---|---|---|
| | tot | verwundet | tot | verwundet |
| 4. Division . . . . . . . . . | 8 | 38 | 298 | 1303 |
| 1. „ . . . . . . . . . | 14 | 41 | 202 | 1102 |
| 3. „ . . . . . . . . . | 6 | 32 | 161 | 1222 |
| 1. selbständige Feldartillerie-Brigade | — | 5 | 15 | 43 |
| 5. Pionier-Bataillon . . . . . | 1 | — | 5 | 8 |
| zusammen . . . | 29 | 116 | 681 | 3678 |

Die Russen büßten ein:

5. Ostsibirisches Schützen-Regiment: Offiziere 56 vH., Mannschaften 38 vH. = etwa 1100 Mann, davon 650 in der kurzen Zeit der letzten Entscheidung. Stellenweise waren die Verluste sehr gering: so hatte die 2. Kompagnie am äußersten rechten Flügel, wo sie hinter Schießscharten focht, während des ganzen Tages keinen Toten und nur einen Verwundeten.

An Munition verbrauchten die Japaner am 26. Mai:

| | Granaten | Schrapnels | Patronen |
|---|---|---|---|
| 4. Division . . . . . . . . . | 806 | 5 000 | 1 110 886 |
| 1. " . . . . . . . . . | 452 | 6 015 | 667 010 |
| 3. " . . . . . . . . . | 462 | 3 349 | 425 148 |
| 1. selbständige Feldartillerie-Brigade | 2 029 | 16 036 | — |
| zusammen . . . | 3 749 | 30 300 | 2 203 106 |

Auf russischer Seite ist der Munitionsverbrauch nur unvollständig bekannt. Die Stellungsgeschütze sollen 7297 Schuß abgegeben haben, d. h. auf ein Geschütz durchschnittlich 130 bis 145 Schuß. Die Feldbatterien auf den Nan kwan ling-Höhen haben angeblich zusammen etwa 2000 Schuß abgegeben. Eine genaue Feststellung des Patronenverbrauchs in den Schützengräben ist kaum möglich, weil ein großer Teil noch nicht verschossener Munition beim Rückzuge liegen blieb. Angegeben wird der Verbrauch auf 738 000 Patronen, d. h. durchschnittlich auf ein Gewehr 250 Schuß.

Betrachtungen.

Es scheint, daß die japanischen Anordnungen für die Wegnahme von Kin tschou der Schwierigkeit der Aufgabe nicht genügend Rechnung getragen haben. Zwar lag an dem Besitze der Stadt nicht viel für die Japaner; denn der Angriff auf den Nan schan gewann mit ihrer Eroberung wohl eine Stütze gegen Rückschläge, aber keinen geeigneten Ausgangspunkt für weiteres Vorschreiten. Doch wäre es unmöglich gewesen, an der Stadt vorbeizugehen, ohne die Russen aus ihr vertrieben zu haben. Die Erfahrungen der vorhergegangenen Tage hätten aber lehren sollen, daß gegen einen aufmerksamen Verteidiger mit Sprengversuchen am Nordtor allein nicht viel zu machen war. Da man nicht auf wirksame Artillerieunterstützung rechnen konnte, so blieb nur übrig, mit Sprengtrupps und Sturmleitern gleichzeitig an so vielen Stellen wie nur irgend möglich, im Dunkel der Nacht oder bei eben beginnender Morgendämmerung vorzugehen. Dann hatte man die Aussicht, an irgend einer von diesen vielen Stellen Erfolg zu haben, und dieser eine Erfolg hätte genügt, die Stadt auch für die andern Kolonnen zu öffnen. Zur Herstellung der nötigen Zahl von Sturmleitern wäre seit dem 17. Mai Zeit gewesen. Es mag hier noch einmal betont werden, daß beim Sprengen des Osttores der Verteidiger bereits abgezogen war.

Da der Angreifer nicht wissen konnte, wie stark die Stadt besetzt war, wieviel Stunden der Kampf hier dauern und ob die Einnahme überhaupt schon in der ersten

Nacht gelingen würde, so wäre es besser gewesen, die Unternehmungen gegen Kin tschou schon für eine der vorhergehenden Nächte anzusetzen und von dem allgemeinen Angriff völlig zu trennen. Daß sich die Stadt auch angesichts der besetzten Nan schan-Batterien einen oder zwei Tage lang in japanischem Besitze würde halten können, war durch die Anwesenheit von sechs japanischen Feldartillerie-Regimentern gewährleistet.

Für den russischen Führer ergab sich die Frage, ob er die Stadt halten sollte oder nicht. Sie bildete zweifellos eine vorgeschobene Stellung, wenn man sich auf dem Nan schan schlagen wollte, und ihre ernsthafte Verteidigung hätte alle Nachteile solcher Stellungen zur Folge gehabt. Andererseits aber war die Stadt ein wertvoller Stützpunkt für die russische Vorpostenlinie, und es wäre fast unverzeihlich gewesen, die so leicht zu verteidigenden Tore und Mauern gleich der ersten besten feindlichen Abteilung zu öffnen. Gerade weil die Japaner, wie nachgewiesen, zur Weiterführung ihres Angriffs die Stadt haben mußten, konnten die Russen sie zwingen, auch entsprechende Mittel zu deren Eroberung anzusetzen. War das erreicht, dann war es für die Russen Zeit, die Stadt zu räumen.

Es war deshalb richtig, die Stadt zu besetzen, aber ebenso gerechtfertigt war der Befehl zum Rückzug, nachdem das umfassende Vorgehen überlegener Kräfte erkannt war. Nur war es gewagt, den Kompagnien aus Kin tschou von vornherein bestimmte Plätze in den Schützengräben am Nan schan zuzuweisen; denn auf ihre Rückkehr konnte nicht mit Sicherheit gerechnet werden. Die Kompagnien wären besser für die Reserve bestimmt worden.

Die Artillerie-Verwendung in der Schlacht auf russischer Seite ist zum Teil schon früher bei Besprechung der Nan schan-Stellung gestreift worden, wobei das Ungünstige der Lage der Batterien auf den Bergkämmen hervorgehoben wurde. Man hätte in dieser Beziehung auch eine Lehre aus dem Gefechte bei Su san li tai am 16. Mai ziehen können. Dort hatte eine russische Schnellfeuerbatterie unverdeckt gestanden und binnen einer halben Stunde alle Offiziere und etwa die Hälfte ihrer Mannschaften verloren. Die andere russische Batterie hatte in demselben Gefecht verdeckte Stellung und bei guter Wirkung doch selbst keine Verluste gehabt. Die feindlichen Batterien waren nicht zu sehen, nur an ihrer Wirkung zu erkennen gewesen. Wollte man das beherzigen, so hätte man bis zum 26. Mai noch Zeit genug gehabt, die Nan schan-Batterien hinter die Höhenkämme zu legen. Im weiteren Verlauf des Krieges hat das russische Feldheer bekanntlich viel, oft zu viel Gebrauch von verdeckten Artilleriestellungen gemacht; dagegen haben auch bei Port Arthur die meisten Batterien oben auf den Kämmen gestanden.

Daß man auch die Mörser in hochliegende Batterien wie Nr. 5 oder 6 einstellte, beweist, daß man auf russischer Seite eine der wesentlichsten Eigenschaften des Steilfeuergeschützes nicht beachtet hatte. Und gerade für dieses Geschütz bot der Nan schan

mit seinen zahlreichen Schluchten vorzügliche Plätze. Eine oder einige Mörserbatterien in der Schlucht nordöstlich von Batterie 13 zwischen den beiden Haupthöhenrücken, mit weiten Zwischenräumen und gegen Sicht von Kin tschou gedeckt aufgestellt, durch Fernsprecher von Batterie 13 her geleitet, wären trotz reichlichsten japanischen Munitionsaufwandes den ganzen Tag nicht niedergekämpft worden und hätten sowohl gegen den Angriff zu Lande als auch gegen die Kanonenboote in der Kin tschou-Bucht ergiebigste Wirkung gehabt.

In der ungenügenden Munitionsausrüstung der Nan schan-Batterien lag ein schwerer Fehler. Es ist immerhin denkbar, daß die eine oder die andere von diesen Batterien nur durch Munitionsmangel zum Schweigen verurteilt wurde. Geschoßvorräte sollen auf dem Bahnhof Nan kwan ling oder Ta fan schöng gelegen haben und nach dem Kampfe mit der Bahn nach Port Arthur befördert worden sein.

Das Eingreifen der Ostsibirischen Feldbatterien ist anzuerkennen; sie haben stellenweise gute Wirkung auf große Entfernungen gehabt. Wäre es möglich gewesen, sie an günstigerem Platz in Stellung zu bringen, so würden ihre Erfolge wahrscheinlich noch entscheidender gewesen sein.

Vom russischen Standpunkte aus ist es sehr zu bedauern, daß von den Kanonenbooten nur das eine, der Bobr, zur Stelle war.

General Oku hat für seine Artillerie den Vorteil seiner zahlenmäßigen Überlegenheit und seiner umfassenden Stellung zielbewußt ausgenutzt. Durch Unterordnung der gesamten Artillerie unter einheitliche Führung konnte das Feuer bis zum äußersten planmäßig geleitet und jede einzelne Nan schan-Batterie unter das vereinigte Feuer aus verschiedenen japanischen Artilleriegruppen genommen werden. Bei dieser Leitung des Feuers kann es nicht auffallen, daß die Feldkanonen die gegnerischen Batterien hinter deren Brustwehren zum Schweigen brachten. Die russischen Mannschaften waren bei Bedienung der Geschütze zu weit von der deckenden Brustwehr entfernt, um dem Schrapnelfeuer entzogen zu sein, und war erst die Bedienung gefallen, dann war es belanglos, ob leichte oder schwere, Flach- oder Steilfeuergeschütze ihre Mündungen stumm gen Himmel richteten.

Ob die einheitliche Leitung des Artilleriefeuers auch nach völligem Niederkämpfen der Nan schan-Batterien noch aufrecht erhalten wurde, ist nicht bekannt. Ebenso wie vorher die Batterien, hätten nachher die Schützengräben unter Kreuzfeuer aus verschiedenen Artilleriegruppen genommen werden können. Vielleicht hätten dann wenigstens diejenigen Batterien einigen Erfolg gehabt, die in die Schützengräben der Länge nach hineinschossen.

Es ist Tatsache — und das ist für uns die allerwichtigste Lehre aus diesem Gefecht! — daß die japanischen Feldkanonen nicht imstande gewesen sind, die russischen Schützengräben zu zerstören oder den Angriff der eigenen Infanterie auch nur im geringsten zu erleichtern, obwohl das russische Artilleriefeuer in der Stellung von

$7^{00}$ vormittags ab schwächer wurde, von $9^{00}$ ab stellenweise schwieg und von $11^{00}$ ab überall eingestellt war! Trotz der bereits*) angeführten, japanischerseits geäußerten Auffassung, daß die Infanterie schon zu nahe am Feinde gelegen hätte, kann gar kein Zweifel darüber sein, daß die japanischen Batterien alles, was sie nur konnten, getan haben, um der Infanterie wieder vorwärts zu helfen. Aber nicht die Feldkanonen, sondern die schweren Schiffsgeschütze haben den Ausschlag gegeben, und auch sie nur, weil sie die Gräben jener beiden Kompagnien, der 5. und 7., flankierten oder zum mindesten schräg beschossen.

Bei der Verwendung der Infanterie fällt auf russischer Seite eine gewisse Regellosigkeit in der Folge der Kompagnien in der Nan schan-Stellung auf. In jedem der drei Abschnitte waren Kompagnien verschiedener Bataillone verwendet.

Wenn die Schützengräben schon vom Beginn des Gefechts an voll besetzt waren, so war das hier berechtigt, weil ein Zweifel über die Angriffsrichtung nicht bestehen konnte. Im einzelnen haben die sibirischen Schützen die Deckung ihrer Brustwehren geschickt ausgenutzt, indem sie nur im Bedarfsfall, dann aber ohne Zögern die Feuerlinie besetzten. Der Verlauf des Tages bringt den unwiderleglichen Beweis, daß die Aufmerksamkeit in den Schützengräben vorzüglich war.

Die japanische Infanterie zeigte schon in diesem Gefechte das Eingraben, das sie im weiteren Verlaufe des Krieges so häufig beim Angriff auf befestigte Stellungen mit gutem Erfolge angewendet hat. Es leuchtet ein, daß die Truppe nur dadurch imstande war, die zahlreichen Rückschläge, die sie beim Ansturm gegen die Schützengräben erlitt, in verhältnismäßig kurzer Entfernung vom Feinde wieder auszugleichen und das einmal gewonnene Gelände trotz aller Wechselfälle unbedingt festzuhalten.

Die Umstände, unter denen die Stellung schließlich fiel, geben erneut einen Beweis für die entscheidende Wirkung einer Umfassung. Nur ein kleiner Bruchteil der russischen Stellung war wirklich erobert, aber die hier eingedrungenen Angreifer stießen unmittelbar in den Rücken der übrigen Teile der Stellung und erreichten die Höhen, von denen sie die Stellung beherrschten. Das allein schon zwang, diese übrigen Teile ohne weiteres zu räumen.

Mit besonderem Interesse betrachten wir die Führung auf beiden Seiten.

Von den vier Regimentern, die dem russischen Befehlshaber außer dem Tretjakowschen Nan schan-Regiment noch blieben, standen drei am Nan kwan ling-Rücken, nur 4 bis 6 km vom Gefechtsfelde entfernt. Diese haben den Donner der Geschütze und das Rollen des Gewehrfeuers den ganzen Tag mitangehört, teilweise, wie ein Offizier des 14. Regiments berichtet, mit eigenen Augen den Verlauf des Kampfes verfolgen können und sind nicht eingesetzt worden! Daß sich der Führer zur Entsendung von zwei einzelnen Kompagnien entschloß, kommt diesen Tatsachen gegenüber nicht in Betracht. Seine Regimenter haben nicht einmal den Rückzug des 5. Regiments gedeckt.

*) Seite 91.

Daß bei der Lage des Nan schan vorwärts der Enge das Gelände keine günstigen Bedingungen für das Vorgehen stärkerer Kräfte bot, ist bereits früher hervorgehoben worden. Doch hatten sich die Verhältnisse so entwickelt, daß trotz der Ungunst des Geländes ein kräftiger Vorstoß längs der Hand-Bucht in den ersten Nachmittagstunden alle Aussichten für einen großen Erfolg gehabt hätte, denn die japanische Infanterie lag fest und hatte keine Reserven mehr, um die bereits erschöpften Kräfte weiter zu verstärken.

Nur zum Teil kann man das Unterlassen eines solchen Vorstoßes dadurch erklären, daß der Gedanke, durch eine zielbewußte Offensive mit starken Kräften eine Entscheidung herbeizuführen, der russischen Taktik bis dahin überhaupt fast völlig fremd war. Die bekannten Gegenstöße erfolgten meist frontal, ohne ein Zusammenfassen aller Kräfte und nur zur unmittelbaren Abwehr des feindlichen Bajonettanlaufs.

Die Gunst der Lage würde dem Führer besser bekannt gewesen sein, wenn er sich vom frühen Morgen an auf dem Gipfel des Nan schan, an der Beobachtungsstelle bei Batterie 13 aufgehalten hätte. Alles spielte sich dort zu seinen Füßen ab. Wer je auf einem Berge gestanden hat, der sich unvermittelt aus weiter, deckungsloser Ebene erhebt, der weiß, daß kaum eine einzelne Gruppe von Schützen sich dort bewegen kann, ohne erkannt zu werden. Der russische Führer hätte also in voller Ruhe und auf einer selten zuverlässigen Grundlage seine Entschlüsse reifen lassen können. Aber selbst als er gegen Mittag von der Yin ken tsze-Bucht zurückkehrte, hielt er sich nur ganz kurze Zeit in der eigentlichen Stellung auf und begab sich dann nach dem Bahnhof Ta fang schöng zurück. Dorthin wurden die Meldungen des 5. Regiments gerichtet.

Wenn es wahr ist, daß zwei von den japanischen Kanonenbooten schon $7^{00}$ vormittags von der Kin tschou-Bucht in Richtung nach Yin ken tsze abfuhren, und wenn dort wirklich Landungen befürchtet wurden, dann war ihre Verhinderung ein Auftrag für den Kommandeur des zunächst stehenden Schützenregiments, aber nicht für den Divisionskommandeur selbst, der nach den Vorgängen der letzten Tage wissen mußte, daß er am Nan schan eine Armee abzuwehren hatte.

Männer wie Tretjakow oder Kondratenko an der Spitze der 4. Ostsibirischen Schützen-Division würden wahrscheinlich anders gehandelt und eine größere Tätigkeit an richtiger Stelle entfaltet haben.

Bemerkenswert für russische Befehlsverhältnisse sind Telegramme, die am Nachmittage des 26. Mai zwischen den Generalen Fock und Stöffel gewechselt wurden, und in denen Fock — bei kritischer Gefechtslage! — sich aus Port Arthur die Entscheidung erbat, ob er die Stellung räumen solle oder nicht.

Nach dem Verluste der Nan schan-Stellung waren die Nan kwan ling-Höhen die gegebene Aufnahmestellung. Sie konnten an den Flügeln besetzt und in der Mitte für den Durchzug des 5. Regiments zunächst freigehalten werden.

Von der Gefechtsführung des Generals Oku wissen wir kaum mehr, als daß er schon vor Tagesanbruch sich auf einer Höhe nahe Kin tschou befand, gegen 10⁰⁰ vormittags seinen Standpunkt gegen einen andern vertauschte, von dem er den weiteren Verlauf des Kampfes besser verfolgen konnte, und daß er die Meldung einer Division von der Unmöglichkeit weiteren Vordringens mit dem Befehl beantwortete, der Angriff sei durchzuführen, koste es, was es wolle.

Also nicht viel mehr, als was uns über seinen Gegner bekannt ist. Aber wie anders! Oku wollte siegen und er führte zum Siege. Er fand den Punkt*), wo er den Verlauf der Schlacht am besten übersehen konnte, und er ließ es sich nicht verdrießen, von den ersten Anfängen bis zum letzten Augenblick dort auszuhalten. Wohl manchmal mag es ihm schwer geworden sein, wenn er von seiner Höhe aus sah, wie seine frisch vorwärts stürmenden Truppen an den Hindernissen stutzten, wie sie durch das plötzliche Gewehr- und Maschinengewehrfeuer niedergestreckt wurden, und wie die Reste in die nächst erreichbaren Deckungen zurückfluteten. Und doch ließ sein Wille nicht nach. Jene einfache Antwort, der Angriff sei durchzuführen, koste es, was es wolle, ist ein Zeichen der unbeugsamen Energie, des festen Vertrauens auf die Richtigkeit der eigenen Führung und auf die unbedingte Zuverlässigkeit der Truppe. Wenn man sich die Lage des Generals Oku vergegenwärtigt, so bietet sein Verhalten ein Beispiel, von dem ein jeder Führer höheren und niederen Grades nur lernen kann.

Der Kampf um die Nan schan-Stellung lehrt in überzeugender Weise die Ohnmacht der Feldkanonen gegen befestigte Stellungen. Er zeigt uns, mit welcher Zuversicht eine eingegrabene Infanterie den Angriff selbst stark überlegener Kräfte erwarten darf. Er zeigt, daß es ohne besondere Mittel, Steilfeuer, schwere Geschütze, Umfassung, auch der schneidigsten und ausdauerndsten Truppe nicht gelingt, eine feldmäßig befestigte und energisch verteidigte Stellung in frontalem Ansturm zu nehmen.

Der Kampf bringt aber auch einen neuen Beweis für die uralte Wahrheit, daß es im letzten Grunde nicht die materiellen Mittel sind, die den Sieg verbürgen, sondern die moralischen Werte. Wir sehen am Nan schan auf der einen Seite, wie bei mangelndem Willen des obersten Führers selbst einer vorzüglichen Truppe der Erfolg versagt bleibt, und wir sehen auf der andern Seite, daß ein fester Wille des obersten Befehlshabers, unterstützt durch Tüchtigkeit der Truppe, den Angriff auch bei ungünstigen Vorbedingungen zum erfolgreichen Ende zu führen imstande ist. Der Wille zum Siege ist die erste Vorbedingung für den Erfolg eines Führers.

*) Bild auf Seite 87.

Tiersch,
Hauptmann im Schlesischen Pionier-Bataillon Nr. 6,
kommandiert zur Dienstleistung beim Großen Generalstabe.



# Das englische Heer der Gegenwart.

## Ein kurzer Rückblick auf seine organisatorische und taktische Entwicklung seit 1899.

Wenn man die großen Wandlungen überschaut, die das englische Heer im letzten Jahrzehnt in organisatorischer und taktischer Beziehung durchlaufen hat, wird man sich zu erinnern haben, daß es vor dieser Zeit seine Hauptaufgabe im Schutz der Kolonien erblickte. Seitdem hat die politische Lage die Möglichkeit seiner Verwendung gegen europäische Heere nahegelegt. Auf den Gefilden Südafrikas hatte es die blutige Lehre gefunden, daß man nicht mit denselben Mitteln halbwilde Eingeborene und mit modernen Waffen ausgerüstete Scharfschützen bekämpfen könne, daß auch treueste Hingebung und todesmutigstes Vorwärtsstürmen dem Bleihagel schnellfeuernder Gewehre gegenüber nutzlos bleiben mußten. So ging man daran, die eigene Kampfesart dem dort für richtig Erkannten anzupassen und suchte gleichzeitig nach einer Organisation, die die schnellere Bereitstellung und Verwendung einer größeren Streitmacht über See ermöglichte. Mehrere Kriegsminister haben sich an dieser Aufgabe versucht, die unter den eigenartigen Verhältnissen Großbritanniens zu lösen, nicht leicht war. Inzwischen zeitigte der Mandschurische Feldzug neue Erfahrungen. Nirgendswo ist man eifriger bestrebt gewesen, sie sich zunutze zu machen als im englischen Heere. Augenblicklich läßt sich sagen, daß seine Entwicklung zu einem gewissen Abschluß gekommen ist. Der energische und geistvolle Kriegsminister Haldane hat ihm eine Organisation gegeben, die es zu einem brauchbaren Werkzeuge unter allen Verhältnissen machen wird und die Verteidigung des englischen Bodens soweit sicherstellt, als es ohne die allgemeine Wehrpflicht überhaupt zu ermöglichen ist. Für diese aber wird das englische Volk in erkennbarer Zeit nicht zu haben sein, trotzdem sich seine ersten Soldaten in eifriger Agitation dafür einsetzen. Die allgemeine Wehrpflicht ist nur da berechtigt, und dann allerdings notwendig, wo es gelten kann, feindliche Heere von den Landesgrenzen fernzuhalten. Woher aber sollte der Feind kommen, der Großbritanniens Boden heute mit Armeen betreten könnte, stark genug, um dies hochentwickelte, kernige und stolze Volk niederzuwerfen?

Denn mit kleinen Abteilungen könnte es natürlich nicht getan sein. Wo ist die Flotte oder vielmehr wo sind die Flotten, mächtig genug, um dieser Invasion den Weg zu bahnen und dauernd für den Nachschub ihrer Bedürfnisse freizuhalten gegen die zahlreichen Panzergeschwader des vereinigten Königreichs, die nie zuvor so kriegsbereit gewesen sind als in unseren Tagen?

So also wird das Werbe- und Freiwilligen-System wie bisher auch in Zukunft die Grundlage des englischen Heeres bleiben. Allerdings haben ja die Ansprüche des Landes an seine Wehrmacht, wie schon erwähnt, für die Zukunft eine Erweiterung erfahren, so daß nunmehr die Aufgaben des Heeres in der Verteidigung des Mutterlandes, seiner Beteiligung an einem europäischen Kriege auf dem Festlande und dem Schutz der Kolonien bestehen.

Um nun das, was Haldane geschaffen hat, in seiner ganzen Bedeutung würdigen zu können, ist es notwendig, einen kurzen Rückblick auf die Bestrebungen seiner Vorgänger, namentlich Arnold Forsters, dessen unmittelbarer Nachfolger er ist, zu werfen.

Die Aufgabe, vor die der Südafrikanische Krieg die englische Heeresverwaltung stellte, war größer, als man vorhergesehen hatte. Damals bestand die Heimatarmee, die ja doch in der Hauptsache die Streitkräfte gegen die Buren liefern mußte, eigentlich nur aus Depots. Sie war zu einer größeren Operation absolut unfähig. Brauchten doch die Bataillone, um auf die kriegsmäßige Etatsstärke von 1008 Mann zu kommen, durchschnittlich 700 Mann Ersatzmannschaften. Der Kavallerie fehlte es an Pferden; bei vielen Regimentern kam immer nur ein Pferd auf 2 Mann. Größere taktische Verbände bestanden de facto nur auf dem Papier. Die Ausbildung war auf kleine Einheiten beschränkt. Sie konnte auch nur eine exerziermäßige sein, da es an Truppen-Übungsplätzen im modernen Sinne fehlte. Um also die Armee in erforderlicher Stärke zu mobilisieren, war bald der letzte Reservemann aufgebraucht, und doch sah man sich noch zur Einstellung einer großen Anzahl von Rekruten gezwungen, die natürlich erst im Laufe der Zeit militärischen Wert erlangen konnten.

Zweierlei hatte also diese Erfahrung hauptsächlich gelehrt. Die Armee mußte schon im Frieden so gegliedert werden, wie man sie im Kriege verwenden wollte; durch die zu schaffende Organisation sollte auch ihre Ausbildung erleichtert und die Mobilmachung beschleunigt werden. Ferner mußte die Dienstzeit, die 1899 7 Jahre bei der Fahne und 5 in der Reserve betrug, so bemessen werden, daß sie eine zahlreichere Reserve sicherstellte. Was den ersten Punkt betrifft, so lag es nahe, daß der damalige Kriegsminister Brodrick, den die Ereignisse in Südafrika ans Ruder gebracht hatten, seine Blicke auf die Militärmächte des Kontinents richtete und ihre bewährten Einrichtungen für seine Zwecke nutzbar zu machen suchte. So schuf er den Verband des Armeekorps für die englische Armee, die sich danach in vier Armeekorps zu drei Divisionen gliedern sollte. Doch nur das um Aldershot stehende I. Armeekorps sollte ganz aus aktiven Truppen bestehen, während die übrigen neben aktiven auch Auxiliar-

Divisionen, die aber erst geschaffen werden mußten, haben sollten, oder selbst innerhalb der Divisionen aktive und Auxiliar-Truppen vermischt wurden. Die aktiven Truppen in der Heimat reichten eben nicht aus, diesen großen Rahmen zu füllen. — Um die zweite Frage zu lösen, führte Brodrick eine lange Dienstzeit in der Reserve, 9 Jahre, und eine sehr kurze, nämlich 3 Jahre, bei der Fahne ein. Sicherlich konnte hierdurch für die Heimatarmee eine starke Reserve im Laufe der Jahre erreicht werden. Dagegen begann es an geeignetem Ersatz für die Kolonien zu fehlen. Der Doppelzweck des englischen Heeres, den die neue Zeit erst recht eigentlich geschaffen, stellte seine schwer zu befriedigenden Forderungen. Man wollte eine starke Heimatarmee haben, die bei europäischen Verwicklungen auf dem Kontinent eingesetzt werden konnte. Diese brauchte eine zahlreiche Reserve und konnte darum eine kürzere Dienstzeit bei der Fahne haben. Andererseits aber verlangt der Schutz der Kolonien eine stets verfügbare, sehr bedeutende Zahl langgedienter Soldaten, was naturgemäß eine starke Reserve nicht ergeben kann. Die Hoffnung des Ministers, daß sich Freiwillige genug zum Weiterdienen über 3 Jahre hinaus finden würden, schlug völlig fehl.

1903 übernahm Arnold Forster, früherer Buchhändler, die Leitung des Kriegsministeriums; er hatte die Reformen seines Vorgängers in Parlament und Presse stets auf das heftigste bekämpft. Der Hauptzweck seiner eigenen Neuerungen war, Rekruten genug zu finden, die sich zu der für den Kolonialdienst unerläßlichen langen Dienstzeit verpflichteten. Im Juli 1904 legte er dem Parlament den Entwurf seiner Armeereform vor, nachdem bereits vorher einige unwesentliche Änderungen verfügt worden waren. Obgleich dieser Plan späterhin verschiedene Abänderungen erfahren hat, soll hier näher darauf eingegangen werden, weil sich in ihm die Schwierigkeiten besonders deutlich spiegeln, die einer Modernisierung des Heeres entgegenstehen.

An der Spitze des Entwurfs wird zunächst von der Regierung die allgemeine Wehrpflicht verworfen. Dann wird ausgeführt, daß die britische Armee, so wie sie Brodrick schaffen wollte, für englische Verhältnisse zu groß sei. Denn immer würde es die Aufgabe der Flotte bleiben, das Vereinigte Königreich gegen eine feindliche Invasion größeren Stils zu schützen, während die Armee in erster Linie seine Herrschaft in den Kolonien gegen innere und äußere Feinde aufrecht zu erhalten habe. Daneben könnte sie höchstens in die Lage kommen, das Mutterland bei vorübergehender Abwesenheit der Flotte gegen feindliche Raids zu schützen. Demgemäß könnte man sowohl die Stärke der regulären Armee wie auch der Auxiliar-Truppen herabsetzen.

Bei der regulären Armee sollte die Friedensstärke der Infanterie um rund 10 000 Mann, also von 172 714 auf 162 153 Mann vermindert werden. Dies sollte aber nicht etwa durch die Auflösung einzelner Einheiten, sondern durch eine Kürzung des Etats der Bataillone, mit Ausnahme der in Indien stehenden, erreicht werden. Die Zahl der Bataillone wollte der Kriegsminister sogar um 14 vermehren, so daß sie statt 171 künftighin 185 betragen sollte. Die Bezeichnung „Armeekorps“

sollte wieder abgeschafft werden, weil, wie es in der Begründung heißt, diese Verbände doch nur auf dem Papier beständen. An ihre Stelle sollten künftig sogenannte Commands treten, an deren Spitze je ein General Officer commanding in chief zu stehen hatte. Vorgreifend sei hier bemerkt, daß nach einer Armeeverordnung vom Januar 1905 Großbritannien in sieben Commands und den selbständigen Londoner Distrikt eingeteilt wurde. Innerhalb dieser Commands wurden die regulären Feldtruppen in neun Divisionen gegliedert; einzelne Truppenteile unterstanden aber unmittelbar dem kommandierenden General oder den Kommandeuren der Küstenverteidigung. In Aldershot wollte Arnold Forster eine starke Division von etwa 16 000 Mann zu sofortiger Verwendung im Auslande bereithalten.

Das Wichtigste seiner Reform lag aber in der Änderung der Dienstzeit, deren Zweck es war, den Kolonien den durchaus nötigen Ersatz von Leuten mit längerer Dienstzeit zu sichern und gleichzeitig der Heimatarmee eine zahlreiche Reserve zu erhalten. Der Kriegsminister schlug vor, daß in Zukunft ein Teil der Mannschaften sich für kurze Zeit, 2 Jahre bei der Fahne und 6 Jahre in der Reserve, verpflichten, der andere Teil sich gleich auf 9 Jahre bei der Fahne und 3 Jahre in der Reserve anwerben lassen sollte. Er hoffte, sich die nötige Anzahl von Leuten mit langer Dienstzeit dadurch zu sichern, daß sie vom ersten Tage an eine etwas höhere Löhnung erhalten sollten; auch konnten sie nach neunjähriger Dienstzeit im Auslande als Instrukteure in der Heimat verwendet werden. Nach diesen Vorschlägen sollte die Armee also je nach der Dienstzeit in zwei völlig getrennte Teile zerfallen, nämlich in die General Service Army mit langer und die Home Service Army mit kurzer Dienstzeit. Die letztere sollte im Frieden ausschließlich im Heimatlande stationiert werden und durfte nur in Fällen dringender Not auch im Auslande Verwendung finden. Die sonstigen Einzelheiten dieses Reformversuches interessieren hier nicht; nur soll noch erwähnt werden, daß er Reserveoffiziere im deutschen Sinne schaffen wollte. Zu jedem Bataillon der Heimatarmee sollten 10 Reserveoffiziere gehören, die nach einjähriger Dienstzeit zur Reserve übertreten und jede Übung der Reservisten ihres Bataillons mitzumachen hatten. Außer der schon erwähnten Verminderung der Auxiliar-Truppen ist noch bemerkenswert, daß die Ausbildungszeit der Miliz von 3 auf 6 Monate verlängert werden sollte. Auch für einen Teil der Freiwilligen war eine etwas erhöhte Ausbildungszeit vorgesehen.

Man hat diesen Forsterschen Reformplan in der Armee und sonst in der öffentlichen Meinung von Anfang an ungünstig beurteilt. Seine Hauptschwäche lag jedenfalls darin, daß es nicht möglich war, der Auslandsarmee die nötigen Mannschaften zu sichern, während die Heimatarmee Überfluß an Rekruten hatte. Dies war so eklatant und das Interesse der Kolonien stand so sehr im Vordergrund, daß schon im Oktober desselben Jahres wieder eine einheitliche Dienstzeit für die gesamte Infanterie, und zwar 9 Jahre bei der Fahne und 3 bei der Reserve festgesetzt wurde;

auch bei der Linien-Kavallerie und der Fußartillerie wurde bald darauf wieder eine lange Dienstzeit eingeführt. Aber hiermit war man wieder auf einem toten Geleise angelangt, denn diese kurze Reservezeit, bei der Infanterie 3 Jahre, konnte nicht annähernd genügend Reservisten liefern. Das aber war eine Hauptlehre des Burenkrieges, daß eine große Anzahl wohlgeschulter Ersatzmannschaften im Falle eines europäischen wie auch jedes größeren Kolonialkrieges ganz unentbehrlich sei. Hatten doch in Südafrika gerade die Reservisten das Rückgrat der Armee gebildet. Ähnliche Gedanken wurden im Dezember 1904 in der Contemporary Review von dem der Opposition angehörenden Parlamentsmitgliede Ch. Hobhouse ausgeführt. Er erklärte auch die von Forster in Aussicht genommene Aufstellung eines stets bereiten Expeditionskorps von 16 000 Mann (Striking Force) für verfehlt. Denn für einen ernsthaften Krieg sei es viel zu schwach, für Expeditionen aber, wie sie in den Kolonien häufig notwendig würden, wieder zu stark. Mit großer Schärfe wendet er sich dann gegen die Verminderung der Miliz und Volunteers. Ihre Einrichtungen sind ja in England durch die Tradition geheiligt, und es ist noch für jede Regierung ein gewagtes Unterfangen gewesen, daran zu rütteln.

Die Stimmung der Armee spiegelt sich vorzüglich in einem Standard-Artikel vom Januar 1905, der von einem General „mit 40jähriger Dienstzeit" eingesandt war. Zunächst wird die Haltung des auch von Forster geschaffenen Heeresrates (Army Council), der einen Teil der Geschäfte des früheren Höchstkommandierenden ausüben sollte, getadelt. Es sei unbegreiflich, wie eine Versammlung, die sich in ihrer Mehrheit aus Offizieren zusammensetze, solchen Plänen, wie der Verringerung der Armee und ihrer Teilung in Heimat- und Auslandstruppen, habe zustimmen können. Auch die Verminderung der Auxiliar-Truppen sei in keiner Weise gerechtfertigt. Selbst wenn wahr wäre, was ein Militärschriftsteller ausgesprochen habe, „daß die Miliz nur ein Haufe halbausgebildeter Jungen mit schlecht ausgebildeten Offizieren sei", könne man daraus doch nur folgern, daß für bessere Ausbildung gesorgt werden müsse. Für jeden Einsichtigen stehe es doch fest, daß eine Verringerung der Streitkräfte die Verteidigungsfähigkeit des Reiches schwäche und damit seine Sicherheit bedrohe. Zusammenfassend spricht der Verfasser dieses Artikels sich dahin aus, daß man die Aufgabe noch immer nicht begriffen habe, die der englischen Armee gegenwärtig und in Zukunft zufalle. Man tröste sich in den maßgebenden Kreisen noch immer damit, daß es ja auch im Burenkriege trotz des unfertigen Zustandes der Rüstung schließlich zu einem Siege gereicht habe. Welch gefährlicher Irrtum! Sei es damals schon doch nur die gewaltige Überlegenheit der Zahl gewesen, die nach jahrelangem Kampfe den Sieg an die englischen Fahnen geknüpft habe, so sei eine gleichgünstige Wendung in einem Kriege der Zukunft mit einem gut gerüsteten starken Gegner des Kontinents mit denselben Mitteln ganz ausgeschlossen. Moderne Heere seien nicht zu improvisieren. Der militärische Wert

jener Leute, die England damals im Augenblick der höchsten Not zusammengerafft habe, sei gleich Null gewesen. Das beweise u. a. besonders deutlich der Brief eines Divisionskommandeurs vom Kriegsschauplatze, in dem es hieß: „Wenn das alles ist, was wir angesichts einer großen Gefahr tun können, dann möge Gott England gnädig sein. Wie will man dann die Mannschaften für einen großen europäischen Krieg aufbringen?“ Ja, wie sollte man das machen, ohne gleichzeitig die für die Kolonien erforderlichen Streitkräfte zu schwächen? So lautete die Frage dringender denn je, als der Kabinettswechsel vom Jahre 1905 den gegenwärtigen Kriegsminister Haldane auf seinen schwierigen Posten stellte.

Haldane fand das englische Heer nach Forsters Abgang, der übrigens noch am Schluß seiner Amtszeit einen neuen Versuch mit der Zweiteilung der Armee, entsprechend der in seinem ursprünglichen Plane beabsichtigten, gemacht hatte, in folgender Zusammensetzung vor:

1. Reguläre Armee. Sie gliederte sich in ein Armeekorps zu drei Divisionen (Aldershot), sechs selbständige Divisionen und vier Kavallerie-Brigaden, zusammen 100 000 Mann. Ein Teil dieser Formationen bestand indessen im Frieden nur auf dem Papier, wodurch die Mobilmachung wesentlich erschwert wurde. Außerdem konnte die reguläre Armee, wie schon erwähnt, nicht genug Reserven für die Feldarmee auf Kriegsfuß aufbringen, weil die Dienstzeit in der Reserve zu kurz war. Hierbei ist noch zu berücksichtigen, daß ein großer Teil der zur Reserve übertretenden Mannschaften nicht mehr felddienstfähig ist, weil ihre Gesundheit durch langen Aufenthalt im tropischen Klima erschüttert wurde.

2. Die Freiwilligen-Armee (Auxiliar-Armee). Sie bestand aus der Yeomanry, 25 000 berittenen Freiwilligen, und den Volunteers, 240 000 unberittenen Freiwilligen. Organisation, Ausbildung und Rekrutierung war bei den einzelnen Korps ganz verschieden. Höhere kriegsmäßige Verbände waren nicht vorhanden. Außerdem aber hatte die Auxiliar-Armee keine Feldartillerie und weder Kolonnen noch Trains ihre Ausbildung war völlig unzureichend, so daß ihr militärischer Wert einem ernsthaften Feinde gegenüber sehr gering war.

Haldane war sich zunächst darüber klar, daß eine Reform sich nicht, wie bisher im wesentlichen stets geschehen, auf die reguläre Armee beschränken dürfe. Da an dem Werbe- und Freiwilligen-System nun einmal nicht gerüttelt werden konnte, so mußte man wenigstens versuchen, die Auxiliar-Armee so leistungsfähig wie möglich zu machen und die in ihr schlummernden Kräfte zum Nutzen der regulären Feldarmee heranzuziehen, soweit dies irgend erreichbar war. Hierin war man außerdem durch Sparsamkeitsrücksichten gehemmt, die auf dem Programm der liberalen Regierung im Hinblick auf militärische Ausgaben standen.

Unter diesen Gesichtspunkten war das Streben des Kriegsministers darauf gerichtet, daß alle für den Mobilmachungsfall beabsichtigten Formationen schon im

Frieden vorhanden wären. Wie erinnerlich, war dies bisher im britischen Heere durchaus nicht der Fall gewesen. Alle bisherigen Reformversuche hatten der Mobilmachung die Aufstellung eines mehr oder minder großen Teiles der Stäbe, Truppenteile, Kolonnen und Trains überlassen; der Burenkrieg hatte gezeigt, wie weit man damit kam.

Die Vorschläge Haldanes erstrebten ferner:

1. eine zweckmäßige Neugliederung und Verstärkung der regulären mobilen Feldarmee,
2. Sicherstellung starker Reserven und Ersatzformationen für den Kriegsfall,
3. kriegsmäßige Gliederung und bessere Ausbildung der Auxiliar-Truppen.

Bei der Neugliederung der mobilen Feldarmee hatte der Minister wohl das japanische Vorbild im Auge. Nach seiner Ansicht war für die kleineren englischen Verhältnisse und für überseeische Unternehmungen der Verband des Armeekorps zu groß und unhandlich, während die bisherige Division ihrer Stärke und Zusammensetzung nach wieder zu schwach war, um selbständig verwendet zu werden. So entschloß er sich, die Armee in sechs starke selbständige Divisionen zu gliedern. Jede dieser Divisionen wurde mit schwerer Artillerie des Feldheeres, einer Kanonen- und zwei Haubitz-Batterien, ausgerüstet. Sie besteht aus zwölf Bataillonen in drei Brigaden, zwei Eskadrons und zwölf Batterien, davon drei schwere, und ist also um vier Bataillone, eine Eskadron und sechs Batterien stärker als eine bisherige Division. Die vier Kavallerie-Brigaden sollen zu einer großen, oder nach Umständen scheinbar auch zu zwei kleineren Kavallerie-Divisionen vereinigt werden. Neuformiert sind zwei berittene Brigaden, die aus berittener Infanterie, etwas Kavallerie und Artillerie bestehen. Sie sollen der Kavallerie-Division zur Erfüllung ihrer Aufgabe der strategischen Aufklärung größere Bewegungsfreiheit geben dadurch, daß sie die Verschleierung übernehmen. Den Infanterie-Divisionen werden als Divisionskavallerie, da die gesamte reguläre Kavallerie in vorstehenden Verbänden verbraucht ist, je zwei Eskadrons Yeomanry zugewiesen.

Ganz bedeutend sind die technischen Formationen, sowie die Kolonnen und Trains vermehrt worden. Jede Division hat anstatt einer in Zukunft zwei Pionier-Kompagnien; auch ist ihr noch eine Telegraphen-Kompagnie beigegeben worden. Außerdem soll das Armee-Oberkommando sechs Telegraphen-Kompagnien, davon zwei für drahtlose Telegraphie, erhalten und die einzelnen Truppenteile sind reichlich mit Fernsprechgerät ausgestattet. Man sieht, in wie zielbewußter Weise hier die Konsequenzen aus den Erfahrungen auf den mandschurischen Schlachtfeldern gezogen sind. Mit Kolonnen und Trains war die Armee früher, als man sich ihre Verwendung hauptsächlich in den Kolonien dachte, nur unzureichend ausgerüstet. Sie mußten jetzt in großem Umfange neu aufgestellt werden, wenn man auch für einen europäischen Krieg gerüstet sein wollte. Durch alle diese Maßnahmen wird die Kopf-

stärke der regulären Feldarmee zukünftig 166 000 statt 120 000 Mann betragen. Um diese Kopfstärke zu erreichen, genügt die aktive Armee-Reserve nicht, denn sie zählt im günstigsten Falle 80 000 Mann. Sie reichte schon nicht aus, um die so viel kleinere frühere Feldarmee zu komplettieren. Der Bedarf an Reservisten ist ja im Mobilmachungsfalle viel größer, als es nach der Friedenspräsenzstärke scheinen könnte. Von dieser ist zunächst ein hoher Prozentsatz der Mannschaften, etwa 20 vH., felddienstunfähig, weil er in zu jugendlichem Alter steht. Außerdem haben die Truppenteile in der Heimat immer eine wechselnde Zahl unausgebildeter Leute, weil sie ständig Ersatz für die Kolonien schaffen müssen und dadurch gezwungen sind, fortwährend Rekruten einzustellen. Was aber aus den tropischen Kolonien zurückkehrt, ist mindestens zeitweise felddienstunfähig. Hier nun sah Haldane die Möglichkeit, Teile der Auxiliar-Truppen für die Feldarmee nutzbar zu machen, indem er der bisherigen Miliz im allgemeinen die Aufgabe zuwies, die reguläre Reserve zu verstärken. So ist aus der Miliz die Special Army Reserve (Special Contingent) geworden, die also der regulären Armee im Kriegsfalle die fehlenden Reservisten stellen und während des Feldzuges den nötigen Ersatz sichern soll. Ihre Gesamtdienstzeit beträgt 6 Jahre, wovon im ersten Jahr 6 Monate, in den folgenden 5 Jahren 14 Tage jährlich zu Übungen bestimmt sind. Natürlich ist diese geringe Ausbildungszeit nicht geeignet, Soldaten zu liefern, die allen Anforderungen des Krieges genügen, und darum ist die Spezial-Reserve zunächst für die nichtfechtenden Teile des Feldheeres bestimmt. Sie soll aber sogleich bei ausgesprochener Mobilmachung in ganzer Stärke einberufen werden, und man hofft, daß dann Zeit genug sein werde, ihre Ausbildung zu vervollkommnen. Ein großer Fortschritt ist es jedenfalls, daß sie ohne weiteres auch im Auslande verwandt werden kann, während die frühere Miliz lediglich für die Heimat verpflichtet war. Die Ausbildung sollte für die Infanterie in besonderen Depots unter der Leitung aktiver Offiziere und Unteroffiziere erfolgen. Bei der Feldartillerie sollten die 33 Batterien, die über den Etat der Feldarmee (66) vorhanden sind, als Ausbildungsbatterien für die Artillerie-Reserve formiert werden. Für die Kavallerie ist keine Spezial-Reserve nötig, da ihre Friedensstärke größer als der Kriegsbedarf ist (192 Köpfe gegen 160 pro Eskadron).

Dieser das Spezial-Kontingent behandelnde Teil des Haldaneschen Planes sollte nicht ohne heftigen Widerspruch durchgeführt werden. Der Minister wollte nämlich ursprünglich die Miliz ganz auflösen und für seine Zwecke neu formieren, aber die in England so mächtige Tradition war stärker als er. Das Haus der Lords wies die Vorlage zurück und verlangte die Beibehaltung der bestehenden Miliz-Bataillone. So sind sie denn in die neuorganisierte Armee der Zukunft mit übernommen worden und den Regimentern als dritte und vierte Bataillone angegliedert. Indessen ist dadurch an dem Grundgedanken der Haldaneschen Reform nichts geändert und man kann annehmen, daß es auf diese Weise gelungen ist, eine jederzeit bereite, ausreichend starke Reserve für die Feldarmee zu schaffen.

Gleichzeitig mit der Umbildung der regulären Feldtruppen ging Haldane daran, aus der bisherigen Auxiliar-Armee eine Territorial-Armee zu schaffen, die nur zur unmittelbaren Verteidigung der Heimat bestimmt ist. Sie besteht aus Yeomanry und Volunteers. Zum ersten Male wurden jetzt für dieses Freiwilligenheer größere Verbände eingeführt, indem es ebenso wie die reguläre Feldarmee gegliedert ist. Es wird in Zukunft aus 14 Infanterie-Divisionen und 14 berittenen Brigaden bestehen, die mit Artillerie, Kolonnen und Trains ausgerüstet werden sollen. Seine Mannschaften müssen sich auf 4 Jahre verpflichten und jährlich 8 bis 14 Tage üben, die Yeomanry mindestens 18 Tage. Die Ausbildungszeit erhöht sich für die als Divisionskavallerie bei der regulären Feldarmee bestimmte Yeomanry auf 6 Monate im ersten und 15 Tage in den folgenden Jahren. An der Spitze der Territorial-Divisionen stehen aktive Generalmajore und auch die Brigadekommandeure sind zum größten Teil aktive Offiziere. Im übrigen aber setzt sich das Offizierkorps aus den Offizieren der Yeomanry und Volunteers zusammen. Die Territorial-Divisionen unterstehen im Frieden den kommandierenden Generalen der Commands, in denen sie stehen, während alle Verwaltungsangelegenheiten von besonders eingesetzten Behörden der Grafschaften, den County Associations, geregelt werden sollen. Im Mobilmachungsfalle soll die Territorial-Armee sofort zu den Fahnen gerufen werden, und man hofft, daß es dann möglich sein werde, durch vervollkommnete Ausbildung ihren militärischen Wert zu erhöhen; man nimmt an, daß hierzu unter allen Verhältnissen genügend Zeit bleiben werde. Der Kriegsminister erwartet sogar von dem Patriotismus seines Volkes, daß ganze Auxiliar-Divisionen sich im Falle der Not zur Verwendung außer Landes bereit erklären werden.

Wenn diese Haldanesche Reform, wie sie gedacht war und Gesetz geworden ist, sich in allen ihren Teilen als durchführbar erweist, so darf wohl behauptet werden, daß sie alles erreicht hat, was auf dem Fundamente des Werbe- und Freiwilligen-Systems zu erreichen ist. Doch muß allerdings erst die Zukunft lehren, ob das englische Volk dem genialen Organisator seiner Kriegsmacht seine Unterstützung leihen wird. Denn da es keinen gesetzlichen Zwang gibt, durch den eine genügende Zahl von Rekruten sichergestellt werden könnte, so ist man eben auf den guten Willen des einzelnen angewiesen. Darauf muß überhaupt bei allen Heereseinrichtungen in England Rücksicht genommen werden; man kann nicht annähernd dieselben Anforderungen stellen, wie in kontinentalen Staaten mit allgemeiner Wehrpflicht und wie sie bei einer kurzen Dienstzeit unerläßlich sind. Aber was man hier in 1 bis 2 Jahren lernen muß, kann man dort auf 7 Jahre verteilen. Der Kriegsminister ist sich wohl bewußt, daß besonders die neugebildete Territorial-Armee viel größere Anforderungen an die Opferfreudigkeit der Nation stellt, wie die alte Auxiliar-Armee. Er hofft aber, daß das Land hierzu bereit sein werde. Zunächst hat sich, ein in England ungewöhnlicher Vorgang, König Eduard selbst zum Herold seines Kriegsministers gemacht. Er hat vor kurzem mit großer Feierlichkeit die Lord Lieutenants als Vorsitzende der County

Associations empfangen und ihnen die Erwartung ausgesprochen, daß sie ihre Kräfte der großen Aufgabe widmen würden, die ihnen bei der Territorial-Armee zugefallen sei.

Auch in der Armee sind die tadelnden Stimmen mehr und mehr verstummt. Sir John French, Lord Methuen u. a. haben sich in zustimmendem Sinne geäußert und auch der greise Vorsitzende der National Service League, Lord Roberts, findet manches Annehmbare an Haldanes Werk. So darf man sich wohl der Hoffnung hingeben, daß es gelingen wird, alle Schwierigkeiten zu überwinden, und dann wäre folgendes für die Landmacht Englands erreicht:

1. Übereinstimmung von Friedens- und Kriegsgliederung der regulären Armee.
2. Genügend starke Reserve für die reguläre Feldarmee. Hierdurch möglich geworden:
3. Verstärkung der für den Auslandskrieg bestimmten Streitkräfte.
4. Eine einheitlich organisierte, zweckmäßig gegliederte Territorial-Armee zur Verteidigung des Mutterlandes.

Von alledem interessiert den kontinentalen Soldaten naturgemäß am meisten die reguläre Feldarmee, weil sie dazu bestimmt ist, unter Umständen in einem europäischen Kriege mitzuwirken. Daher sollen im folgenden die taktischen Anschauungen, nach denen diese Armee ausgebildet ist und auf dem Schlachtfelde handeln wird, flüchtig beleuchtet werden. Näheres findet sich im dritten Jahrgang dieser Zeitschrift*) in einem Aufsatze des Majors Balck, der etwa dasselbe Thema behandelt.

Die reguläre englische Feldarmee ist ihrem militärischen Werte nach gut. Seitdem vor dem wohlgezielten Feuer der Buren die veraltete Stoßtaktik zusammenbrach, ist man mit großer Energie daran gegangen, die auf blutgetränkten Schlachtfeldern gewonnenen Erfahrungen für die Ausbildung nutzbar zu machen. Mit reger Aufmerksamkeit hat man auch die Ereignisse in Ostasien verfolgt. Englische Offiziere haben auf den Gefechtsfeldern der Mandschurei studiert und überall auf den Manöverfeldern der großen Militärstaaten sind sie, um zu beobachten, zu vergleichen und zu lernen. Und das Erlernte wird in der Heimat von dem in seiner heutigen Gestalt auch erst von Haldane ins Leben gerufenen Generalstab bearbeitet und der Truppe zugänglich gemacht. Von Jahr zu Jahr geschieht mehr für die Ausbildung im gefechtsmäßigen Schießen und im Felddienst. Groß angelegte Manöver sind in England heute ebenso gebräuchlich wie auf dem Kontinent. Die neuesten Vorschriften für die verschiedenen Waffen und das Combined Training von 1905 entsprechen durchaus modernen Anschauungen, wenn sie auch vielfach durch unter außergewöhnlichen Bedingungen entstandene Erscheinungen aus dem Südafrikanischen und Mandschurischen Kriege beeinflußt erscheinen. Vielleicht sind jene Erfahrungen manchmal zu kritiklos

*) 1906, Seite 449 ff.

auf die Verhältnisse europäischer Kriegsschauplätze übertragen; inwieweit das der Fall ist, wird der militärisch gebildete Leser aus den späteren Ausführungen ohne weiteres entnehmen können. Ganz wesentlich wird die Übung der Truppe künftig dadurch erleichtert werden, daß sie durch Haldane eine feste kriegsmäßige Gliederung erhalten hat. Es kann daher auch nicht mehr zutreffen, was in der angezogenen Betrachtung des Majors Balck gesagt ist und früher zweifellos richtig war, daß nämlich selbst hervorragende Führer in England nicht in der Lage wären, der Truppe den Stempel ihrer Persönlichkeit aufzudrücken. Im Gegenteil ist dieses heute vielfach in ausgesprochenem Maße der Fall, so bei den Divisionen Sir John Frenchs, bei Lord Methuens und Sir Jan Hamiltons Truppen. Dies wird auch durch die dauernd für die Kolonien erforderlichen Abgaben (Drafts) nicht wesentlich beeinträchtigt, wenn auch hervorgehoben werden muß, daß diese Drafts ein schweres Hindernis für die Ausbildung der englischen Armee sind.

Der englische Soldat ist im allgemeinen ausdauernd und zäh. Die siebenjährige Dienstzeit bei der Fahne läßt ihn allen Anforderungen des Dienstes genügen; er ist willig und voller Hingabe. Eine ruhmvolle Geschichte lehrt und zahlreiche Schlachtfelder in allen Erdteilen beweisen es, daß er jederzeit für seiner Waffen Ehre zu sterben verstanden hat. Wenn auch die Disziplin auf anderer Grundlage ruht als im deutschen Heere, so hat sie doch die Verwendung der Truppe im Ernstfalle niemals in Frage gestellt.

Die Offiziere ergänzen sich aus den ersten Gesellschaftskreisen des Landes. Gesunder Sport hat ihren Körper gestählt und zur Ertragung großer Strapazen fähig gemacht. Mut und Energie sowie eine ausgesprochene Ritterlichkeit, die sich allerdings weniger in äußeren Formen zeigt, haben das britische Offizierkorps von je ausgezeichnet. Praktischer Sinn und großes Anpassungsvermögen in schwierigen Lagen sind Eigenschaften, die in den zahllosen Kolonialkriegen erworben wurden, wie denn überhaupt die bis auf die niederen Grade ausgedehnte Kriegserfahrung ein beachtenswerter Faktor ist. Durch sie wird zum Teil der Mangel an militärisch-wissenschaftlicher Ausbildung ausgeglichen, der noch vielfach besteht. Alles in allem ist der Eindruck, den der flüchtige Beobachter von dem englischen Offizier empfängt, ein sehr günstiger. Der Verfasser hatte während des letzten Manövers des Aldershot Commands häufig Gelegenheit, seine vornehme Gastfreundschaft, kameradschaftliche Zuvorkommenheit und Gefälligkeit angenehm und dankbar zu empfinden.

Bewaffnung und Ausrüstung der englischen regulären Feldarmee, besonders ihre reiche Ausstattung mit technischen Hilfsmitteln für das Nachrichtenwesen, genügen allen Ansprüchen des modernen Krieges. So ergibt sich das Urteil von selbst, daß diese Armee den meisten kontinentalen gegenüber als gleichwertig angesprochen werden muß. Dies bleibt richtig, trotzdem sie viel Eigenartiges in ihren Anschauungen und Gebräuchen hat, manches Fremde und Andersartige in ihrer Kampfesweise. Man ist

in England eben vielfach zu anderen Schlüssen aus den Ereignissen der letzten Kriege gekommen als in anderen Heeren, die ja aber auch unter sich so viele Verschiedenheiten haben. Wer wollte sagen, wo die Wahrheit liegt? Schließlich kommt es im Kriege auch weniger auf die Mittel zu dem großen Zweck des Sieges an, als vielmehr auf die Art ihrer Anwendung.

Die Formationen der englischen Infanterie im Gefecht sind im allgemeinen dieselben wie in Deutschland. Bezeichnend ist, daß in der Regel sehr frühzeitig zur geöffneten Ordnung übergegangen wird, meist schon weit außerhalb der feindlichen Feuerwirkung; auch die Reserven folgen in aufgelöster Ordnung. Die Schützenlinien sind gewöhnlich sehr dünn, ohne daß eine bestimmte Norm für alle Fälle gegeben ist; vielmehr soll sich die Frontausdehnung, wodurch ja auch die Dichtigkeit der Schützenlinien beeinflußt wird, nach dem Gefechtszwecke richten. Man kommt aber in der Praxis fast immer zu ungeheuer großen Ausdehnungen der Fronten, weil eine Schützenlinie ein um so schlechteres Ziel bietet, je dünner sie ist. Das Reglement für die Infanterie hebt die Bedeutung des Geländes scharf hervor und betont, daß in jedem Falle diejenige Form und Art des Vorgehens die beste sei, durch welche die Bodengestaltung am vollkommensten ausgenutzt werden könne. Demgemäß wird auch der Erziehung des einzelnen Schützen zum selbständigen Handeln der größte Wert beigelegt. Bei der Feuereröffnung soll berücksichtigt werden, daß von Anfang an eine überlegene Zahl von Gewehren einzusetzen ist. Die Hauptfeuerstation soll möglichst nahe an den Feind herangelegt werden. Das Reglement rechnet mit einer langen Dauer des Feuergefechtes, deshalb ist die englische Infanterie mit einem bedeutenden Patronenvorrat ausgestattet. Der Mann verfügt über 415 Patronen, nämlich 115 in den Taschen, 100 bei der großen Bagage des Bataillons, 100 in der leichten Munitionskolonne und 100 bei den Munitionskolonnen der Division. Der Schießausbildung im gefechtsmäßigen Schießen ist seit dem Burenkriege größere Aufmerksamkeit zugewandt worden, wenngleich in England die Verhältnisse für seine Förderung nicht so günstig liegen als in Deutschland.

Auffallend ist der geringe Wert, der dem Begegnungsverfahren beigelegt wird, das als solches nirgends Erwähnung findet. Dagegen behandeln die Vorschriften sehr ausführlich den Kampf um vorbereitete Stellungen und ihre Verteidigung. Bezeichnend ist, daß die Truppe vor der Entwicklung zum Angriff zu einer Art von Versammlungsformation (Position of Assembly) aufmarschiert, und zwar die Division brigadeweise, die einzelnen Brigaden nebeneinander. Grundsätzlich wird die Infanterie zum Angriff in drei Treffen gegliedert. Das erste Treffen besteht aus den Schützenlinien, Aufklärungspatrouillen und den Unterstützungstrupps, die aber, wie schon erwähnt, auch in aufgelösten Linien folgen. Das zweite Treffen hat die Aufgabe, den Angriff in den Feind zu tragen, während das dritte, das in der Regel etwa ein Viertel der Gesamtstärke betragen soll, als General-Reserve zur Verfügung des Höchstkommandierenden bleibt.

Diese Reserve soll nun grundsätzlich nicht etwa zur Erkämpfung des Sieges mit eingesetzt werden, sondern sie wird vielmehr gegen Überraschungen und Rückschläge zurückgehalten; nach errungenem Siege ist ihr die Verfolgung vorbehalten. In der Praxis zeichnet sich das Angriffsverfahren durch außerordentliche Vorsicht aus; man braucht unverhältnismäßig viel Zeit, um Gelände zu gewinnen, und kommt selten zu dem letzten, den Sieg vollendenden Stoß mit der blanken Waffe. Man darf hier wohl eine Nachwirkung des Südafrikanischen Krieges erblicken, wo man meist über deckungsloses Gelände gegen einen unsichtbaren Feind vorzugehen hatte. Im Sinne der Vorschriften ist ein solches Verfahren aber keineswegs. Sie verlangen vielmehr ausdrücklich, daß jeder Zusammenstoß einen entscheidenden Erfolg bringen müßte. Das Combined Training von 1905 führt außerdem aus, daß ein zögerndes, allzuvorsichtiges Vorgehen auf die Dauer dieselben Verluste brächte wie ein entschlossener, energischer Angriff.

Auf den Manöverfeldern der letzten Jahre bot sich nun von der Stellung des Verteidigers aus im allgemeinen folgendes Bild: Auf weite Entfernungen, vielfach auf 2 km und darüber, wurden hier und da im Gelände dünne Schützenlinien sichtbar. Man sah verschiedentlich mehrere Schützenlinien hintereinander. Jede sich bietende Deckung nutzten sie sorgfältig aus und boten ein um so schlechteres Ziel, als auch die Farbe ihrer Uniform sich wenig von der Bodenbedeckung abhob. Bei wirksamer werdendem feindlichen Feuer nisteten sich die vordersten Schützen im Gelände ein, unaufhörlich verstärkt von folgenden dünnen Linien. Erst nachdem sie so genügend stark geworden waren, eröffneten sie das Feuer. Von jetzt an geschah ihre weitere Vorwärtsbewegung entweder kriechend, gruppenweise oder durch einzelne Leute oder auch in kurzen schnellen Sprüngen größerer und kleinerer Abteilungen, die dem Gegner kaum Zeit ließen, das günstige Ziel zu erfassen. Weder durch ungewöhnliche Bewegung noch durch Kommandos kündigten sich diese Sprünge an. Wo gute Deckung vorhanden war, gingen größere Abteilungen im Schritt oder langen Sprüngen vor. Sobald die vordersten Schützen so nahe herangekommen waren, daß ein weiteres Vorgehen bei Tage nur unter schweren Verlusten möglich erschien, schufen sie sich liegend mit dem Spaten flüchtige Deckung und warteten zu weiterem Vorgehen die Dunkelheit ab. Schon vorher bei einbrechender Dämmerung waren einzelne gewandte Leute vorgekrochen, um sich näher am Feinde an besonders günstigen Punkten festzusetzen. In ihre Linie folgte dann das Gros nach dem Eintritt der Nacht und grub sich ein. Auch wurden Maschinengewehre und einzelne Geschütze bis dorthin mit vorgenommen. Von dieser Stellung aus soll der Feind bei Tagesanbruch mit lebhaftem Feuer kurze Zeit überschüttet werden, worauf alles gleichzeitig zum Sturm vorbricht. Doch ist es hierzu im Manöver selten gekommen, weil der Gegner meist schon vorher, auch unter dem Schutze der Nacht, seine Stellung geräumt hatte.

Bei der Verteidigung gliedert sich die Infanterie ähnlich wie zum Angriff in die vordere Linie mit Unterstützungstrupps, in die Abschnittsreserven und die Hauptreserve. Die Vorschriften betonen, daß nur der aktiven Verteidigung ein Erfolg beschieden sein könne. So ist es denn die Aufgabe der aus allen Waffen zusammengesetzten Hauptreserve, den zum Sturm ansetzenden Angreifer ihrerseits anzugreifen. Im Manöver wurden diese Gegenangriffe meist, jedoch nicht immer, gegen einen feindlichen Flügel gerichtet, wo sie dann aber bei der ungeheuren Ausdehnung der angreifenden Truppen auf den Verlauf des Ganzen nur geringen Einfluß ausüben konnten. Hatten doch im letzten Manöver des Aldershot Commands zwei Flaggen-Territorial-Divisionen, deren Stärke vielleicht 20 000 Mann betragen haben würde, eine Verteidigungsstellung von 11 km eingenommen, der gegenüber sich die beiden schwachen Divisionen des Angreifers auf über 14 km ausdehnten.

Bei der fortifikatorischen Verstärkung einer Stellung wird großer Wert auf Scheinanlagen gelegt. Zweifellos hat wohl der Mandschurische wie auch der Südafrikanische Krieg gezeigt, daß sie häufig von einiger Bedeutung werden können. Auch ein Mittelding zwischen ihnen und vorgeschobenen Stellungen, ebenso hauptsächlich auf Täuschung des Gegners berechnet, findet häufig Anwendung. Es läßt sich schwer eine treffende Bezeichnung dafür finden. Vielleicht aber kann man diese Art Anlagen am besten mit „Scheinstellungen“ bezeichnen. Sie werden meist mit Kavallerie oder berittener Infanterie besetzt, auch mit Maschinengewehren und einzelnen Geschützen versehen. Diese Scheinstellungen finden sich sowohl vor der Front der Hauptstellungen, um den Gegner zu frühzeitiger Entwicklung zu zwingen, als auch seitwärts derselben in der Hoffnung, Teile des Angriffs in falscher Richtung abzulenken. Die britische Infanterie besitzt große Fertigkeit in der schnellen Herstellung flüchtiger, schwer erkennbarer Deckungen.

Bei der Ausbildung der Kavallerie wird dem Gefecht zu Fuß die Bedeutung beigelegt, die ihm aller Wahrscheinlichkeit nach in zukünftigen Kriegen zukommt; in ihm hat der englische Reiter eine bemerkenswerte Gewandtheit erlangt. Seine ungemein praktische Uniform, die von der der Infanterie für das Auge des Gegners überhaupt nicht zu unterscheiden ist, das leichte Armeegewehr, welches er führt und die sehr reichliche Munitionsausrüstung, im ganzen 400 Patronen pro Mann einschließlich der bei den Kolonnen der Infanterie-Divisionen befindlichen 100, befähigen ihn zur Durchführung eines ernsthaften Gefechts von längerer Dauer. In den ersten Jahren nach dem Burenkriege wurde das Gefecht zu Fuß so sehr bevorzugt, daß die englische Reiterei mehr eine berittene Infanterie zu werden drohte; wurde doch selbst gegen feindliche Kavallerie mit Vorliebe zum Gewehr gegriffen. Doch hat sich in dieser Beziehung eine starke Reaktion fühlbar gemacht, die auch bereits in dem neuen Reglement für die Kavallerie zum Ausdruck gekommen ist. In den letzten Manövern sind denn auch wieder mehrfach Attacken beobachtet worden. Im allgemeinen scheint

man, abgesehen von der Aufklärungstätigkeit, die Aufgabe der Kavallerie in England in der Täuschung und Beunruhigung des Gegners zu sehen. Sie soll häufig aus Flanke und Rücken ein überraschendes Feuer abgeben, schnell verschwinden, um an anderer Stelle dasselbe zu wiederholen. Zu gleichem Zwecke wird ihr auch empfohlen die Nacht auszunutzen, um irgend einen Punkt im Rücken des Feindes zu erreichen und von hier aus im Morgengrauen den ahnungslosen Gegner mit Feuer zu überfallen. Grundsätzlich soll bei jedem Gefecht zu Fuß eine Reserve zu Pferde ausgeschieden werden, um gegen Überraschungen zu sichern. Auch die Verfolgung ist so gedacht, daß die Kavallerie immer wieder längs der feindlichen Rückzugsstraßen erscheint, ein schnelles Feuer in die Kolonnen wirft und so durch dauernde Beunruhigung die Auflösung der Weichenden herbeizuführen sucht. Im Armeeverbande wird zwischen Aufklärungs- und Sicherungs-Kavallerie ähnlich wie in Frankreich unterschieden. Nach englischer Ansicht kann die Kavallerie-Division, die die Aufklärung im großen zu besorgen hat, die Verschleierung der Bewegungen der eigenen Armee nicht auch noch übernehmen. Dies soll vielmehr Aufgabe der beiden neu geschaffenen berittenen Brigaden sein, die aus je zwei Bataillonen berittener Infanterie, drei Eskadrons und einer Batterie bestehen. Hierdurch wird die Kavallerie-Division von jeder Rücksicht auf die eigene Armee entbunden und erhält somit eine große Bewegungsfreiheit. Die Aufgaben der Divisionskavallerie sollen von den beiden, jeder Infanterie-Division zugeteilten Schwadronen Yeomanry wahrgenommen werden. Diese berittenen Freiwilligen haben eine sehr kurze milizartige Ausbildung genossen, und wenn sie sich auch aus Bevölkerungsschichten ergänzen, die mit dem Pferde vertraut sind, so darf doch bezweifelt werden, ob sie den zu stellenden Anforderungen genügen können. Allerdings werden sie ja bis zu einem gewissen Grade durch die berittenen Brigaden unterstützt.

Eine sehr gute Truppe ist die englische Feldartillerie. Mannschaften und Bespannungen machen einen ausgezeichneten Eindruck. Das Kaliber der fahrenden Batterien beträgt 8,4 cm, der reitenden 7,62 cm; ihre Geschütze sind dementsprechend erheblich schwerer als die deutschen. Man hält diesen Nachteil aber durch die größere Wirkung des Einzelschusses für genügend ausgeglichen. Die englische Feld-Division verfügt über nur 54 Feldgeschütze, hat aber außerdem noch zwei Haubitz- und eine Kanonenbatterie mit 16 schweren Geschützen. — Die Formationen sind etwas zahlreicher als bei uns, weil die Munitionswagen sich unmittelbar bei ihren Geschützen befinden; auch in der Marschkolonne fahren die beiden zugehörigen Munitionswagen unmittelbar hinter ihren Geschützen. In der Feuerstellung stehen nur die ersten Munitionswagen, und zwar aufgeprotzt 15 cm links neben ihren Geschützen, auf dem Flügel außerdem noch die beiden Protzen der Flügelgeschütze; die übrigen Protzen gehen zu der durch die zweiten Munitionswagen gebildeten Staffel zurück, die sich nicht weiter als 900 m rückwärts seitwärts der Batterie aufstellen soll. Man verwendet

die Artillerie in England batterie- oder gruppenweise; lange Artillerielinien werden verworfen. So sieht man auch im Manöver überall einzelne Batterien in weiten Zwischenräumen voneinander unter geschickter Ausnutzung des Geländes aufgestellt. Durch diese weite Aufstellung will man u. a. flankierendes Feuer gegen Schildbatterien ermöglichen. Die isolierte Aufstellung macht die Batterie zur Feuereinheit. Die vorzügliche Verbindung der einzelnen Batterien mit der Abteilung und höher hinauf durch Telephon und Winkerflaggen ermöglicht die einheitliche Feuerleitung. Das Feuer aus ganz verdeckten Stellungen wird im Kampf gegen Artillerie bevorzugt. Besonderer Wert wird auf die ständige Verbindung zwischen Infanterie und Artillerie gelegt; denn die wichtigste Aufgabe der Artillerie sei die dauernde Unterstützung der Infanterie; der Kampf gegen die feindliche Artillerie soll dagegen nur Mittel zum Zweck sein. Besonders hervorgehoben wird im Reglement die Vereinigung eines überwältigenden Feuers auf taktisch besonders wichtige Punkte. Da diese sich vielfach erst im Laufe des Gefechts erkennen lassen werden, so soll eine Anzahl Batterien von vornherein für diese Aufgabe bereit gestellt, also zurückgehalten werden. Das Reglement stellt überhaupt den Grundsatz auf, daß nicht die gesamte Artillerie auf einmal, sondern immer nur soviel eingesetzt werden soll, als der Gefechtszweck erheischt. Dagegen soll bei der Verteidigung mit Ausnahme einiger Batterien für die Hauptreserve die ganze Artillerie von Anfang an in Stellung gebracht werden. Aber auch hier hat die Feuereröffnung nur mit soviel Kräften zu geschehen, als die Umstände erfordern. Da, wo die Infanterie schnelle Unterstützung fordert, sollen die Geschütze jede Deckung rücksichtslos aufgeben und durch direktes Feuer wirken oder selbst bis an die Schützenlinien vorgehen. Einzelne Batterien, Züge oder Geschütze können auch von vornherein bestimmt werden, den Infanterieangriff zu begleiten.

Die schwere Artillerie wird im allgemeinen außerhalb des Wirkungsbereichs der Feldgeschütze eingesetzt. Die neue 12,8 cm Kanone, mit der die Kanonenbatterien ausgerüstet sind, ist ein außergewöhnlich leistungsfähiges Schnellfeuergeschütz mit Rohrrücklauf. Trotz seines hohen Gewichtes ist es verhältnismäßig beweglich; das Rohr kann für den Marsch durch eine einfache Vorrichtung zurückgezogen werden, so daß es auf allen vier Rädern ruht.

Dem fremden Beobachter fällt auf englischen Übungsfeldern ganz besonders die im vorhergehenden schon angedeutete große Ausdehnung der Fronten auf. Sie beträgt das Vielfache der bei uns üblichen. Zum Teil wird sie wohl hervorgerufen durch das Bestreben, Verluste nach Möglichkeit zu vermeiden: daher auch die Auflösung ganzer Divisionen in lange dünne Schützenlinien. Dann aber ist sie auch begründet durch die Sorge des Verteidigers, umgangen zu werden, während der Angreifer wiederum das Vorgehen gegen die Front scheut, das in Südafrika so viel Blut gekostet hat, ohne Erfolge zu liefern. So sucht man in weitausholenden Umgehungen des Gegners Flanke zu treffen. Wohl wird in den Vorschriften hervorgehoben, daß ein solches Verfahren nur Erfolg haben könne, wenn gleichzeitig der Gegner in der

Front festgehalten wird. Doch scheint es, als ob die allzuweite Ausdehnung dies in der Praxis nur in unzureichendem Maße erlaube. Man ist sich übrigens in England vielfach darüber klar, daß eine übertriebene Verlängerung der Fronten zum Nachteil der Tiefenstaffelung nicht allen Verhältnissen genügen könne. Hervorragende Führer haben sich in diesem Sinne ausgesprochen. Man sieht jenseits des Kanals mit offenen Augen um sich und ist durchaus nicht blind für die Mängel des eigenen Heeres. In dieser Beziehung sind z. B. sehr interessant die Bemerkungen zu den Besichtigungen, die der kommandierende General des Süd-Commands, Sir Jan Hamilton, in einer kleinen Schrift seinen Truppen zugehen ließ. Auszüge hieraus sind seinerzeit in der Tagespresse veröffentlicht worden.

Der General verurteilt hier das übliche Verfahren des allzu frühzeitigen Übergangs zur geöffneten Ordnung und die Gewohnheit, auch die Reserven stets in geöffneten Linien nachzuführen. Dies geschähe selbst da, wo das Gelände ein geschlossenes Vorgehen begünstige. Man müsse doch bedenken, daß die Truppe dadurch leicht aus der Hand der Führer kommen könnte. Überhaupt dürfe das Streben, Verluste zu vermeiden und darum Schutz im Gelände zu suchen, nicht übertrieben werden; denn es sei im Kriege sicher nicht angenehm, eine Truppe zu führen, die immer nur an Deckung denke. Bei der Kavallerie lobt der General das Reiten der einzelnen Mannschaften, tadelt aber die Bewegungen im Verbande. Hier zeige sich häufig Mangel an Geschlossenheit, der besonders bei Entwicklungen und bei der Attacke fühlbar werde. Sehr bemerkenswert ist, was Hamilton über die Führung der Kavallerie sagt. Er meint, daß ihre Führer nicht immer die wünschenswerte Schnelligkeit des Entschlusses gefunden hätten. Vielmehr habe sich häufig eine übergroße Vorsicht geltend gemacht, die eine rechtzeitige Unterstützung der bedrohten Infanterie verhindert habe. Ob dies durch Feuer oder Attacken geschehen solle, sei zunächst gleichgültig, wenn nur überhaupt etwas geschähe. Auch die der Kavallerie beigegebene reitende Artillerie müsse entschlossener und kühner eingesetzt werden. Dies sind Worte, die sich durchaus mit unseren Anschauungen decken. Unwillkürlich wird man dabei an die Einleitung unserer Felddienst-Ordnung erinnert, in der es heißt, „daß Unterlassen und Versäumnis schwerer belasten als ein Fehlgreifen in der Wahl der Mittel". Großes Lob wird der Feldartillerie gespendet, die höchstens von der japanischen übertroffen werde. Sie habe namentlich in der Anwendung des Feuers aus verdeckten Stellungen große Fortschritte gemacht. Diese Art des Feuers sei aber im Gefecht von höchster Bedeutung, da sie die Verluste vermindere und auch eine große moralische Wirkung auf den Feind habe, weil er meist nicht wissen werde, woher das Feuer komme. Noch nicht ganz auf der Höhe sei das Zusammenwirken zwischen Artillerie und Infanterie. Ihm wird auch hier der höchste Wert beigelegt und gesagt, daß es nicht richtig sei, einen vom Infanteriegefecht zeitlich getrennten Artilleriekampf zu führen. Über die Verwendung der Maschinengewehre ist General Hamilton scheinbar anderer Meinung, als zur Zeit in England üblich

ist. Er will sie in Abteilungen zusammenfassen und selbständig verwenden, während sie jetzt zu zweien auf die Bataillone verteilt sind. Hierbei leide im Frieden die einheitliche Ausbildung und im Kriege würden sich häufig Maschinengewehre an Stellen finden, wo sie nicht zu brauchen seien, während sie da, wo sie in größerer Zahl vorzügliche Erfolge haben könnten, fehlen dürften. Schließlich wird noch vor einer Überschätzung des Fesselballons gewarnt. Er müßte doch schon sehr Bedeutendes für die Aufklärung leisten, wenn der schwere Nachteil, daß man sich auf weite Entfernungen dem Feinde verrate, aufgewogen werden solle.

General Sir Jan Hamilton ist eine der hervorstechendsten Erscheinungen der englischen Armee. Er hat mit hoher Auszeichnung in Indien, Ägypten, Südafrika gefochten und ist ein typisches Beispeil für den durch Kriegserfahrung unter den verschiedenartigsten Verhältnissen gebildeten höheren englischen Offizier. Auch am Mandschurischen Feldzuge hat er auf japanischer Seite teilgenommen. Das, was er hier gesehen, ist in seinem interessanten Buche „A Staff Officers Scrap-book, London 1905" niedergelegt. Der General zeigt sich hier als scharfer Beobachter, der mit dem Blick des geborenen Führers alles Wesentliche aus dem bunten Wechsel der Erscheinungen herausgefunden hat. Seine Aufzeichnungen, obgleich naturgemäß vom englischen Standpunkte aus geschrieben und nicht immer fremden Verhältnissen gerecht werdend, sind auch für unsere Armee wertvoll genug. Sir Jan Hamilton steht mit in vorderster Reihe der Männer, die nach dem Versagen der alten Formen in Südafrika zu Bildnern und Erziehern ihres Heeres wurden. Der greise Feldmarschall Lord Roberts war der Erste, der die Konsequenzen aus den Lehren jener Tage zog und noch während des Feldzuges eine neue Taktik schuf, auf deren Grundlage sich die heutigen Anschauungen entwickelt haben. Lord Kitchener of Chartum hat seine bedeutenden Fähigkeiten, seine Energie und unermüdliche Arbeitskraft in demselben Sinne eingesetzt. Auch Lord Methuen, der neue Oberkommandierende in Südafrika, muß zugleich mit diesen Männern genannt werden und vor allem der langjährige Führer des Aldershot Commands, jetzige General-Inspekteur der englischen Armee, Sir John French. Er ist der Nachfolger des Herzogs von Connaught geworden, der sich auf diesem Posten um die Einheitlichkeit der Ausbildung große und anerkannte Verdienste erworben hat und dessen reiche Erfahrung und praktischer militärischer Verstand der Armee von großem Nutzen gewesen sind.

Die Befugnisse eines General-Inspekteurs scheinen freilich nicht sonderlich weitreichende zu sein; er kann sich eigentlich nur auf dem Umwege über den Army Council Einfluß auf den Ausbildungsgang sichern. Die Zukunft wird lehren, ob Sir John French auf die Dauer eine Stellung ertragen wird, die ihm, dem leidenschaftlichen Soldaten, keine direkte Einwirkung auf die Truppe gestattet. Man muß aber in dem jetzigen General-Inspekteur den Oberbefehlshaber der regulären Feldarmee im Kriege sehen, und darum haben, abgesehen von seiner sonstigen Bedeutung, seine taktischen

Anschauungen einen besonderen Wert. Sir John French war im Südafrikanischen Kriege bekanntlich zunächst Führer der Kavallerie-Division; als solcher hat er es verstanden, seinen Namen zu einem der gefürchtetsten beim Feinde zu machen. Damals setzte er seine Division mit kühnem Wagemut und rücksichtsloser Energie ein, und viele haben in ihm einen bloßen Draufgänger sehen wollen. Das ist er sicher nicht. Sir John French ist zwar auch heute noch ein Anhänger des offensiven Gedankens; aber er paart die operative Kühnheit mit großer taktischer Vorsicht. So zeigt er eine große Vorliebe für die Ausnutzung der Nacht beim Angriff. Er selbst äußerte sich hierüber nach einem Vortrage in der Aldershot Military Society etwa in folgendem Sinne: Er sei überzeugt, daß nächtliche Operationen im nächsten Kriege eine große Rolle spielen würden. In den tagelangen Schlachten der Zukunft müßten alle Bewegungen der Infanterie und Artillerie, wie auch die Schanzarbeiten des Nachts ausgeführt werden. General French scheint unbeschadet des offensiven Geistes, der ihn im Großen beseelt, ein Anhänger der taktischen Defensive zu sein, die er allerdings höchst aktiv geführt wissen will. So sagte er bei der erwähnten Gelegenheit, daß der Erfolg im Kriege vom Gegenangriff abhinge. Es ist wohl seine Ansicht, daß die numerisch schwache englische Armee — meist in die Verteidigung gedrängt — durch geschickte Gegenangriffe große Erfolge erringen könne. In seinen Bemerkungen zu den letztjährigen Manövern weist er, ganz im Sinne von Sir Jan Hamilton, darauf hin, daß die wichtigste Aufgabe der Artillerie die Unterstützung der Infanterie sei. Die Artillerie ließe sich immer noch von der feindlichen zu Maßnahmen bestimmen, welche dieser Forderung zuwiderliefen. Im übrigen wird erneut betont, daß sie bestrebt sein müsse, flankierend zu wirken. Ganz besonders sollen sich dies die schweren Kanonenbatterien gesagt sein lassen, die durch die große Tragweite (über 10 km) ihrer Geschütze befähigt werden, auf diese Weise bedeutende Erfolge zu erringen. Zum Schluß seiner Bemerkungen fordert General French die Divisionskommandeure wie alle höheren Führer auf, den Unterführern mehr Freiheit und Selbständigkeit des Handelns zu lassen. Es gäbe immer noch Divisionskommandeure, die jedes Bataillon selbst führen wollten. Das sei in der modernen Schlacht mit ihren großen Ausdehnungen unmöglich und hätte zur Folge, daß die Unterführer in Lagen versagten, die einen raschen selbständigen Entschluß von ihnen forderten.

In diesem letzten Gedanken tritt der weite Abstand besonders hervor, der die taktischen Anschauungen, die bei Beginn des Südafrikanischen Krieges in England maßgebend waren, von denen der Gegenwart trennt. Diese sind ihrer Theorie nach im besten Sinne modern. Die englische Armee, die nach ihnen von berufenen Führern geschult wird, der ein bedeutender Organisator eine kriegsgemäße natürliche Gliederung gegeben hat, steht heute Achtung heischend auch vor den kontinentalen Heeren da.

v. Heydebreck,

Major im Großen Generalstabe.

## Heeresentwicklung und Finanzen in Italien.

Wenn auch König Viktor Emanuel II. von Sardinien aus dem Hause Savoyen bereits am 17. März 1861 den Titel eines Königs von Italien annahm und das Jahr 1866 den Anschluß der venezianischen Provinzen an das Reich herbeiführte, so ist doch erst mit der Einnahme von Rom am 29. September 1870 (venti Settembre!) und der Verlegung des Regierungssitzes in die Ewige Stadt die Errichtung des italienischen Nationalstaates nach außen hin vollendet worden.

Es konnten nunmehr erst die Grundlagen des Staates einheitlich geregelt und dauernd sichergestellt werden. Die italienische Armee wurde umgestaltet, und ihre Entwicklung ist natürlich in erster Linie mit abhängig von der Finanzlage des Staates gewesen. Man kann daher nur dann zu einer richtigen Würdigung des italienischen Heeresausbaues gelangen, wenn man ihn im Zusammenhang mit den Finanzen betrachtet.

Das Königreich Sardinien trat mit einer großen Schuldenlast in den Verband des neuen italienischen Nationalstaates ein, eine Folge der Politik Cavours, der wohl als Finanzminister für den Staat gesorgt hatte, aber vor der großen politischen Aufgabe der Einigung Italiens die Sparsamkeit zurücktreten lassen mußte. Die übrigen Staaten, welche sich dem neuen Reiche anschlossen, litten unter einer sehr ungleichen Steuerbelastung und unter schlechten finanziellen Verhältnissen. Im Jahre 1861 belief sich das Defizit des Budgets auf 500 Millionen Lire, das erste Gesamtbudget für alle Teile des Königreichs vom Jahre 1862 schloß mit einem Defizit von über 400 Millionen ab. Außer der Übernahme der im schlechten Zustande befindlichen Finanzen haben die Wehrhaftmachung des Landes, die Kolonialpolitik in Afrika*) und vor allem drei schwere Geld- und Handelskrisen auf die Finanzwirtschaft Einfluß gehabt. Nach 1861 erfolgte der Versuch der Sanierung größtenteils durch Verkauf der geistlichen Güter. Infolge der hoch angeschwollenen Staatsschuld und des Zusammenbruchs verschiedener Unternehmungen trat eine große Krisis ein. Den

*) Nach der Besetzung von Tunis durch Frankreich im Jahre 1881 lenkte Italien seine kolonialen Pläne auf Eritrea und Abessinien. Die Ausgaben für koloniale Zwecke betrugen infolge des unglücklichen Krieges gegen Abessinien allein für das Jahr 1895/96 etwa 120 Millionen.

Höhepunkt des Defizits mit etwa 720 Millionen wies das Kriegsjahr 1866 auf. Durch Verkauf der Staatsdomänen, größte Sparsamkeit, hohe Besteuerung des Brotes trat ein Umschwung ein, besonders nach dem Jahre 1870, so daß sich im Jahre 1874 das Defizit bis auf etwa 35 Millionen verringerte, trotzdem es noch 1873 82 Millionen betragen hatte und eine an der Wiener Börse beginnende große Krisis in den europäischen Ländern eingetreten war. 1875 bestand bereits ein Überschuß von 21 Millionen, der 1881 auf etwa 51 Millionen gestiegen war.

In der folgenden Zeit sind die meisten Aufwendungen für das Heer erfolgt. Infolge der französischen Besetzung von Tunis im Jahre 1881 vollzog sich die Annäherung Italiens an Deutschland und Österreich, die zum Dreibund führte. Wieder trat ein Rückgang der Finanzen ein. Der Staat verkaufte die Eisenbahnen, die erst seit 1905 wieder endgültig in seinen Betrieb getreten sind. Ende der 80er Jahre trat ein großer Bau- und Bankkrach ein, der 1887/88 ein neues Defizit von 57 Millionen, 1888/89 ein solches von 230 Millionen im Gefolge hatte.

Sonnino, der später 1906 kurze Zeit Ministerpräsident war, damals Finanzminister im Ministerium Crispi, rettete die Finanzen des Staates durch sehr drückende Abgaben, wie durch Steuererhöhung, Getreidezölle und Einführung des Salz- und Tabakmonopols, so daß im Jahre 1896 trotz der Niederlage in Afrika das Gleichgewicht wieder hergestellt wurde. Von dieser Zeit ab sind stetig Fortschritte zu verzeichnen. Für das Jahr 1906/07 soll sich ein Überschuß von 75 Millionen ergeben. Man sieht, wie nach einem ungeheueren Defizit und trotz wiederholter Krisen allmählich bessere finanzielle Verhältnisse herbeigeführt werden.

Naturgemäß mußte die Entwicklung des Heerwesens hierauf Rücksicht nehmen. Neuerdings ist die Steuerkraft des Landes im Wachsen, die Industrie hat sich, besonders in Ober-Italien sehr entwickelt. Aber trotzdem ist die günstige Finanzlage zum größten Teil das Ergebnis von:

1. großer Sparsamkeit und Verschiebung notwendiger Ausgaben, wie Eisenbahnen, Heerwesen, Sorge für die in der Entwicklung zurückgebliebenen südlichen Provinzen und für Sardinien;
2. dem drückenden Salz- und Tabakmonopol;
3. den hohen Verbrauchssteuern auf die notwendigsten Nahrungs- und Genußmittel usw., wie Kaffee, Zucker, Petroleum, deren Preise zum Teil dreimal so hoch sind wie bei uns.

Während in Deutschland an direkten Steuern auf den Kopf der Bevölkerung 8,41 Mark, an indirekten Steuern 13,20 Mark entfallen, betragen die Sätze für Italien 15,91 und 20,00 Mark. Die Finanzlage Italiens ist also nicht so glänzend, wie es beim ersten Blick erscheint. Wenn eine bedeutende Erleichterung der Verbrauchssteuern und Monopole erfolgt, würde das Gleichgewicht des Budgets bedroht sein. Man darf daher den finanziellen Aufschwung Italiens in letzter Zeit auch nicht über-

schätzen. Die verzinsliche Staatsschuld betrug im Jahre 1898/99 über 12 Milliarden, so daß in diesem Jahre für die Zinsen etwa 1/2 Milliarde, gleich 1/3 aller Ausgaben verwandt werden mußte. Im allgemeinen ist die Staatsschuld jetzt stabil. Ein Beweis für die Besserung der finanziellen Verhältnisse ist auch die im Jahre 1906 erfolgte allmähliche Konvertierung der 4prozentigen (nominell 5prozentigen) Rente bis auf 3 1/2 % zu einer Zeit, als der Zinsfuß sonst überall im Steigen begriffen war. Das Parlament entschied innerhalb 24 Stunden über die Vorlage. Der größte Teil der Rente war vom Auslande nach Italien zurückgeflossen. Durch die Konvertierung wird eine jährliche Entlastung des Budgets bei 3 3/4 % um 20 Millionen und bei 3 1/2 % um 40 Millionen herbeigeführt.

Das Gesamtvermögen des italienischen Volkes wird nach einer Statistik für die Zeit von 1875 bis 1880 auf 45 1/2 Milliarden, für die Zeit von 1885 bis 1890 auf 54 Milliarden berechnet, während das französische Nationalvermögen 210 Milliarden, das englische 250 Milliarden betragen sollte. Für das Jahr 1905 berechnen andere Quellen das Gesamtvermögen für Italien auf 65 oder 80,9 Milliarden, für Frankreich auf 214 oder 248 Milliarden, für Deutschland auf 184,5 oder 206 Milliarden. Die Bevölkerungszahl betrug 1905 für Italien 32,5 Millionen, für Frankreich 38 Millionen und für Deutschland 56,4 Millionen. Auf den Kopf der Bevölkerung gerechnet ergeben sich: für Italien 2000 Lire, für Frankreich 5540 Lire, für Deutschland 3270 Lire. Während also Frankreich einen großen Vorsprung besitzt, nähert sich Italien bereits Deutschland.

Das jetzige italienische Heer, das in den Jahren 1859 bis 1861 entstand, und durch Venezien, die oberitalienischen Kleinstaaten, den Kirchenstaat, das Königreich beider Sizilien neuen Zuwachs erhielt, hat seine Hauptwurzel im piemontesischen Heere des Königreichs Sardinien, dessen Dynastie Savoyen seit alters her eng mit dem Lande verwachsen war. Das zur Zeit der Herrschaft Napoleons I. aufgelöste piemontesische Heer entstand 1814 von neuem mit sechs Infanterie-Brigaden und vier Kavallerie-Regimentern. Als sich 1848 Sardinien in den Dienst der nationalen Sache stellte und den Krieg gegen Österreich begann, bestand das Heer aus: 20 Infanterie-Regimentern, einem Bersaglieri-Bataillon*), fünf Kavallerie-Regimentern, einem Feldartillerie-Regiment zu zwölf Batterien. In einer Stärke von 50 000 Mann wurde es 1848 bei Custozza, in einer solchen von 90 000 Mann 1849 bei Novara geschlagen. Infolge der letzten Niederlage dankte König Albert von Sardinien ab, und sein Sohn Viktor Emanuel II. bestieg den Thron. Ihm war es beschieden, die nationale Einigung herbeizuführen.

Da die überall entstehenden Freischaren keine besonderen Erfolge aufzuweisen hatten, war die ganze Hoffnung des Volkes auf das piemontesische Heer gerichtet. Trotz großer finanzieller Schwierigkeiten haben Cavour und Alfonso La Marmora

*) Die Bersaglieri entsprechen den Jägern und Schützen.

das Heer weiter ausgebildet. Es beteiligte sich auch mit 20 000 Mann am Krimkriege auf der Seite der Verbündeten und bekundete so die werdende Großmacht vor aller Welt.

Im Kriege von 1859 kämpften 70 000 Italiener an der Seite von 120 000 Franzosen gegen Österreich. Das Heer war für den Krieg in fünf Divisionen, eine Kavallerie-Division und eine Artillerie-Reserve gegliedert und bestand aus zehn Infanterie-Brigaden zu zwei Regimentern (mit vier Bataillonen), zehn Bersaglieri-Bataillonen, neun Kavallerie-Regimentern, einem Feldartillerie-Regiment zu 15 fahrenden, zwei reitenden und drei Positions-Batterien. Außerdem nahm ein Freikorps, die Alpenjäger unter Garibaldi, am Kriege teil. Der Frieden von Villafranca gab Italien die Lombardei, und von nun an erfolgte die Umwandlung in das italienische Heer. Es wurden neu aufgestellt: sieben Infanterie-Brigaden, sechs Bersaglieri-Bataillone, drei Kavallerie-Regimenter und ein Feldartillerie-Regiment.

1860 wurden infolge von Volksabstimmungen Toskana, die Emilia und Romagna einverleibt und durch Angliederung der dortigen Truppen das Heer auf 52 Infanterie-Regimenter, 27 Bersaglieri-Bataillone, 17 Kavallerie-, vier Feldartillerie-, drei Festungsartillerie-Regimenter gebracht. 190 000 Mann sollten im Kriegsfalle in 14 Infanterie-Divisionen und eine Kavallerie-Division gegliedert werden.

Der Kirchenstaat wollte naturgemäß die Abbröckelung der zu seinem Gebiet gehörenden Romagna nicht dulden und wurde von König Franz II. beider Sizilien unterstützt. Während 1860 Garibaldi durch den Zug der Tausend die Bourbonen-Herrschaft beseitigte, befahl Viktor Emanuel II. den Einmarsch in die Marken und Umbrien, wo die päpstlichen Truppen geschlagen wurden. Durch Volksabstimmung wurden Neapel, Sizilien, die Marken, Umbrien einverleibt und im März 1861 das Königreich Italien proklamiert. Es gab nunmehr ein italienisches Heer. Sechs Infanterie-Brigaden, neun Bersaglieri-Bataillone traten neu hinzu. Bei der Kavallerie wurden die Regimenter zu sechs Eskadrons gebildet.

1862 erfolgte die Aufstellung von sechs neuen Infanterie-Brigaden. Große Schwierigkeiten ergaben sich durch die Aufnahme bzw. Auflösung des alten bourbonischen Heeres und der Freischaren Garibaldis, die von 1000 auf 50 000 angewachsen waren. 1863 und 1864 wurden ein Feldartillerie-Regiment, vier Bersaglieri-Bataillone, zwei Kavallerie-Regimenter neu gebildet.

So standen für den Krieg von 1866 gegen Österreich 20 Infanterie-Divisionen, eine Kavallerie-Division, eine Artillerie-Reserve zur Verfügung, aus denen für den Feldzug vier Armeekorps zu je vier Divisionen und einer Kavallerie-Brigade sowie ein starkes Armeekorps (die Po-Armee) zu acht Divisionen und zwei Kavallerie-Brigaden gebildet wurden. Die Infanterie-Regimenter hatten vier Bataillone. Nach der Niederlage von Custozza wurde das Heer in sieben Armeekorps und daneben das Freikorps unter Garibaldi eingeteilt. Es erfolgten weitere Neubildungen, die

aber bis auf fünf Bersaglieri-Bataillone nach dem Kriege wieder aufgelöst wurden. Auch das Freikorps von Garibaldi verfiel diesem Schicksal.

Mit dem Jahre 1866 war ein gewisser Abschluß erreicht. Der schnelle Zuwachs des italienischen Heeres hörte auf. Es beginnt jetzt die Zeit, wo das alte piemontesische Heer und die neu hinzugetretenen Truppenteile eng miteinander verschmolzen wurden. In der Finanzwirtschaft war, wie schon oben hervorgehoben, äußerste Sparsamkeit erforderlich. Die Vermehrungen waren nur möglich gewesen in stetem Hinblick auf die Forderungen der politischen Lage.

Das Heeresbudget betrug 1867 nur 140 Millionen Lire. Mit der Einnahme Roms im Jahre 1870 war das Königreich Italien in seiner jetzigen Gestaltung geschaffen. Es erfolgte nun die vollständige Reorganisation des italienischen Heeres, hauptsächlich unter Anlehnung an deutsche Verhältnisse und mit möglichst sparsamer Wirtschaft. So werden die Regimenter zu drei anstatt zu vier Bataillonen formiert. Die allgemeine Wehrpflicht wurde durch das Gesetz von 1871 unter Abschaffung von Stellvertretung und Loskauf angebahnt und 1875 endgültig eingeführt.

Im wesentlichen bestehen noch jetzt die Bestimmungen des Wehrgesetzes von 1875*) mit dreijähriger Dienstzeit. Im Jahre 1873 wurde das Land für den Frieden in sieben Armeekorps-Bezirke**) mit 16 Divisionen eingeteilt, während die Kriegsformation zehn Armeekorps mit 20 Divisionen betrug. Erst 1877 wurde letztere Einteilung auch für den Frieden eingeführt.

1883, also zur Zeit der Annäherung Italiens an Deutschland und Österreich und der Bildung des Dreibundes, wurden zwölf Armeekorps mit 25 Divisionen gebildet; diese Einteilung ist bis jetzt geblieben. Aber noch heute fordern viele, darunter auch militärische Kreise die Einteilung des Heeres in zehn Armeekorps einerseits, um Ersparnisse zu erzielen und andererseits, um in der Lage zu sein, die in Italien sehr schwachen Friedensstämme***) zu erhöhen und so eine bessere Ausbildung und Kriegsvorbereitung zu gewährleisten. Die Begründung des Budgets

*) Wehrpflicht vom 20. bis zum 39. Lebensjahre, 8 Jahre im stehenden Heere, davon 3 Jahre bei der Fahne, 4 Jahre bei der Mobilmiliz (Landwehr I), 7 Jahre bei der Territorialmiliz (Landwehr II und Landsturm, z. T. unausgebildet). Die dreijährige Dienstzeit ist aber nicht ganz durchgeführt. Augenblicklich dienen 70 v. H. 3 Jahre, 27 v. H. 2 Jahre, der Rest 1 Jahr. Bei Zurückstellung wird in Italien die Verschiebung der Dienstzeit voll angerechnet, ein zweimal Zurückgestellter dient somit nur 1 Jahr.

**) Italien ist im Frieden in Territorial-Bezirke (Armeekorps und Divisionen) eingeteilt. Die Stärken der Armeekorps sind im Frieden sehr verschieden, die Einteilung entspricht nicht der Kriegsgliederung. In Ober-Italien liegt etwa die Hälfte der Infanterie, $^2/_3$ der Kavallerie und Artillerie, $^3/_4$ der Genietruppen. Ein Armeekorps hat im Frieden überhaupt keine Kavallerie und Feldartillerie.

***) Der Friedensstand einer Infanterie-Kompagnie beträgt z. B. 55 bis 100 Mann, je nach der Zeit forza massima (nach Eintritt der Rekruten) oder der Zeit der forza minima (nach der Entlassung des ältesten Jahrgangs).

von 1907/08 (Relazione della Giunta generale del Bilancio 1907/08) tritt daher dieser Frage näher und spricht sich dagegen aus. Einerseits mache die Großmachtstellung Italiens die Beibehaltung von zwölf Armeekorps erforderlich, die ja auch der Kriegsgliederung entsprechen, zumal Italien geringere militärische Lasten wie andere Staaten zu tragen habe, und andererseits seien die zu machenden Ersparnisse nicht im entferntesten so groß, wie man meist annehme. Die etwaige Ersparnis wird auf 15 Millionen Lire, nicht wie angenommen, auf 30 Millionen Lire berechnet. Die Begründung dieses Budgets bringt ferner eine Entwicklung der Heeresausgaben Italiens und interessante Vergleiche mit anderen Staaten. Die folgenden Ausführungen über die Heeresausgaben Italiens seit der Reorganisation nach 1870 stützen sich zum Teil auf die Angaben dieses Budgets.

| Jahr | Ordentliche Ausgaben | Außerordentliche Ausgaben | Summe | Bemerkungen |
|---|---|---|---|---|
| 1872 | 151 957 636 | 14 083 439 | 166 041 076 | Bildung der Alpinis (15 Komp.). |
| 1873 | 156 093 609 | 20 567 456 | 176 661 065 | Vermehrung der Alpinis (24 Komp.). |
| 1874 | 165 706 381 | 17 503 226 | 183 209 607 | |
| 1875 | 164 491 615 | 14 355 648 | 178 847 263 | |
| 1876 | 164 226 523 | 21 503 687 | 185 730 210 | |
| 1877 | 171 853 857 | 35 345 489 | 207 199 346 | Bildung von 10 A. K. an Stelle von 7. |
| 1878 | 169 534 899 | 37 350 988 | 206 885 887 | Vermehrung der Alpinis (36 Komp.). |
| 1879 | 172 394 697 | 14 805 988 | 187 200 685 | |
| 1880 | 190 037 883 | 90 862 749 | 209 900 632 | |
| 1881 | 185 540 091 | 23 726 666 | 209 266 757 | |
| 1882 | 188 443 383 | 44 041 666 | 232 485 049 | Bildung von 12 A. K. |
| 1883 | 197 394 347 | 56 931 666 | 254 236 013 | Vermehrung um 2 Kav. Regter. auf 22. |
| 1884 (1. Halbj.) | 106 325 872 | 11 518 912 | 117 844 784 | |
| 1884/85 (1. 7. — 30. 6.) | 204 758 827 | 47 111 400 | 251 870 227 | |
| 1885/86 | 208 301 327 | 43 205 000 | 251 506 327 | |
| 1886/87 | 214 353 591 | 48 144 403 | 262 497 994 | |
| 1887/88 | 225 028 688 | 53 620 000 | 278 648 688 | Verdopplung der Feldart. Regter. |
| 1888/89 | 235 028 258 | 152 790 000 | 387 818 258 | Vermehrung um 2 Kav. Regtr. |
| 1889/90 | 238 762 694 | 44 684 460 | 283 447 154 | Umbildung der Alpinis zu 7 Regtern. |
| 1890/91 | 234 898 387 | 32 548 926 | 267 447 313 | Umbildung der Genie-Truppe zu 4 Regtern. |
| 1891/92 | 229 038 748 | 18 018 412 | 247 057 160 | |
| 1892/93 | 224 768 451 | 12 993 551 | 237 762 002 | |
| 1893/94 | 221 448 507 | 15 376 109 | 236 824 616 | |
| 1894/95 | 208 968 180 | 15 229 229 | 224 197 409 | |
| 1895/96 | 208 088 183 | 15 767 185 | 223 855 368 | |
| 1896/97 | 210 695 850 | 16 274 750 | 226 970 600 | |
| 1897/98 | 220 907 740 | 16 727 734 | 237 635 474 | |

| Jahr | Ordentliche Ausgaben | Außerordentliche Ausgaben | Summe | Bemerkungen |
|---|---|---|---|---|
| 1898/99 . . . | 221 268 332 | 16 274 105 | 237 542 437 | |
| 1899/00 . . . | 222 916 770 | 16 303 390 | 239 220 160 | |
| 1900/01*) . . | 223 033 600 | 16 031 458 | 239 065 058 | Rationen an Inf. Hauptleute mit Dienstalter von über 4 Jahren. |
| 1901/02 . . . | 223 116 547 | 17 032 685 | 240 149 232 | Umbildung der Genie-Waffe zu 5 Regtern. und 1 Eisenbahn-Batl. |
| 1902/03 . . . | 222 856 444 | 17 333 642 | 240 190 086 | |
| 1903/04 . . . | 222 308 991 | 18 540 958 | 240 849 949 | Gehaltserhöhung der Subalternoffiz. (durch Ersparnis gedeckt). |
| 1904/05 . . . | 223 169 058 | 18 145 258 | 241 314 316 | |
| 1905/06 . . . | 227 912 833 | 23 611 935 | 251 524 768 | Infolge frühzeitiger Rekruteneinberufung (im Herbst statt im Frühjahr) Extrakredit von 11 Millionen. |

Die Tabelle gibt die Heeresausgaben für die Zeit von 1872 bis 1906 einschließlich an. Hierbei sind nur die wirklichen Ausgaben für das Heer gerechnet, ohne allgemeine Ausgaben und Pensionen (etwa 35½ Millionen). Zu bemerken ist noch, daß im Budget die Ausgaben für die Gendarmerie (Carabinieri**) mitenthalten sind, die bei anderen Staaten auf das Budget des Innern entfallen und in Italien augenblicklich etwa 29 Millionen betragen. Diese Summe ist also bei Vergleich mit anderen Staaten abzuziehen.

Seit 1873 ist das italienische Heer***) nur um etwa 90 000 Mann vermehrt worden (von 183 000 auf 273 000 Mann vorgeschriebener Stärke — forza organica —), während Deutschland seine Armee um die doppelte Zahl vergrößert hat. Italien hat fünf Armeekorps und neun Divisionen, Österreich 17 Divisionen mit 143 000 Mann, Frankreich 158 000 Mann neu aufgestellt.

Die bedeutende Vermehrung der italienischen Heeresmacht in den Jahren 1882 und 1883 war noch durch die sich stetig bessernde finanzielle Lage, die zu Überschüssen im Budget geführt hatte, sehr begünstigt gewesen. Die innere Ausgestaltung aber litt in der Folge unter dem Rückgange der Finanzen. Gerade in dieser Zeit wurde wieder lebhaft der Gedanke der Wiederauflösung der neu gebildeten Armeekorps geltend gemacht, aber nicht zur Ausführung gebracht. Die andauernd schlechte finanzielle Lage forderte aber gebieterisch zu Ersparnissen auf. Wohl wurde die Vermehrung der Artillerie und der Spezialtruppen nach dem Gesetz vom Jahre 1887 durchgeführt, eine

*) Gesetz des konsolidierten Budgets von 1901, das die Heeresausgaben auf 6 Jahre festlegte.

**) Die Carabinieri sind einschl. Offiziere etwa 30 000 Mann stark (davon etwa 4000 Berittene); im Kriege werden von ihnen die Feldgendarmerie-Trupps bei den höheren Kommando-Behörden und außerdem eine Brigade zu 2 Regimentern aufgestellt.

***) Übersicht der Vermehrung des italienischen Heeres seit 1872, Seite 127.

**Vermehrung des italienischen Heeres seit 1872.**

| Jahr | Armeekorps | Divisionen | Carabinieri | Infanterie: Brigaden | Infanterie: Infanterie-Regter. | Infanterie: Bersaglieri-Regter. | Infanterie: Alpinis | Kavallerie: Brigaden | Kavallerie: Regimenter | Artillerie: Feld- | Artillerie: reitende | Artillerie: Gebirgs- | Artillerie: Küsten- | Artillerie: Festungs- | Genie*) | Bemerkungen |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| 1872 | 7**) | 16 | 10 Legionen, 1 Elevenlegion | 40 | 80 zu 3 Bat. | 10 zu 4 Bat. | 15 Komp. | 9 | 20 zu 6 Esk. | 11 Regter, das 1. zu 9 pontieri-, 2 Train-Komp., die andern 10 zu 4 Platz-, 9 Feld-Battr., 3 Train-Komp.***) | | | | | 30 zappatori-, 1 Train-Komp.***) | *) zappatori: für Pionierdienst, bes. Notbrückenbau,<br>pontieri: bes. für Kriegsbrückenbau,<br>lagunari: für den Dienst in den venezianischen Lagunen,<br>telegrafisti: für den Telegraphendienst,<br>specialisti: für den Luftschifferphotographischen und optischen Dienst,<br>minatori: bes. für Arbeiten im Gebirge.<br>**) Kommandos.<br>***) Der Train ist in Italien bei der Artillerie und bei der Genietruppe vorhanden. |
| 1873 | . | . | 11 Legionen 1 Elevenlegion | . | . | . | 24 Komp. (1875 in 7 Bat.) | . | . | 10 Regter. zu 10 Battr. u. 3 Train-Komp. | . | . | versch. Küsten-Komp. | 4 Regter. mit je 15 Komp. | 2 Regter. zu 4 pontieri-, 15 zappatori-, 8 Train-Komp. | |
| 1877 | 10 | 20 | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | |
| 1878 | . | . | . | . | . | . | 36 Komp. in 10 Bat. | . | . | . | . | . | . | . | . | |
| 1882 | . | . | . | 48 | 96 zu 3 Bat. | 12 zu 3 Bat. | 6 Regter. zu 3 u. 4, zus. 20 Bat., 72 Komp. | 9 | 22 zu 6 Esk. | 12 Regter. Feldart. zu 10 Battr. und 8 Train-Komp., 2 reitende Abt. zu 2 Battr. | | †) | 5 Regter. (zu 12 Fest.- oder Küstenart.-Komp., bei 2 Regtern. †) noch 1 Abt. zu 4 Geb. Battr.) | | 2 Regter. zu 14 zappatori- und 2 Train-Komp. 1 Regt. zu 8 pontieri-, 2 lagunari-, 4 Train-Komp. 1 Regt. zu 4 Eisenbahn-, 6 telegrafisti-, 4 zappatori-, 2 Train-Komp. | |
| 1883 | 12 | 24 u. 1 in Sardinien | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | |
| 1887 | . | . | . | . | . | . | 7 Regter. zu 22 Bat., 75 Komp. | . | 24 zu 6 Esk. | 24 zu 8 Battr. u. 1 Train-K., 12 Regter. haben 2 Train-K. | 1 Regt. zu 6 Battr. und 4 Train-Komp. | 1 Regt. zu 9 Battr. | 5 Regter. (2 zu 16 Komp., 3 zu 12 Komp.) | | 4 Regter., das 1. und 2. zu 18 zappatori-, 2 Train-, das 3. zu 7 zappatori-, 6 telegrafisti-, 1 specialisti-, 3 Train-, das 4. zu 8 pontieri-, 4 Eisenbahn-, 2 lagunari-, 8 Train-Komp. | |
| 1894 | . | . | . | . | . | . | . | . | . | 24 Regter. (186 Bttr., 36 Train-Komp.) | . | 1 Regt. zu 15 Battr. | 22 Abt. (76 Komp.) | | 5 Regter., das 1. und 2. zu 12 zappatori- und 2 Train-, das 3. zu 12 telegrafisti- oder zappatori-, 2 specialisti-, 2 Train-, das 4. zu 8 pontieri-, 2 lagunari-, 3 Train-, das 5. zu 12 minatori-, 1 Train-Komp., 1 Eisenbahnbat. zu 6 Komp. | |
| 1897 | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | 22 Abt. (78 Komp.) | | . | |
| 1902 | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | 1 Regt., 1 Venezianische Abt. (15 Battr.) | 3 Regter. 1 Abt. für Sardinien (25 Bttr., 78 K.) | 3 Regter. | . | |
| somit jetzt | 12 | 25 | 11 Legionen und 1 Elevenlegion | 48 | 96 zu 3 Bat. | 12 zu 3 Bat. | 7 (22 Bat., 75 Komp.) | 9 | 24 zu 6 Esk. | 24 Regter. (186 Bttr.) | 1 Regt. zu 6 Bttr. | 1 Regt., 1 Abt. (15 Battr.) | 3 Regter. 1 Abt. für Sardinien (25 Bttr. 78 K.) | 3 Regter. | 5 Regter. zu 60 Komp. und 1 Eisenbahnbat. zu 6 Komp. | |

Einschränkung der Heeresausgaben aber u. a. durch folgende Mittel bewirkt: Verminderung der Offizierstellen; Verlängerung der Zeit, die zwischen Entlassung der Reservisten und Einstellung der Rekruten liegt, indem die Entlassung im Herbst, die Einstellung der Rekruten außer bei der Kavallerie und Artillerie erst im März des folgenden Jahres erfolgte; durch die Vermehrung derjenigen Leute, die statt 3 nur 2 Jahre dienten; durch die langsame Herstellung des neuen Gewehrs; durch Ausfall der Manöver usw. Aber immer wieder tauchten radikalere Vorschläge auf, die z. B. auf Einführung gemischter Brigaden an Stelle der Armeekorps oder auf Herabsetzung der Zahl der Armeekorps, Auflösung eines Teiles der Kompagnien, Eskadrons und Batterien hinausgingen; auch Inspektionen, Fabriken usw. sollten vermindert werden. Schließlich war es das Verdienst des Kriegsministers Generals Luigi Pelloux im Jahre 1896, daß alle diese Vorschläge nicht zur Durchführung gelangten. Allerdings war auch, dank Sonninos Tätigkeit als Finanzminister, trotz des Unglücks von Adua gerade zu dieser Zeit das Gleichgewicht im allgemeinen Budget wiederhergestellt. Das Heeresbudget zeigt in seinem Verlauf deutlich den Einfluß der finanziellen Krisen und des Geldmangels.

Mit den vom Gesetz des Jahres 1887 bestimmten Veränderungen war die Zeit der großen Vermehrung im wesentlichen abgeschlossen. Somit konnte jetzt Ende der 90er Jahre nach Besserung der Finanzen auch allmählich mit dem inneren Ausbau der Heereseinrichtungen begonnen werden. Besonders ist das Sparsystem, das Platz gegriffen hatte, durch die verschobene Rekruteneinstellung gekennzeichnet. So betrug z. B. die Sollstärke (forza organica) 1903/04 etwa 265 000 Mann, die Durchschnitts- oder Budgetstärke (forza bilanciata) nur etwa 207 000 Mann. Hier war bei den besseren finanziellen Verhältnissen vor allem ein Wandel nötig, um nicht Kriegsbereitschaft und Ausbildung des Heeres zu gefährden. Aber erst politische Verhältnisse, namentlich der große Eisenbahnstreik 1904 und deswegen die Notwendigkeit der Einberufung der Reserven und der früheren Einstellung der Rekruten, haben dazu geführt, wieder normale Verhältnisse herzustellen. 1904 fand die Rekruteneinstellung im Dezember, 1905 im November, von 1906 ab im Oktober statt. Für das Jahr 1905/06, sowie nachträglich auch für das Jahr 1904/05, wurden für diesen Zweck 11 Millionen besonders bewilligt, und man hält an dieser Maßregel auch fernerhin fest.

Der vorgeschriebene Friedensstand beträgt jetzt 18 600 Offiziere und Beamte, 273 000 Mann, 52 000 Pferde, die Bilanzstärke 18 215 Offiziere und Beamte, 236 212 Mann, 45 972 Pferde.

Das sogenannte konsolidierte Budget von 1900/01 bis 1905/06 hatte somit nicht innegehalten werden können und war um 11 Millionen vermehrt worden. Das Sparsamkeitssystem hatte auch in der technischen Ausrüstung der Armee und im Befestigungswesen seine Spuren hinterlassen. Nur allmählich konnte man an eine

Besserung herangehen. In den Bereich des konsolidierten Budgets fällt auch vom Jahre 1900 an nach Maßgabe der für jedes Jahr nur sehr geringen verfügbaren Mittel von 8 bis 14 Millionen die Neubewaffnung der Feldartillerie mit einem 7,5 cm Stahlgeschütz mit Federsporn. Diese war z. T. noch mit einem 1880 eingeführten und 1898 mit Sporn und Metallkartusche versehenen Bronzegeschütz ausgerüstet. Inzwischen hatten die Erfahrungen der anderen Staaten mit dem Rohrrücklaufgeschütz dazu geführt, die Weiterfabrikation des Geschützes einzustellen und nunmehr zur Einführung eines 7,5 cm Rohrrücklaufgeschützes System Krupp mit Schutzschilden zu schreiten. Auch die veralteten Befestigungen an der Ostgrenze wurden umgebaut.

Somit ist es kein Wunder, wenn in den letzten Jahren bei den erstarkten finanziellen Verhältnissen wiederholt Gerüchte von neuen großen Militärvorlagen für diese Zwecke auftauchten. Die Höhe der zu fordernden Summen wurde verschieden angegeben. Angeblich soll in Armeekreisen eine Extraforderung von 600 Millionen in 10 Jahresraten zu 60 Millionen für erforderlich gehalten werden. Bisher betrugen die jährlichen außerordentlichen Ausgaben durchschnittlich nur etwa 16 Millionen. Schließlich wurde der Kammer in diesem Jahre ein Gesetzentwurf von 200 Millionen an außerordentlichen Ausgaben für 10 Jahre bis zum Jahre 1917 vorgelegt, eingeteilt in 9 Raten zu 20 Millionen, eine Rate zu 16 Millionen und Erhöhung der für das Budget 1906/07 ausgeworfenen 16 Millionen um 4 Millionen. Außerdem wollte die Kriegsverwaltung noch über 66 Millionen verfügen, die sich aus Ersparnissen früherer Jahre infolge der Einstellung der Fabrikation des 7,5 cm Stahlgeschützes mit Federsporn, aus Ersparnissen von den ordentlichen Ausgaben, aus dem Erlös vom Verkauf von alten Gebäuden usw. zusammensetzten. Aber auch diese Forderung ist vorläufig von der Kammer nicht bewilligt worden.

Da inzwischen auf Initiative des Ministerpräsidenten Giolitti eine parlamentarische Untersuchungskommission*) über die Zustände im Heere eingesetzt worden war, hat die Budgetkommission erklärt, den Arbeiten dieser Kommission nicht vorgreifen zu wollen, und vorläufig an außerordentlichen Ausgaben nur 60 Millionen bis zum Jahre 1910 bewilligt; und zwar: 4 Millionen Erhöhung der außerordentlichen Ausgaben von 1906/07 von 16 auf 20 Millionen, 16 Millionen für 1907/08 und je 20 Millionen für 1908/09 und 1909/10. Der Kriegsminister Viganò hat sich hiermit einverstanden erklärt, und somit hat man nur ein Zehntel der ursprünglich beantragten Summe erhalten.

Von dieser Summe sind 24,8 Millionen für die neuen Kruppgeschütze und der Rest von 35,2 Millionen für alle übrigen außerordentlichen Ausgaben (Befestigungen

*) Für die Marine ist bereits eine ähnliche Kommission eingesetzt gewesen. Die Untersuchungskommission des Heeres beschäftigt sich augenblicklich mit der Frage des neuen Kruppgeschützes und nahm auch an den Königsmanövern 1907 bei Novara teil.

usw.) bestimmt. Naturgemäß wird diese Summe zur Bezahlung der Kruppgeschütze, mit deren Verteilung bald begonnen werden wird, nicht im entferntesten ausreichen, und es ist für die Stärkung und den Ausbau der italienischen Wehrmacht nur zu wünschen, daß die Untersuchungskommission bald ihre Arbeiten beendigen und die Notwendigkeit weiterer Mittel darlegen werde.

Das Budget 1906/07 beträgt abgerundet:

ordentliche Ausgaben . . 234 Millionen (einschl. 11 Millionen für früher erfolgte Rekruteneinstellung),
außerordentliche Ausgaben 20 Millionen
im ganzen . . 254 Millionen (einschl. Carabinieri- und allgemeine Ausgaben).
Pensionen . . . . . . . 36 Millionen
im ganzen . . 290 Millionen Lire.

Für 1907/08 stellt sich das Gesamtbudget einschl. Pensionen nur auf 286 Millionen, da nur 16 Millionen an außerordentlichen Ausgaben vorgesehen sind.

Für die Jahre 1908/09 und 1909/10 beläuft sich endlich das Budget wieder auf 290 Millionen.

Die Begründung des oben erwähnten Budgets für 1907/08 führt unter anderen folgende statistische Zahlen an:

Das Gesamtbudget für 1905/06 beträgt für Italien 1 721 365 000 Lire, wovon für das Heer allein 219 615 000 ausgegeben werden. Diese Summe enthält die wirklichen Ausgaben ohne Carabinieri, Pensionen und einige allgemeine Ausgaben.

Die entsprechenden Summen stellen sich für

| | | | |
|---|---|---|---|
| Österreich-Ungarn auf . . | 3 039 715 000 | und | 442 611 000 Lire, |
| Frankreich auf . . . . . | 3 700 409 000 | " | 640 535 000 " |
| das Deutsche Reich (Reichshaushaltsetat) auf | 2 640 370 000 | " | 899 556 000 " |

Bei Berücksichtigung der Budgets der Einzelstaaten erhöht sich die vorletzte Summe auf 7 093 000 000 Lire.

Auf den Kopf der Bevölkerung entfallen an Ausgaben:

| | |
|---|---|
| in Italien . . . . . . . . . . | 53,00 Lire, |
| " Österreich-Ungarn . . . . . | 66,95 " |
| " Frankreich . . . . . . . . | 95,87 " |
| " Deutschland . . . 46,84 oder | 125,83 " |

(je nachdem das Reichsbudget oder die Budgets aller Staaten betrachtet werden).

An Ausgaben für das Heer kommen auf den Kopf der Bevölkerung:

| | |
|---|---|
| in Italien . . . . . . . . . . | 6,50 Lire, |
| " Österreich-Ungarn . . . . . | 9,70 " |

in Frankreich . . . . . . . . . 16,60 Lire,
= Deutschland . . . . . . . . 15,90 =

Somit beträgt das Heeresbudget in Prozenten des Gesamtbudgets:

in Italien . . . . . . . . . . 12,75 vH.,
= Österreich . . . . . . . . . 14,55 =
= Frankreich . . . . . . . . . 17,30 =
= Deutschland . . . . . . . . . 34,05 =

Bei Deutschland ist hierbei nur das Budget des Reiches berücksichtigt, betrachtet man die Budgets sämtlicher deutscher Staaten, so beträgt die betreffende Summe weniger als die Hälfte.

Im Verhältnis zum Reichtum des Landes beträgt das Heeresbudget:

in Italien . . . . . . . . . . 0,30 vH.
= Österreich . . . . . . . . . 0,50 =
= Frankreich . . . . . . . . . 0,30 =
= Deutschland . . . . . . . . . 0,45 =

Hieraus sind die verhältnismäßig geringen Militärlasten Italiens zu erkennen. Nicht nur bezüglich der Steuerlasten des einzelnen Bürgers, des Verhältnisses des Heeresbudgets zum allgemeinen Budget und zum Reichtum des Landes, sondern auch bezüglich der Ausgaben für den einzelnen Mann steht Italien am günstigsten da. Letztere betragen in Italien 982, in Österreich 1902, in Frankreich 1113, in Deutschland 1309 Lire.

Bei allen diesen Angaben ist nur das Heer, nicht die Marine berücksichtigt. Es sind nur die italienischen Statistiken zum Vergleich herangezogen; Statistiken anderer Staaten würden selbstverständlich einige Verschiebungen der Zahlen herbeiführen, je nachdem besondere Verhältnisse berücksichtigt sind. Die Statistik kann ja niemals ganz genau sein, sondern immer nur einen Anhalt zur Beurteilung geben.

Nach anderen italienischen Angaben wird das Verhältnis des stehenden Heeres (forza bilanciata) zur Bevölkerung gerechnet:

in Italien . . . . . . . . . auf 0,63 vH.
= Österreich . . . . . . . . = 0,88 =
= Frankreich . . . . . . . . = 1,30 =
= Deutschland . . . . . . . . = 0,95 =

Auch hierbei steht Italien an letzter Stelle. In derselben Statistik wird hervorgehoben, daß vor 1866 bei 22 Millionen Einwohnern zeitweise 300 000 Mann unter Waffen gehalten wurden, jetzt bei über 32 Millionen Einwohnern nur etwas mehr als 200 000 Mann.

Wenn in Italien bisher aus finanziellen Gründen ein Sparsystem Platz greifen mußte, so ist doch nicht zu verkennen, daß trotz der wechselnden Finanzlage und mancherlei Krisen viel geschehen ist, und daß das Heer zu einer Einheit und zu

einem gewissen Abschluß gelangte. Wenn man auch in absehbarer Zeit nicht an eine erhebliche Vermehrung des italienischen Heeres denken kann, zumal ja die bessere Finanzlage nur durch eine hohe Steueranspannung herbeigeführt worden ist, so wird das Königreich doch auf den inneren Ausbau seines Heeres in Zukunft mehr Gewicht legen.

Die schweren Nachteile, die infolge der späten Rekruteneinberufungen eintreten konnten, sind bereits erwähnt und wohl durch die seit 1905 erfolgte Mehreinstellung von 11 Millionen endgültig beseitigt. Neben anderen Fragen von geringerer Bedeutung, wie Gehälter, Gebührnisse usw., bedürfen besonders zwei Fragen der Beachtung: die Bewaffnungsfrage des Heeres und die geringe Etatsstärke der Truppen.

Italien beginnt jetzt erst langsam mit der Einführung eines modernen Schnellfeuergeschützes, ebenso erst jetzt mit der Anschaffung von Maschinengewehren; eine schwere Artillerie des Feldheeres ist überhaupt nicht vorhanden. Allerdings werden augenblicklich Versuche mit Haubitzen Modell Krupp abgehalten, aber die Angelegenheit ist noch lange nicht entschieden. Es ist aber zu wünschen, daß alle diese Fragen bald erledigt und schnell durchgeführt werden.

Eine der wichtigsten Fragen ist die der Stärken der Truppen. Hier ist eine Erhöhung der erwähnten Friedensstärken dringend erforderlich. Das noch jetzt in Kraft befindliche Rekrutierungsgesetz von 1854*) entspricht nicht mehr den modernen Anforderungen. Italien stellte in letzter Zeit alle Tauglichen ein, eine Ersatzreserve (2. Kategorie) besteht nicht mehr.

| | | |
|---|---|---|
| 1904 wurden von 469 860 Stellungspflichtigen | | |
| | 191 268 tauglich befunden | = 40,71 vH. |
| Davon wurden i. d. 1. Kat. eingeteilt: | 97 131 | = 20,67 „ |
| „ „ 2. „ „ | — | — |
| „ „ 3. „ „ | 94 136 | = 20,04 „ |

Wenn auch die Zahl der Stellungspflichtigen gemäß des Anwachsens der Bevölkerung in Zunahme begriffen ist, so ist doch eine Abnahme der Tauglichen zu verzeichnen, somit auch eine Abnahme des jährlichen Rekrutenkontingents. Auch die unsicheren Stellungspflichtigen**) vermehren sich. Die große Auswanderung***) spielt nicht nur bei den bereits Entlassenen, sondern auch bei den Rekruten eine Rolle.

*) Die Tauglichen sind eingeteilt in 3 Kategorien: 1. Kategorie, aktive Dienstpflicht, ins Heer eingestellt. 2. Kategorie entspricht der deutschen Ersatzreserve (hohe Losnummer), ist nicht mehr vorhanden. 3. Kategorie, sogleich Territorialmiliz, alle wegen der ausgedehnten Befreiungen nicht Eingestellten. Die 3. Kategorie ist etwa gleich der 1.; die Hälfte der Territorialmiliz ist unausgebildet.

**) Von der Jahresklasse 1880 (eingestellt 1900) haben sich nicht zum Heeresdienst gestellt: 27 358 Mann.
1885 ( „ 1905) haben sich nicht zum Heeresdienst gestellt: 48 582 Mann.

***) Auswanderung 1905: 726 331 Köpfe, davon 557 244 männliche Personen über 15 Jahre (447 083 nach überseeischen Ländern, 279 248 nach Europa und nach den an das Mittelmeer grenzenden Ländern).

Aber nicht nur die geringen Friedensstämme sind eine Folge dieser Verhältnisse, auch für die Mobilmachung kann nach der Begründung des Gesetzentwurfes für ein neues Rekrutierungsgesetz nicht die erforderliche Stärke aufgebracht werden, wie sich aus folgender Tabelle ergibt:

| | Stärke: | | |
|---|---|---|---|
| | vorhanden | nötig für die Mobilmachung | fehlend |
| a) 1. Linie, 8 Jahresklassen: | | | |
| Unter den Waffen (3 Jahresklassen) nach Abzug von 10 vH. | 207 000 | — | — |
| In der Reserve (5 Jahresklassen) und die nach dem 2. Dienstjahre Entlassenen nach Abzug von 20 vH. . . . . . | 247 000 | — | — |
| b) 2. Linie, 4 Jahresklassen: | | | |
| Mobilmiliz nach Abzug von 20 vH. . . . . . . . . . | 181 950 | — | — |
| Also Heer 1. und 2. Linie . . . | 635 950 | 790 000 | **154 050** |
| c) 3. Linie, 7 Jahresklassen: | | | |
| Territorialmiliz (Ausgebildete) nach Abzug von 30 vH. . . | 263 000 | 310 000 | **47 000** |

Auch diese Zahlen werden durch die Auswanderung noch ungünstiger gestaltet werden, wenn auch ein großer Teil die Stellungspflichtigen nur der periodischen Auswanderung angehört.

Das neue Rekrutierungsgesetz will die zweijährige Dienstzeit für **alle** Waffen einführen und das jährliche Rekrutenkontingent auf 108 000 Mann festsetzen. Die Bedingungen für Tauglichkeit sollen nicht herabgesetzt, sondern die zahlreichen Befreiungen, die zum Teil den Gedanken der allgemeinen Wehrpflicht illusorisch machen, eingeschränkt und nach dem wirklichen Bedürfnis eingerichtet werden. Ferner soll auch wieder eine 2. Kategorie (Ersatzreserve von etwa 25 000 Mann) geschaffen werden. Letztere wird aber nur dann eine Bedeutung haben, wenn sie auch wirklich zu Übungen einberufen wird.

Man denkt sich die Wirkungen des Gesetzes, welches jetzt gerade erneut der Kammer vorgelegt ist, folgendermaßen:

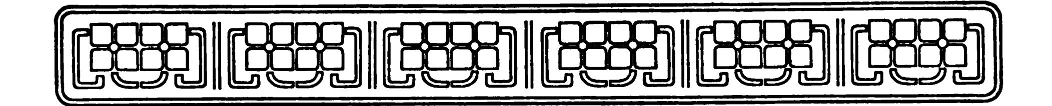
| | | |
|---|---|---|
| Unter den Waffen am 1. Juli (2 Jahresklassen der 1. Kategorie) | 198 000 | Mann |
| In den Reserven (6 Jahresklassen der 1. Kategorie . . . / 8 „ „ 2. „ . . .) | 589 000 | „ |
| Mobilmiliz (4 Jahresklassen der 1. und 2. Kategorie) . . | 333 000 | „ |
| Summe . . . | 1 120 000 | Mann |
| Nötig für die Mobilmachung . . . . . . . . . . . | 790 000 | „ |
| Territorialmiliz (7 Jahresklassen der 1. und 2. Kategorie) | 410 000 | Mann |
| Nötig für die Mobilmachung . . . . . . . . . . . | 310 000 | „ |

So ergibt sich, daß Heer und Reservisten allein annähernd die erforderliche Summe von 790 000 Mann aufweisen, daß somit durch die Mobilmiliz noch eine Reserve von etwa 30 vH. vorhanden ist; bei der Territorialmiliz genügen schon die ersten 5 Jahresklassen.

Durch das neue Rekrutierungsgesetz soll keine höhere Belastung des Budgets nötig werden. Es tritt ja auch nur eine Vermehrung der für den Krieg erforderlichen Mannschaften ein, nicht die ebenso dringende Erhöhung des Friedensstandes der Truppen. Es wäre aber sehr erwünscht, eine solche Erhöhung herbeizuführen.

v. Bonin,
Hauptmann, aggregiert dem Generalstabe der Armee.





# Russische Bestrebungen in der Mongolei.

Die russische Macht in Asien ist vom Jahre 1581, wo der Kasak Jermak Timofejew mit seinen wilden Scharen den Ural überschritt, bis zum letzten Mandschurischen Kriege in stetem Fortschreiten geblieben. Verschiedentlich hat Rußland hierbei die bewundernden Blicke der ganzen Welt auf sich gelenkt, so bei seinen Kämpfen in Zentral-Asien in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts und mehr noch bei den späteren gewaltigen Unternehmungen im „Fernen Osten“. Dagegen sind seine Anstrengungen, in den abgeschlossenen und europäischer Kultur kaum eröffneten weiten Gebieten der Mongolei Fuß zu fassen, fast unbeachtet geblieben.

Die Mongolei zeigt den Charakter einer steppenartigen Hochebene, die im Norden und Westen von waldreichen Gebirgszügen durchsetzt ist. Strichweise nur ist wirkliche Wüste vorhanden. Politisch bildet die Mongolei eines der „Außenländer“ Chinas, administrativ wird sie in fünf Bezirke eingeteilt: Tarbagatai, Kobdo, Chalcha, Ordos und Alaschan. An der Spitze jedes Bezirks steht ein höherer Beamter des Pekinger Kolonialministeriums mit zwei Gehilfen, Ambanen, von denen der eine stets Mongole, der andere Mandschu sein soll. In Urga residiert außerdem noch der „Mongolische Amban“, ein eingeborener Fürst, der nicht von der Pekinger Regierung eingesetzt, sondern von der Bevölkerung gewählt wird. Im übrigen sind die mongolischen Fürsten in ihren Stammesbezirken ganz selbständig. China führt bereits seit Jahrhunderten nur eine nominelle Oberherrschaft; insbesondere hat es anscheinend niemals eine größere Truppenmacht in der Mongolei unterhalten.*) Schwächliche Verwaltungsreformen der chinesischen Mandarine blieben ohne Einfluß.

Bis zum Mandschurischen Feldzuge hatte Rußland in politischer Hinsicht mit ernsten Konkurrenten in der Mongolei nicht zu rechnen. Japan hatte auf dem asiatischen Kontinent noch nicht festen Fuß gefaßt. Englands Einfluß war durch die abgeschlossenen, weiten Gebiete von Ost-Turkestan und Tibet ferngehalten. Nur eine

*) Auch bei Aufstellung der 36 modernen Divisionen, die nach den neuesten Verordnungen der Zentralregierung in Peking bis 1912 gebildet sein sollen, ist die Mongolei unberücksichtigt geblieben.

Frage der Zeit schien es, daß nach der Mandschurei auch die Mongolei als reife Frucht Rußland in den Schoß fallen mußte.

Die russische Politik begnügte sich infolgedessen damit, durch Subsidien an die einheimischen Fürsten und eine weitgehende Unterstützung von Forschern und Kaufleuten ihren Einfluß zu festigen. Zu statten kam ihr der von alters her bestehende Gegensatz zwischen Mongolen und Chinesen und der in der Mongolei herrschende tibetische Buddhismus, der sogenannte Lamaismus. Zu ihm bekennen sich auch die russischen Grenzanwohner der Mongolei, die Burjäten, die auf wirtschaftlichem wie religiösem Gebiete mit ihren mongolischen Glaubensgenossen in enger Fühlung stehen.

Rußland hat von jeher dem Lamaismus dieselbe Toleranz, wie den übrigen asiatischen Religionsformen entgegengebracht. Der Lamaismus der Burjäten wurde offiziell als eine Staatsreligion anerkannt. Die Zaren bestätigten ihren höchsten Priester, den Bogdo Gegen, der am Hussin-See in Transbaikalien, zwischen der Selenga und dem Baikal-See residiert, als kirchliches Oberhaupt der Burjäten und gestatteten sogar, daß Feldzeichen burjätischer Truppen durch Lamas geweiht wurden. Bezeichnend ist, daß schon Katharina II. von diesen unter die Heiligen erhoben wurde. Auch heute noch gilt der „Weiße Zar“ bei Mongolen und Tibetern als eine Verkörperung göttlichen Wesens.

Für China bedeutet der Lamaismus eine Gefährdung seiner Oberherrschaft in der Mongolei und in Tibet. Auch England findet in ihm den größten Widersacher seiner wirtschaftspolitischen Bestrebungen, die auf eine Erschließung Tibets von Indien aus hinzielen. Wiederholt hat England gewaltsam vorgehen wollen. Es besetzte nach und nach nicht unbeträchtliche Randgebiete von Tibet, trieb aber dadurch auch den Dalai Lama in die Arme Rußlands. Offensichtlich trat dies zum ersten Male Ende des Jahres 1900 zutage. Der Dalai Lama, der seit 1892 wegen unzureichenden Schutzes gegen englische Übergriffe dem Pekinger Hof den Tribut verweigert hatte, entschloß sich, über Urga und Kiachta eine Gesandtschaft mit Geschenken an den „Weißen Zaren“ zu entsenden. Führer dieser bedeutungsvollen Mission war der burjätische Lama Daltiew, der seit 1897 die Stellung eines Sekretärs der auswärtigen Angelegenheiten bei dem Dalai Lama in Lhasa bekleidete. Seinem Wirken wurde es bereits zugeschrieben, daß Anfang 1900 der mongolische Bogdo-Gegen in Urga von Lhasa aus die Weisung erhalten hatte, sich während der chinesischen Boxerunruhen in allen zweifelhaften Fällen nach dem Rate des russischen Konsuls in Urga zu richten.

Welche Zusicherungen der Zar, der dem Dalai Lama unter anderen Gegengeschenken angeblich auch Gewehre gesandt haben soll,*) damals gemacht hat und ob

*) Die Engländer haben bei ihrer Expedition nach Lhasa 1904 russische Gewehre bei den Tibetern vorgefunden.

tatsächlich, wie Pressemeldungen behaupten, ein später von China anerkannter Schutzvertrag zwischen Rußland und Tibet abgeschlossen wurde, ist nicht bekannt geworden. Deutlich zeigte sich aber im Jahre 1904, als der Dalai Lama vor der englischen Strafexpedition von Lhasa nach Urga floh, welches Ansehen sich Rußland in den Ländern des tibetischen Buddhismus erworben hatte.

Noch stiller und für die übrige Welt verborgener, als das Vordringen des politischen Einflusses, erfolgte die wirtschaftliche Erschließung der Mongolei durch Rußland. Noch heute sind die Mongolen Nomaden, die nur wenig Ackerbau treiben und ihren Haupterwerb durch Viehzucht finden.*) Nach Getreide ist starke Nachfrage; es wird ebenso wie Textil- und Metallwaren aus Sibirien bezogen. Die Ausfuhr aus der Mongolei besteht außer lebendem Vieh hauptsächlich in Rohprodukten, deren wichtigste Schaf- und Kamelwolle, Rauchwaren und unbearbeitete Häute sind. Von alters her herrscht zwischen Rußland und der Mongolei ein lebhafter Warenverkehr, der teilweise noch die primitiven Formen des Tauschhandels bewahrt hat.

Westlich der Linie Baikal-See—Uljassutai hat die russische Regierung lange Zeit allein dem Kaufmann das Arbeitsfeld überlassen. In neuerer Zeit versucht sie den Handel dadurch zu leiten, daß sie für die Regulierung des Irtysch Sorge trägt. Eine russische „Ober-Irtysch-Gesellschaft" unterhält mit mehreren Dampfern einen regelmäßigen Handelsverkehr. Ob diese Dampfer schon jetzt den Schwarzen Irtysch über den Saissan-See nach Osten hinauffahren, ist nicht festzustellen gewesen. Der Plan, dies zu tun, soll jedenfalls bestehen.

Außerdem hat die russische Regierung in den letzten Jahren den Ausbau der Handelsstraße in Angriff genommen, die von Biisk im Gouvernement Tomsk ausgeht, dem Laufe des Katun-Flusses und der Tschuja bis zur russischen Zollstation Kosch-agatsch folgt und dann nach den beiden wichtigsten Handelszentren der West-Mongolei, nach Kobdo und Uljassutai abzweigt. Wegen ihres Laufs im Tschuja-Tale führt diese Straße von alters her den Namen: „Tschuisker Trakt". Schon jetzt ist es möglich, zu Wagen von Biisk bis Kobdo und Uljassutai zu gelangen; bei den schlechten Wegeverhältnissen der Mongolei eine bedeutsame Tatsache. Zwischen den letztgenannten mongolischen Städten selbst fehlt zur Zeit noch eine brauchbare Wagen-Verbindung. Jedoch wird sie voraussichtlich bald geschaffen werden, da sich seit 1906 in Uljassutai ein russischer Konsul**) und eine Filiale der russisch-chinesischen Bank befinden, deren Jahresumsatz angeblich 300 000 Rubel beträgt.

*) Nach einer Äußerung des russischen Armee-Intendanten, General Huber, ist während des letzten Kriegsjahres in der Mandschurei der Fleischbedarf der russischen Armeen fast ausschließlich durch Ankauf von Vieh in der Mongolei gedeckt worden.

**) Er war bisher Konsul in Gutschen (Ku tschöng) in der chinesischen Dsungarei, und soll die chinesiche, mongolische und kirgisische Sprache beherrschen.

Nicht ganz so günstig, wie im Westen, lagen die Verhältnisse für das wirtschaftliche Vordringen Rußlands im Osten der Mongolei. Zustatten kam jedoch hier die Nähe der mongolischen Hauptstadt Urga.

Dort laufen zahlreiche Handelsstraßen aus China, aus der Mandschurei und der Mongolei zusammen und leiten den Warenaustausch von alters her über Kiachta nach Sibirien. So ist Urga zur Handelsmetropole der östlichen Mongolei und damit naturgemäß zum Zentralpunkt ihrer Verwaltung geworden. Daneben ist die Stadt aber auch eine Hochburg des mongolischen Lamaismus; hier am Wohnsitz des mongolischen Bogdo-Gegen, des göttliche Verehrung genießenden Stellvertreters des tibetischen Dalai Lama, leben über tausend buddhistische Mönche. Der Zuzug von Pilgern an den Festtagen ist außerordentlich groß.

Rußland hat die kommerzielle und politische Bedeutung von Urga frühzeitig erkannt. Seit langer Zeit besteht dort eine Niederlassung der russisch-chinesischen Bank und ein russisches Konsulat. Über ein Menschenalter hinaus wirkte an letzterem der Generalkonsul Schischmarew, ein geborener Burjäte, dessen politischer Einfluß weit über die Grenzen der Ost-Mongolei hinaus bis nach Uljassutai und Kobdo reichte. Ihm verdankte der unternehmende baltische Großkaufmann v. Grot eine Minenkonzession, die sich von Urga nordwärts bis zur sibirischen Grenze, ostwärts bis zum Kulun-See und westwärts bis halbwegs Uljassutai, also über ein Gebiet von etwa zwei Dritteln der Größe des Deutschen Reiches, erstreckte. Hier hatte Grot das alleinige Recht, Mineralien zu heben und dazu die vorhandenen Wasserkräfte und Waldbestände auszunutzen. Die Bevölkerung geriet bei ihrer wirtschaftlichen Unmündigkeit bald in Abhängigkeit von dem Minenbesitzer, dem sie den Titel „König von Urga“ beilegte. Doch nahm das Unternehmen nicht den glänzenden Aufschwung, den es zu versprechen schien. Es wurde später in eine Aktiengesellschaft mit einem Kapital von zwei Millionen Rubel umgewandelt. Bis **1902** wurden nur Goldwäschereien, keine Bergwerke betrieben. Ein gutes Arbeitsfeld lag im Tal des Iro, östlich der Poststraße Urga—Kiachta, ein zweites etwa 300 km östlich Urga. Der Tagesgewinn soll **1902** einen Wert von 750 Rubel gehabt haben, man hoffte damals ihn in Kürze bis auf 5000 Rubel steigern zu können. Nach neuesten Nachrichten soll das Unternehmen zusammengebrochen sein.

Es litt, ebenso wie der gesamte russische Handel in der Ost-Mongolei, unter den schlechten Wegeverhältnissen. Die wenigen, uralten Verkehrsstraßen genügen in ihrem verwahrlosten Zustande nicht mehr für den von Jahr zu Jahr steigenden Warenumsatz. Seit längerer Zeit plant deshalb Rußland den Bau einer Eisenbahn, die von der sibirischen Bahn bei Werchne-Udinsk abzweigen, der alten Tee-Karawanenstraße folgend, über Kiachta—Urga nach Kalgan führen und hier den Anschluß an die chinesische Bahn Peking—Kalgan gewinnen soll. Vermessungen zur Festlegung der Trace sind **1901** im Regierungsauftrage ausgeführt worden. Es hieß dann, daß

Rußland auf deutsch-englischen Protest hin von dem Bau der Bahn Abstand genommen habe. Wahrscheinlicher ist, daß es damals fürchtete, seinen mandschurischen Linien mit dieser Bahn eine Konkurrenz zu schaffen. Die Rücksicht auf die hohe finanzielle Anspannung, die der Bau der sibirischen und mandschurischen Linien und die Durchführung der Witteschen Wirtschaftspolitik im fernen Osten erforderte, zwangen bis zum Ostasiatischen Kriege überhaupt dazu, die Interessen der Mongolei hinter denen der Mandschurei zurücktreten zu lassen.

Alle bisherigen Erfolge in der Mongolei hatte Rußland, wie ersichtlich, auf friedlichem Wege ohne Aufbietung militärischer Machtmittel erreicht. Nur vorübergehend wurde in den Jahren 1900—1902 während des chinesischen Boxeraufstandes eine schwache Besatzung nach Urga vorgeschoben, die zuerst aus zwei Sotnien Kasaken, später aus einer Kompagnie Infanterie mit einigen Reitern und einem Zuge Artillerie bestand.

Die russischen Soldaten sind, nach einer Schilderung des „Rußki Invalid" vom 18. Juli 1900, bei ihrem Einmarsch in die Mongolei überall freudig begrüßt worden; in Urga haben sie dauernd zur Einwohnerschaft und Regierung des Landes in ausgezeichnetem Verhältnis gestanden. Es waren wohl sämtlich Burjäten.

Während der damaligen Ohnmacht der Pekinger Regierung hat die russische Besatzung die Aufmerksamkeit der mongolischen Bevölkerung auf die starke, weitreichende Macht des „Weißen Zaren" hingelenkt. Dieser Eindruck ist auch zunächst geblieben Erst der russisch-japanische Krieg hat ihn etwas verwischt.

Die Machtverhältnisse in Asien haben sich stark verschoben. Rußland hat es nicht vermocht, die großzügige, mit gewaltigen finanziellen Anstrengungen ins Leben gerufene Wirtschaftspolitik Wittes mit dem Schwerte zu schirmen. Das Pachtgebiet auf der Liau tung-Halbinsel ist an Japan verloren gegangen, und auch in der Mandschurei hat das Inselreich festen Fuß gefaßt.

Viele Anzeichen deuten darauf hin, daß Rußland seit dem Kriege auch das Interesse an dem ihm verbliebenen nördlichen Teil der Mandschurei zu verlieren beginnt. Die russischen Kaufleute, die gewöhnlich über die Absichten ihrer Regierung gut unterrichtet sind, ziehen sich nach und nach von Charbin und den anderen mandschurischen Handelsplätzen zurück. Auch ist kürzlich die Auflösung einiger nicht unwichtiger russischer Militärbehörden in der Mandschurei, der Linienkommission und der Bahnhofskommandantur in Charbin, sowie der 4. Grenzwach-Brigade in Kwang tschöng tsze amtlich bekannt gegeben worden.

Andererseits wird über eine lebhaftere Tätigkeit der russischen Regierung in der östlichen Mongolei berichtet. Im Juni 1907 wurde dorthin eine handelspolitische Mission mit Geschenken an die mongolischen Fürsten entsandt. Bereits im Jahre 1906 sollen solche „Subsidien" die Höhe von zwei Millionen Rubel erreicht haben.

Zeitungsmeldungen wollen ferner wissen, daß Rußland in einem Geheimabkommen

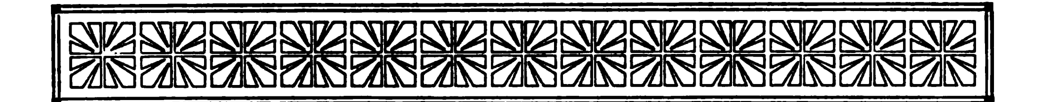
mit Japan die Mandschurei als dessen ausschließliche Interessensphäre anerkannt habe, während ihm dafür freie Hand in der Mongolei zugesichert worden sei. Allerdings ist ein solches Abkommen von russischer Seite offiziell dementiert worden. Ihm widersprechen auch die verschiedentlich gemeldeten Anstrengungen Japans, sich selbst Einfluß in der Mongolei zu verschaffen. Zahlreiche japanische Agenten in mannigfaltiger Verkleidung, so auch als buddhistische Lamas, sollen das Land durchziehen; Japan soll den mongolischen Fürsten Waffen und Munition liefern.

Inwieweit diese Nachrichten zutreffen, läßt sich nicht übersehen. Schwerlich kann es Japans Bestreben sein, die Mongolei für sich zu erwerben. Seiner Politik wird aber ebensowenig ein Erstarken Chinas in der Mongolei erwünscht sein, wie der überwiegende Einfluß Rußlands.

Die Frage, wie China sich zu alledem stellt, wurde bisher nicht beantwortet. Verlautet hat, daß es offiziell gegen das russisch-japanische Geheimabkommen über die Mongolei, das es mithin für tatsächlich bestehend angesehen haben muß, Protest erhoben habe. Der geschickten russischen Politik müßte es dann aber gelungen sein, die chinesische Regierung für ihre Pläne günstiger zu stimmen. Wenigstens meldete am 17. September 1907 der „Sswjet", ohne daß ein Dementi erfolgt wäre, daß in Kürze zwischen China und Rußland Abmachungen zu erwarten seien, die Rußland den Bau der Urgaer Bahn und die Zulassung von Besatzungen in der Mongolei gewähren sollten. Die bevorstehende Wiederaufnahme der seit dem Portsmouther Vertrage wiederholt abgebrochenen russisch-chinesischen Verhandlungen ist auch von anderer Seite bestätigt worden.

Ob diese Verhandlungen das von dem „Sswjet" angedeutete Programm der russischen Politik in der Mongolei der Verwirklichung zuführen sollen und werden, steht dahin. Nicht unwahrscheinlich ist aber, daß Rußland erstreben wird, sich durch Vereinbarungen mit China dauernd die Stellung zu sichern, die es sich in langer, stiller Arbeit in der Mongolei geschaffen hat.

Heinersdorff,
Oberleutnant im 5. Großherzoglich Hessischen Infanterie-Regiment Nr. 168,
kommandiert zur Dienstleistung beim Großen Generalstabe.



# Zur Geschichte des französischen Kolonialbesitzes in Nordafrika.

Die jüngsten Ereignisse in Marokko fesseln aufs neue das Interesse Europas. Historisch von Wert dürfte dabei auch eine Prüfung der Schwierigkeiten sein, die die Franzosen bisher im Kampfe mit der eingeborenen Bevölkerung zu überwinden hatten, seit sie in dem Marokko benachbarten Teile Nordafrikas festen Fuß gefaßt haben.

Die geographischen und politischen Verhältnisse sind in Marokko und Französisch-Nordafrika sehr ähnlich. Beide Länder liegen unter der gleichen geographischen Breite, besitzen beide eine ausgedehnte Küstenentwicklung, werden von demselben Gebirgssystem durchzogen und von derselben Wüste im Süden begrenzt. Beide Länder zeigen infolgedessen die gleichen klimatischen Verhältnisse. Sie werden von einer naheverwandten Bevölkerung bewohnt. Der gleiche Glaube verbindet alle Völker Nordafrikas.

In mancher Hinsicht sind jedoch die Bedingungen für das friedliche oder militärische Vordringen einer europäischen Macht in Marokko bedeutend ungünstiger als in Französisch-Nordafrika vor 1830, ehe die Eroberung Algeriens begonnen wurde. Die Gebirge sind höher und unzugänglicher, die Bevölkerung ist zahlreicher und besser bewaffnet. Die Abneigung gegen europäische, christliche Kultur ist stärker entwickelt als in Algerien; dieser Haß hat seinen Grund darin, daß die aus Spanien im 13. Jahrhundert vertriebenen Mauren zum überwiegenden Teil nach Marokko zurückfluteten und die Feindschaft gegen alle Feinde des Halbmondes mit über das Meer brachten und vererbten. Seit dieser Zeit schloß sich auch Marokko als selbständiges Staatswesen nach außen hin ab.

Algerien dagegen hat niemals ein unabhängiges geschlossenes Staatsgebiet gebildet. Es stand schon seit der Mitte des 16. Jahrhunderts unter der Fremdherrschaft der Türken. Die Eroberung des Landes durch die Franzosen bedeutete daher für die eingeborene Bevölkerung nur den Wechsel des Herrn, der als Christ und Europäer ihr allerdings ferner stand als der Türke. Der Marokkaner hat sich

noch niemals unter fremdes Joch gebeugt. Ihm scheint daher der Gedanke der Fremdherrschaft noch viel unerträglicher als den algerischen Eingeborenen. Während die Völker des französischen Nordafrika niemals ein gemeinsames geistliches Oberhaupt besaßen, erkennen auch die freien Stämme Marokkos ihren Sultan als geistlichen Führer an. In weltlicher Hinsicht steht Marokko noch auf dem Standpunkt eines mittelalterlichen Feudalstaates. Nur ein kleiner Teil der Bevölkerung — meist die Stämme des Tieflandes — fügt sich der Zentralgewalt. Aber gerade dieser Umstand würde militärische Erfolge einer europäischen Macht wesentlich erschweren. Der Sultan könnte ihr zwar nur schlecht geschulte Truppen in geringer Zahl entgegenstellen, und taktische Erfolge gegen diese sind durch die gesteigerte Wirksamkeit der modernen Waffen erheblich erleichtert worden, mit dem Siege über die regulären Truppen ist aber noch wenig gewonnen. Jeder Stamm müßte einzeln unterworfen werden. In dem gebirgigen, stark zerklüfteten Lande scheint dies eine fast unlösbare Aufgabe.

Man kann demnach wohl sagen, daß sich etwaige militärische Unternehmungen in Marokko in vieler Beziehung unter sehr ähnlichen Bedingungen abspielen würden, wie die Kämpfe der Franzosen um ihren nordafrikanischen Besitz, daß man in Marokko aber mit erheblich größeren Schwierigkeiten zu rechnen hat.

Bis zur Eroberung durch die Franzosen stand Algerien unter der Herrschaft der türkischen Janitscharen. Diese wählten aus ihrer Mitte einen Dey, der von der Pforte bestätigt wurde. Auf diese Genehmigung beschränkte sich die Oberhoheit der Türkei. 1830 standen dem damaligen Dey Hussein an regulären Truppen 12 000 bis 15 000 türkische Soldaten zur Verfügung, an Hilfstruppen 5000 Kuluglis*). 600 000 bis 700 000 Seelen, die Bewohner der Küstenlandschaften, waren der türkischen Herrschaft unmittelbar unterworfen. Die Stämme im Innern des Landes waren völlig unabhängig. Die Gesamtbevölkerung Algeriens betrug etwa zwei Millionen.**) Die Araber der Steppen und Wüstengebiete, meist Nomadenstämme, lebten von Viehzucht, Raub und Besteuerung der Karawanen, die aus dem Sudan zur Mittelmeerküste zogen. Die vorzugsweise seßhaften Berber bewohnten die Ebenen des fruchtbaren Tell***) und die Gebirgslandschaften Algeriens. Sie nährten sich vorwiegend von Gewerbe und Ackerbau. Die kleinen Berber-Staaten der Küste, die sich unter den Schutz der türkischen Militärherrschaft gestellt hatten, lebten fast ausschließlich vom Seeraub. Seit Jahrhunderten forderten und erhielten sie Tribut von fast allen seefahrenden Nationen. Noch 1817 wagten sich algerische Korsaren bis in die Nordsee.

Frankreich, dem aus Gründen der allgemeinen Politik an der Freundschaft der

*) Mischlinge von Türken mit eingeborenen Frauen.

**) Marokko hat gegenwärtig 7 Millionen Einwohner.

***) Nördliches Randgebirge zwischen der Küste und Hochlandssteppe.

Pforte lag, kam bis 1800 leidlich mit Algerien und Tunesien aus. Allerdings mußte es diese Ruhe ebenso wie die übrigen Staaten durch Geldgeschenke, Kanonen und Munition erkaufen. Seit dem Zuge Napoleons nach Ägypten hatte das Verhältnis zwischen Frankreich und der Türkei bedenklich gelitten. 1827 kam es zum offenen Bruch mit Algerien. Frankreich hatte einen Erpressungsversuch der algerischen Regierung nicht beantwortet. Im Verlaufe der Verhandlungen des Deys Hussein mit dem französischen Konsul wurde dieser vom Dey tätlich beleidigt. Ein französisches Geschwader blockierte hierauf drei Jahre lang erfolglos die Häfen Algeriens. 1830 endlich entschloß sich die französische Regierung zu einer ernsthaften Unternehmung.

Am 14. Juni landeten unter dem Befehl des Generals Bourmont 35000 Mann mit 4000 Pferden auf 375 Transportschiffen unter dem Schutze von 100 Kriegsschiffen in der Bucht von Sidi el Ferruch. Die Stadt Algier wurde nach mehreren glücklichen Kämpfen am 5. Juli 1830 eingenommen; Dey Hussein verzichtete auf die Herrschaft. Die türkischen Janitscharen wurden nach Smyrna abgeschoben, die Christensklaven befreit, sämtliche Tribute fremder Staaten und alle Monopole wurden abgeschafft.

Die Franzosen landen am 14. Juni 1830 in Algerien und erobern am 5. Juli 1830 die Stadt Algier.

Mit geringer Mühe war es demnach gelungen, die Hauptstadt der Räuber zu bezwingen, die durch sechs Jahrhunderte hindurch den Schrecken Europas gebildet hatten. Die 50 Millionen Franks, die man im Staatsschatz vorfand, genügten reichlich, die Kosten der Expedition zu decken. Das Land selbst war durch die lange Mißwirtschaft völlig verarmt. Die gesamte Handelsbewegung erreichte damals höchstens 3½ Millionen jährlich. Städte von einiger Bedeutung waren nur Algier, Blida, Bône und Cherchel. Dennoch bedurfte es jahrzehntelanger Anstrengungen, um das Land zu unterwerfen. Der Islam bildete das Bindeglied des Widerstandes, Araber und Berber vergaßen vorübergehend ihren alten Rassenhaß.

Frankreich kam während der ersten zehn Jahre zu keinem festen Entschluß, ob es nur einige Küstenpunkte Algeriens besetzen oder das ganze Land erobern sollte; ferner stand in Frage, ob man das Land durch Beys regieren oder unmittelbar unter französische Verwaltung stellen sollte. Diese Unsicherheit verzögerte den Erfolg.

Mit Tunesien schloß Frankreich im August 1830 einen Vertrag, in dem dieses sich zur Abschaffung des Seeraubes, der Christensklaverei und zur Zahlung von 800 000 Franks verpflichtete. Die Insel Tabarka trat Tunesien an Frankreich ab. Dagegen wurde das bisher zu Recht bestehende Abhängigkeitsverhältnis Tunesiens von Algerien gelöst.

Die Franzosen schließen im August 1830 einen Vertrag mit Tunesien.

Hier nahm der Nachfolger Bourmonts, Marschall Clauzel, noch 1830 Blida ein und besetzte Oran, Constantine und Medea.*) Schon an diesen ersten

*) Das Expeditions-Korps gegen Medea war 8000 Mann stark und bestand aus 12 Bat., 2 Esk., 1 Feld-, 1 Gebirgs-Battr., 300 Lasttieren. Der Feind wurde geschlagen. 500 Mann unter dem Scheich Mustafa ergaben sich.

Unternehmungen in Algerien nahmen Eingeborene auf französischer Seite teil. Zuaven und Chasseurs d'Afrique wurden bereits 1830 aufgestellt, und zwar aus Eingeborenen unter französischen Offizieren und Unteroffizieren. Daß solches möglich war, zeigt die geringe Entwicklung des nationalen Gefühls in der Bevölkerung Nordafrikas.

Die französische Regierung nutzte die vom Marschall Clauzel errungenen Erfolge nicht aus. Sie fürchtete den Einspruch Englands und ersetzte deshalb den tatkräftigen Marschall durch den General Berthezene. Die afrikanische Armee wurde bis auf eine Division von 10 000 Mann aufgelöst.*) Unruhen in Medea zwangen zu einer neuen Expedition dorthin. Diese mit 4500 Mann unternommene Operation scheiterte völlig. Medea wurde aufgegeben. Ermutigt durch diesen Erfolg, wuchs die fremdenfeindliche Bewegung im Lande. Zahlreiche Wanderprediger forderten die Bevölkerung zum „heiligen Kriege" auf. In sieben Tagen versammelten sich 40 Stämme südlich Algier. Da sie indessen ohne Zusammenhalt kämpften, ihre nationale Schwarmtaktik auch der französischen Kampfweise nicht gewachsen war, so vermochten sie keinen entscheidenden Erfolg zu erzielen. Immerhin blieben die Franzosen auf die Verteidigung beschränkt.

Die französischen Truppen wurden deshalb noch 1831 wieder auf 23 000 Mann verstärkt und Savary, dem Herzoge von Rovigo, unterstellt. Dieser eroberte 1832 Bône. Sein Nachfolger, Voirol, besetzte 1833 Arzeu, Mostaganem und Bougie. Durch überstürzte Neuerungen reizte er jedoch Araber und Berber zu gemeinsamem Widerstand, und bald stand ganz Algerien in Aufruhr.

Der Emir von Mascara, Abd el Kader, erklärt im Mai 1833 den Franzosen den „heiligen Krieg".

Der Emir von Mascara, Abd el Kader, stellte sich an die Spitze der Bewegung und erklärte den Franzosen den „heiligen Krieg". Aber auch dieser bedeutenden, gewandten und tatkräftigen Persönlichkeit gelang es nicht, die militärischen Kräfte des Landes zum einheitlichen Handeln zusammenzufassen und die Bevölkerung zu einer allgemeinen und opferfreudigen Erhebung zu veranlassen. Zwar stießen die Franzosen überall auf Widerstand, dessen Unterdrückung lange Zeit und große Opfer an Geld und Blut erforderte, aber wohl niemals während der Eroberung Algeriens standen den Franzosen an einer Stelle mehr als höchstens 50 000 Mann gegenüber.

Im Mai 1833 stand Abd el Kader mit 12 000 Mann vor Oran im Felde. Zu entscheidenden Kämpfen kam es jedoch nicht. Religiöser Feste und der Ernte wegen zerstreuten sich die Truppen des Emirs bald wieder. Im Oktober begann der Feldzug indessen von neuem. Die Okkupations-Division wurde allmählich auf 31 000 Mann verstärkt. Nach langem Zögern entschloß sich Frankreich zur Behauptung des bereits eroberten Gebietes, das 1834 einem General-Gouverneur, Graf Drouet d'Erlon, unterstellt wurde.

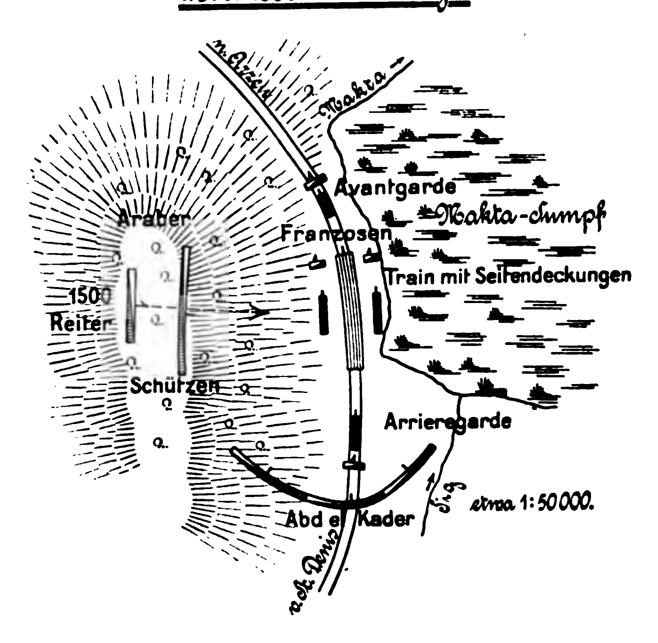
*) 16 Bat., 3 Esk., 7 Battr.

Ehe dieser in Algerien eintraf, schloß Frankreich jedoch mit Abd el Kader Frieden und erkannte ihn als Emir von Algerien an.*) Den Franzosen blieb nur Oran, Arzeu, Mostaganem, Bougie, Bône und Algier. Auf Drängen der Kammer wurde die Armee wieder auf 21 000 Mann verringert.

Durch dieses schwächliche Verhalten der Franzosen ermutigt, brach Abd el Kader bereits 1835 den eben geschlossenen Frieden. Am 28. Juni schlug er die Franzosen an der Makta. In diesem Gefecht standen etwa 2000 Franzosen**) 10 000 Arabern gegenüber. Von diesen waren 6000 bis 7000 Mann beritten. Unter den Fußtruppen war ein Bataillon reguläre Infanterie. Es war von einem Deutschen ausgebildet worden.

Abd el Kader schlägt am 28. Juni 1835 die Franzosen am Makta-Fluß.

Skizze des Gefechtes an der Makta
28.6.1835 12° mittags.




Das Gefecht an der Makta ist ein gutes Beispiel für die arabische Fechtweise.

Die französische Kolonne unter dem Befehl des Generals Trezel war im Marsch von der Sig nach Arzeu gewesen. Abd el Kader hatte in der Nacht vom 27./28. Juni südlich St. Denis gestanden. Seine Reiter umschwärmten am 28. früh die französische Marschkolonne, ohne jedoch einen ernsthaften Angriff zu unternehmen. Als gegen Mittag die Avantgarde Trezels den Nordrand der Ebene erreicht hatte, flammte

*) Textskizze Seite 151.

**) 4 Bat., 4 Esk., 1/2 Feld-, 1 Gebirgs-Battr., 1 Pi.-Kp.

plötzlich das Schilf des in der Sommerglut teilweise ausgetrockneten Makta-Sumpfes, an dem die Kolonne entlang marschierte, in hellen Flammen empor. Die Franzosen wichen nach links in die mit niedrigem Gebüsch bestandene Hügelkette aus. Hier wurden sie unerwartet von starkem feindlichen Feuer empfangen. Abd el Kader hatte 1500 Reiter, von denen jeder einen Infanteristen auf der Kruppe des Pferdes mitnahm, am frühen Morgen vorgeschickt, um den Franzosen den Weg zu verlegen. Die linke Seitendeckung, die sich gegen den Feind entwickeln sollte, flutete nach kurzer Gegenwehr auf die Marschkolonne zurück. Gleichzeitig griffen von Süden her dichte Reiterscharen die Arrieregarde an. Panischer Schrecken verbreitete sich in den französischen Reihen. Die von Abd el Kader vorgesandten 1500 Reiter brachen aus der Hügelkette zur Linken vor und teilten die Franzosen in zwei Gruppen, von denen die eine auf die Arrieregarde, die andere auf die Avantgarde zurückwich. Viele Leute ertranken im Sumpf. Die Araber stürzten sich auf den Train, den die Franzosen im Stich gelassen hatten. Dadurch entging die Truppe der völligen Vernichtung. Mit großen Verlusten erreichte sie am Abend Arzeu. Die dem französischen Detachement zugeteilte Kavallerie hatte sich als zu schwach erwiesen. Abd el Kader war es gelungen, durch den dichten Schleier, mit dem seine starke Reiterei die französische Marschkolonne umgab, die Aufklärung der Franzosen vollkommen zu verhindern. Es hatte sich gezeigt, daß zum Kampfe gegen die Araber-Stämme der Ebene, die zum größten Teile beritten sind, starke Kavallerie erforderlich ist. Sie muß imstande sein, die Aufklärung zu erzwingen, um so das Gros vor Überraschungen zu sichern. Nach der Niederlage an der Makta machten sich die Franzosen diese Lehre zu Nutzen.

Die Franzosen erobern Mascara und Tlemcen und werden im Frühjahr 1836 am Tafna-Fluß geschlagen.

Um die erlittene Scharte wieder auszuwetzen, wurden vier Infanterie-Regimenter aus Frankreich nach Oran gesandt, so daß die Afrika-Armee Ende 1835 aus 30000 regulären und 5000 irregulären Truppen, goums, bestand. Der an der Makta geschlagene General Trezel und der General-Gouverneur Graf Drouet d'Erlon wurden abberufen und durch den zum General-Gouverneur ernannten Marschall Clauzel ersetzt. Noch im Dezember 1835 nahm dieser die Residenz Abd el Kaders, Mascara, ein.*)

Im Frühjahr 1836 eroberten die Franzosen mit 7000 Mann auch Tlemcen. Der Emir setzte aber den Kleinkrieg mit gutem Erfolge fort. General d'Arlange mit 3900 Mann wurde von ihm an der Tafna geschlagen. Jetzt übernahm General Bugeaud den Oberbefehl in Oran und schlug Abd el Kader im Juli 1836 am Sikah-Flusse in der Nähe von Tlemcen.**)

*) Bei dieser Unternehmung bestand das französische Expeditions-Korps aus 10000 Franzosen und 1000 Eingeborenen in 4 Brigaden zu je 3 bis 4 Bat., etwas Kav. und je 2 Geschützen und 1 Pi.-Kp. Zum Nachschub waren 700 Kamele und 500 Pferdegespanne nötig. Abd el Kader verfügte über 10000 Reiter und 3 Geschütze.

**) Stärke der Franzosen: 5500 Gewehre (10 Bat.), 1200 Säbel, 10 Gebirgsgeschütze, 800 Lasttiere. Stärke der Araber ist nicht bekannt. Abd el Kader ließ 700 Tote zurück.

Um freie Hand gegen den Osten Algeriens zu erhalten, erkannte Frankreich trotz dieses Erfolges in dem im folgenden Jahre abgeschlossenen Vertrage von Tafna den Emir als Herrscher von Westalgerien an und begnügte sich mit dem bisherigen Besitz.

Constantine, dessen Regent Bey Achmed versucht hatte, sich selbständig zu machen, wurde von Clauzel seit November 1836 belagert. Denis de Danremont, der Nachfolger Clauzels als General-Gouverneur, setzte diese Unternehmung fort. Erst nach dem Frieden von Tafna im Oktober 1837 gelang es, die Festung einzunehmen und Bey Achmed zu vertreiben. Die Belagerungsarmee bestand aus etwa 11 000 Mann, darunter 1400 Eingeborene.*) Denis de Danremont fiel am 12. November 1837, dem Vorabend der Einnahme der Stadt. Sein Nachfolger wurde General Vallée. Die Franzosen dehnten jetzt in Ostalgerien ihre Herrschaft auch auf das Binnenland, etwa auf die heutige Provinz Constantine aus. Die Afrika-Armee war inzwischen auf 48 000 Mann angewachsen.**)

Abd el Kader bestritt Frankreich das Anrecht auf Ostalgerien und erklärte 1839 von neuem den „heiligen Krieg". Zur Verfügung standen ihm an regulären Truppen 4800 Mann Infanterie, 1000 Reiter, 150 Artilleristen mit 14 Feldgeschützen und etwa 50 000 Mann irreguläre Kavallerie. Die Stärke der französischen Armee stieg von 48 000 Mann nach und nach bis zum März 1841 auf 78 000 Mann. Statt des Marschalls Valée wurde im Frühjahr 1841 der General Bugeaud derselbe, der den Frieden von Tafna unterzeichnet hatte, zum General-Gouverneur Algeriens ernannt. Mit seiner Entsendung nach Afrika war die lange Periode beständigen Schwankens endgültig überwunden. Die Eroberung Algeriens wurde von jetzt ab methodisch und tatkräftig durchgeführt. Die Taktik des Generals Bugeaud zeichnete sich durch rücksichtslose Offensive aus. Er stützte seine Unternehmungen auf die im Besitz Frankreichs befindlichen Häfen, eroberte von ihnen aus die festen Städte im Innern und sicherte die französische Herrschaft durch Anlage zahlreicher befestigter Posten.

Mit einer schlagfertigen Feldtruppe griff er den Feind an, wo er sich zeigte, und verfolgte ihn bis an die Grenze Marokkos. Um den hohen Anforderungen zu genügen, die diese Taktik an die Beweglichkeit der Truppen stellte, reorganisierte er die Armee den besonderen Verhältnissen Nordafrikas entsprechend. Das Gepäck der Infanterie wurde beträchtlich erleichtert. Turko-Regimenter in ähnlicher Zusammensetzung***) wie heute wurden aufgestellt. Die fahrende Artillerie wurde durch Gebirgs-

*) Infanterie 7000 Mann in 14 Bataillonen. Kavallerie 1500 Mann in 12 Eskadrons. Artillerie 1200 Mann mit 6 Feld-, 10 Gebirgs-, 17 Belagerungsgeschützen. Pioniere 1000 Mann in 10 Kompagnien. Train 2500 Lasttiere.

**) Textskizze Seite 151.

***) Die Turko-Regimenter (Infanterie) ebenso wie die Spahis (Kavallerie) werden aus eingeborenen Mannschaften gebildet. Die Offiziere und Unteroffiziere sind zum überwiegenden Teil Franzosen. Diese eingeborenen Truppen zeichnen sich durch große Genügsamkeit und gute Kenntnis des Geländes aus.

10*

artillerie ersetzt, die mit Maultieren bespannt war, der Train wurde erheblich eingeschränkt, der Nachschub statt auf Fahrzeugen durch Lasttiere befördert. Mit neugebildeten Kamel-Korps gelang es große Durststrecken zu überwinden.*)

Mit dieser reorganisierten Armee unterwarf General Bugeaud innerhalb eines Jahres den größten Teil der Provinz Oran. Die meisten eingeborenen Stämme fielen von Abd el Kader ab, sobald sie sahen, daß das Kriegsglück sich den Franzosen zuwandte. Von Frühjahr 1842 an war Abd el Kader auf den Kleinkrieg beschränkt. Die Familien der ihm treu gebliebenen Stämme, Herden, Kriegsmaterial und sonstige Vorräte vereinigte er in einer Smalah (Lager), die er durch ständigen Ortswechsel vor den französischen Truppen sicherte. Mit der waffenfähigen Mannschaft unternahm er Streifzüge in das von den Franzosen besetzte Gebiet.

er Herzog n Aumale ngt Abd el ader am Mai 1843 Taguin zur Waffen- treckung.

Am 16. Mai 1843 gelang es dem Prinzen Heinrich von Orleans, Herzog von Aumale, bei Taguin die Smalah Abd el Kaders zu überraschen und mit nur 600 Reitern — Chasseurs d'Afrique und Spahis — aufzuheben. Im Lager waren etwa 40 000 Menschen versammelt, bewacht wurde es von 5000 Mann, darunter 500 Mann regulärer Truppen. Abd el Kader gefangen zu nehmen, gelang nicht, da er nicht im Lager anwesend war.

nkreich er- rt an Ma- o den Krieg o siegt am l. August 44 an der Isly.

Der Emir zog sich jetzt auf marokkanisches Gebiet zurück und setzte von hier aus seine Unternehmungen fort. Da der Sultan von Marokko ihn unterstützte, erklärte Frankreich diesem 1844 den Krieg. Die Armee wurde auf mehr als 100 000 Mann gebracht. Ein französisches Geschwader bombardierte Tanger und Mogador. General Bugeaud mit 8500 Mann Infanterie, 1400 Mann regulärer, 400 Mann irregulärer Kavallerie und 16 Geschützen schlug am 14. August 1844 an der Isly ein marokkanisches Heer von 30 000 Reitern, 10 000 Mann Fußtruppen und 11 Geschützen. Am 10. September 1844 schloß der Sultan infolge dieser Niederlage in Tanger Frieden. In diesem versprach er, Abd el Kader künftig nicht mehr zu unterstützen. Die Franzosen gründeten als Grenzschutz Lalla Maghnia. Durch einen an diesem Ort im folgenden Jahre 1845 geschlossenen Vertrag wurden die Grenzverhältnisse zwischen beiden Staaten geordnet.

i Vertrage u Lalla ghnia 1845 o die al- sch-marok- ische Grenze stgelegt.

In diesem Abkommen wurde folgendes bestimmt:

1. Die Grenze von der Küste bis Teniet es Sassi wird genau festgelegt.
2. Südlich hiervon wird keine Abgrenzung vorgenommen. Jeder Staat übt hier die Herrschaft über seine Untertanen aus. Von Frankreich hängen ab: Uled Sidi Scheik, Cheraga und alle Hamian-Stämme mit Ausnahme des Hammia-Djemna, der zu Marokko gehört. Die übrigen Stämme im Grenzgebiet unterstehen ebenfalls Marokko.

*) 1 Kamel diente für 2 Mann, die sich im Reiten ablösten. Das Tier trug außerdem das Gepäck der beiden Leute und Lebensmittel für 25 bis 30 Tage. Die Gesamtlast betrug 150 bis 160 kg.

3. Die Wüstendörfer werden auf beide Staaten verteilt, u. a. fällt Figuig an Marokko, Ain Sefra und Sfissifa an Algerien.
4. Südlich Figuig, in der Sahara, wurde eine Abgrenzung für überflüssig erachtet.

Zum Verkehr mit den Eingeborenen und zur Überwachung der Märkte wurden Ämter für Angelegenheiten der Eingeborenen, „Bureaux arabes“ eingerichtet. Diese Behörden wurden aus französischen Offizieren, die mit den afrikanischen Verhältnissen vertraut waren, und aus zuverlässigen Eingeborenen als Dolmetscher gebildet. In veränderter Form besteht diese Einrichtung auch heute noch.

Abd el setzt 18 Kleinkr und n Dezem gefang nom

Trotz der großen Erfolge Frankreichs war die Ruhe im Lande auch nach dem siegreichen Feldzuge gegen Marokko noch nicht gesichert. Abd el Kader setzte den Kleinkrieg fort. Noch im Oktober 1845 war ein französisches Heer von mehr als 100 000 Mann zur Bekämpfung der Unruhen nötig. Kleine Erfolge Abd el Kaders, wie das Gefecht von Sidi Brahim im Herbst 1845,*) ließen die Franzosen feindlichen Bewegungen immer wieder von neuem aufflammen. Erst Ende 1847 trat durch das Eingreifen des Sultans von Marokko eine entscheidende Wendung ein. Dieser zwang Abd el Kader nach siegreichem Gefecht bei Udjda**) zum Übertritt auf algerisches Gebiet. Hier wurde der Emir im Dezember 1847 von General Lamoriciere gefangen genommen.

Damit war die Eroberung Algeriens gesichert.

General Bugeaud, dem das Verdienst hierfür zufällt, war bereits im Herbst 1847 von dem Posten als General-Gouverneur zurückgetreten und durch den Herzog von Aumale ersetzt worden.

Die Fr bring Südal bis zu Biskr Kämp den K

Inzwischen waren auch in Südalgerien die Franzosen siegreich bis zur Oase Biskra vorgedrungen. Nur die Gebirgsstämme widersetzten sich noch der französischen Herrschaft. Die Bewohner der Djurdjura und von Groß-Kabylien wurden 1847 unterworfen. Trotzdem hielt Frankreich noch 1849 ein Heer von fast 80 000 Mann für erforderlich, um die Ordnung in Algerien aufrecht zu erhalten.***) 1851 unterwarf der General St. Arnaud mit einer Division von etwa 9000 Mann die Bewohner von Klein-Kabylien. Infolge des Krimkrieges wurde 1854 die algerische Armee auf weniger als 50 000 Mann herabgesetzt. Die Stämme von Groß-Kabylien nutzten diese Schwäche der französischen Truppen aus und erhoben sich noch im gleichen Jahre. Erst nach langwierigen Kämpfen gelang es unter dem General-Gouverneur Randon, sie 1857 endgültig zu unterwerfen.

*) 350 Chasseurs und 50 Husaren unterlagen nach dreitägiger heldenhafter Gegenwehr einer erdrückenden Übermacht. Nur 14 Mann blieben am Leben. Dieser Tag wird noch heute in der französischen Reiterei gefeiert.

**) 40 000 Marokkaner standen 2000 bis 3000 Anhängern des Emirs gegenüber.

***) 77 000 Mann, 12 000 Pferde, 4500 Maultiere, die in 46 Bataillonen, 28 Eskadrons, 21 Batterien organisiert waren.

Die Kämpfe in den Hochgebirgslandschaften von Kabylien hatten ein ganz anderes Gepräge gezeigt, als die in den Ebenen und Hügellandschaften des übrigen Tells. Die nomadisierenden, meist berittenen Araberstämme des Flachlandes besaßen wenig Neigung zum nachhaltigen Widerstand. Es war leicht sie zurückzuwerfen, aber schwer ihnen eine empfindliche Niederlage beizubringen. Dazu bedurfte es zahlreicher, leicht beweglicher Kolonnen mit starker Kavallerie, die imstande waren, dem flüchtigen Gegner zu folgen. Anders der Kampf gegen die ackerbautreibenden Berberstämme der Djurdjura und von Kabylien. Diese kriegerische, tüchtige und freiheitsliebende Bevölkerung hing fest an der Scholle, die sie bebaute. Der Natur ihres Landes entsprechend kämpfte sie zu Fuß. Dem Vordringen der Franzosen setzte sie zähen Widerstand entgegen. Jeder Fußbreit Landes wurde hartnäckig verteidigt. Jedes Dorf, meist Felsennester, die burgartig die Kuppen der Berge krönten, mußte einzeln erobert werden. Die Division des Generals St. Arnaud kämpfte innerhalb von $2^1/_2$ Monaten an 26 Tagen. An Kavallerie, die in dem unzugänglichen Lande doch nur mühsam vorwärts kam, konnte gespart werden. Dagegen mußten die französischen Expeditions-Korps stark an Infanterie sein und reichlich mit Gebirgsartillerie versehen werden. Auch im Kampfe gegen die Kabylen gingen die Franzosen meist in mehreren kleinen Kolonnen vor. Diese schützten sich gegenseitig vor Überraschungen.

Nach der 1857 erfolgten Eroberung von Groß-Kabylien ist Algerien vom Mittelmeer bis zum Rand der Sahara im französischen Besitz.

Mit der Eroberung von Groß-Kabylien war Algerien vom Mittelmeer bis zum Rand der Sahara französisch. 27 Jahre war um den Besitz des Landes gekämpft worden. Bis zum Jahre 1840 hatten durchschnittlich 30 000 Franzosen im Felde gestanden. Diese hatten genügt, um einzelne Landschaften und mehrere Küstenpunkte zu besetzen. Zur Durchführung der Eroberung Algeriens bedurfte es eines Heeres von mehr als 100 000 Mann. Zur Sicherung des besetzten Gebietes mußte die Stärke der Armee noch bis an das Ende der 50er Jahre auf der Höhe von 70 000 bis 80 000 Mann gehalten werden.*) Der größte Teil der Truppen diente der Besetzung wichtiger Punkte und dem Schutze der Etappenstraßen. Dabei begünstigte in dieser Hinsicht die geographische Gestaltung Algeriens die Eroberung des Landes durch die Franzosen. Zahlreiche Häfen standen an der lang-

---

*) Größe des Landes:

Algerien . . . . . . . . . . . . . 300 000 qkm,
Deutsch-Südwestafrika (ohne Ovamboland) . 650 000 „ ,
Marokko . . . . . . . . . . . . 800 000 „ .

Bevölkerung:

Algerien (1830) 2 000 000, davon bewaffnet 50 000 mit Säbel und Gewehren,
Deutsch-Südwestafrika (1904) 130 000, davon bewaffnet 13 000 mit Gewehren,
Marokko (1907) 7 000 000, davon bewaffnet etwa 200 000 mit Säbel und Gewehren (Sultanstruppen 53 000 Mann),

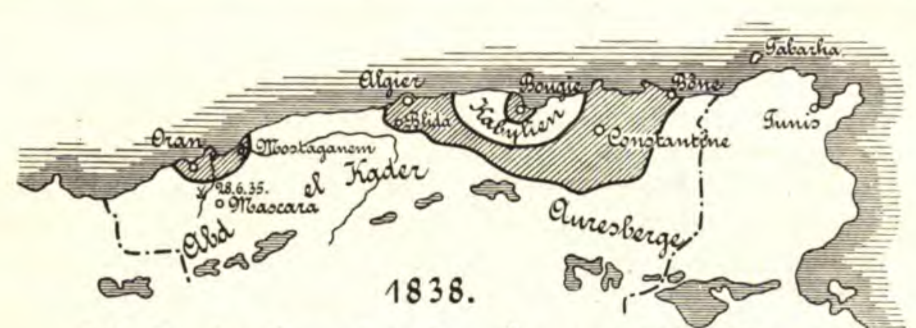
Dauer des Feldzuges:

Algerien . . . . . . . . . . . . . . 27 Jahre,
Deutsch-Südwestafrika . . . . . . . . . 3 „ .

# Besitzstand der Franzosen während der Eroberung Algeriens.




Stärke der französischen Armee 31000 Mann.




Stärke der französischen Armee 48000 Mann.




Stärke der französischen Armee 100 000 Mann.

Gesicherter französischer Besitz.

gestreckten Küste für die Ausschiffung von Truppen und Vorräten zur Verfügung. Die von den Küstenpunkten in das Innere führenden Etappenlinien waren nur kurz. Die Entfernung von Oran nach Tlemcen beträgt 115 km, von Mostaganem nach Mascara 80 km, von Algier nach Medea 70 km, von Philippeville nach Constantine nur 60 km. Die längste Etappenstraße während der Eroberung Algeriens, Constantine—Biskra, beträgt 200 km.*)

Die Gefechtsstärken beider Parteien waren im allgemeinen gering. Meist standen 2000 bis 3000 Franzosen 10 000 bis 12 000 Arabern gegenüber, selten stiegen diese Zahlen auf 10 000 Franzosen gegen 40 000 bis 50 000 Araber. Bei einem Verhältnis von 1 : 4 waren die französischen Truppen meist siegreich.**) Es erklärt sich dies durch die unbeholfene und zusammenhanglose Kampfesweise der Eingeborenen. An der Makta und an der Tafna, bei Sidi Brahim und in manchem anderen Gefecht erwies es sich aber, daß auch mit dieser veralteten Taktik bei großer Überlegenheit und bei der Todesverachtung der Eingeborenen noch Erfolge erzielt werden können.

Die Haltung der Bevölkerung war den Franzosen zwar durchweg feindlich, aber trotzdem gelang es schon im Beginn des Feldzuges und im Verlauf der Jahre im steigenden Maße, Eingeborene in die französischen Reihen einzustellen. Die Stämme der fruchtbaren Ebenen des Tells waren aus Sorge um die Ernte am ehesten geneigt, sich der französischen Herrschaft zu unterwerfen. Die kriegerischen Bewohner der schwer zugänglichen Gebirgslandschaften bewahrten am längsten ihre Selbständigkeit. Die Unterwerfung der Nomadenstämme der Sahara, die eine stete Gefahr für die Sicherheit Algeriens bildeten, blieb der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts vorbehalten. Die Kosten der Eroberung Algeriens von 1830 bis 1857 betrugen nach Abzug aller Einnahmen aus dieser Zeit mehr als $2^1/_2$ Milliarden Franks, d. i. durchschnittlich jährlich 100 Millionen.***)

---

*) Etappenlinien, die in Marokko in Frage kommen:

| | |
|---|---|
| Tlemcen—Udjda—Fez . . . . . . . . . . . . . . . | 350 km, |
| Colomb—Kenadsa—Tafilelt . . . . . . . . . . . . . | 200 „ , |
| Mogador—Marrakesch . . . . . . . . . . . . . . . | 225 „ . |

Etappenstraßen während des Aufstandes in Deutsch-Südwestafrika:

| | |
|---|---|
| Swakopmund—Windhuk—Gobabis—Rietfontein . . . . . | 800 km, |
| „ „ „ Aminuis . . . . . . . | 750 „ , |
| „ „ Keetmannshop—Warmbad . . . | 1350 „ , |
| Lüderitzbucht—Kubub— „ „ . . . | 500 „ . |

**) Gefechtsstärken in Südwestafrika:

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| Omaruru 4. 2. 1904 . . . . . | Kp. Franke | 135 Gewehre | Hereros | 1100 Gewehre, |
| Okaharui 3. 4. 1904 . . . . . . | Deutsche | 230 „ | „ | 1000 „ , |
| Waterberg 11./12. 8. 1904 . . . | „ | 1500 „ | „ | 6000 „ , |
| Groß-Nabas 2./4. 1. 1905 . . . | „ | 200 „ | Wittbois | 1000 „ . |

***) Kosten des Aufstandes in Deutsch-Südwestafrika rund 450 Millionen Mark, d. h. durchschnittlich jährlich 150 Millionen Mark — 187,5 Millionen Franks.

Seit 1840 war manches zur Hebung des Landes geschehen. Straßen waren angelegt, Häfen ausgebaut worden. 1845 hatte Bugeaud neben der Militärverwaltung eine Zivilverwaltung eingerichtet. 1857 wurde mit dem Bau von Eisenbahnen begonnen, 1860 ein Kabel von Marseille nach Algier gelegt. Die Zahl der Europäer stieg von 3200 (600 Franzosen) im Jahre 1830, auf 130 000 (66 000 Franzosen) im Jahre 1851 und 225 000 (130 000 Franzosen) im Jahre 1870.

Aufst… Süd… Ge… Wi… schlägt… ständis… 14. O… be… Fou…

In diesem Jahre wurde der größte Teil der Afrika-Truppen nach Frankreich befördert, um die Heimatsarmee gegen Deutschland zu verstärken. Die Eingeborenen benutzten die Entblößung des Landes, um sich noch einmal gegen die französische Herrschaft zu erheben. Im Oktober fielen Stämme aus der Gegend von Kenadsa, 6000 Mann Fußtruppen, 2000 Reiter mit 2200 Kamelen, in Algerien ein. General Wimpfen schlug sie bei El Fourniak am Oued Guir am 14. Oktober und zwang sie zum Frieden von Oran.

Natu… run… Ju… Er… Auff…

Am 24. Oktober naturalisierte ein Dekret Cremieux', eines jüdischen Mitgliedes der nationalen Verteidigung, alle Juden Algeriens ohne Unterschied. Diese Verfügung verursachte eine lebhafte Mißstimmung in der eingeborenen Bevölkerung. Im März brach ein Aufstand aus unter der Führung El Mokranis, des Hauptes der Medjana, der mit 8000 Mann vor Bordj bou Arreridj südlich Bougie erschien. Die Bewegung verbreitete sich schnell über das ganze Land. Besonders die kriegerischen Kabylen schlossen sich dem Aufstand an. Sie drangen bis an die Metidja vor.*) Hier wurden sie von schwachen Kräften an der Alma südlich Algier festgehalten. Bei Aumale wurde das aufständische Heer unter El Mokrani geschlagen. Dieser selbst fiel im Kampf. Bis 1872 wurde unter dem General-Gouverneur Geydon die Ruhe wiederhergestellt.

Ein Aufstand 1879 in den Aures-Bergen wurde schnell unterdrückt.

Fran… über… 188… Schu… schaft… Tun…

Die eingeborene Bevölkerung konnte sich jedoch mit der 1870 erfolgten Naturalisierung der Juden nicht abfinden. Die antisemitische Bewegung kam 1897/98 zum Ausbruch, General-Gouverneur Laferriere stellte jedoch die Ordnung mit leichter Mühe wieder her. Seit dieser Zeit ist die Ruhe im Innern Algeriens nicht mehr gestört worden. Inzwischen war 1881 der afrikanische Besitz Frankreichs durch die Errichtung der Schutzherrschaft in Tunesien wesentlich ausgedehnt worden. Dieses Land war unter der Herrschaft des Beys Mohamed es Sadok völlig verschuldet.

Um die Kosten seiner glänzenden Hofhaltung bestreiten zu können, hatte der Regent innere und äußere zwölfprozentige Anleihen aufgenommen. Die Schuld war von 1860 bis 1869 von 11 auf 169 Millionen Franks gestiegen. In diesem Jahre stellte Tunesien die Zinszahlung ein. Eine europäische Finanzkontrolle unter dem vorwiegenden Einfluß Frankreichs wurde eingerichtet, während im übrigen den wirtschaftlich größten

*) Fruchtbare Ebene um Algier.

Einfluß Italien ausübte. Frankreich fürchtete, daß dieses ihm auch politisch zuvorkommen würde. Als daher 1881 Unruhen an der algerisch-tunesischen Grenze ausbrachen, benutzte es diese Gelegenheit und rückte mit 30 000 Mann in Tunesien ein. Die Flotte unterstützte die Unternehmung der französischen Landarmee. In einer Note an die Großmächte erklärte Frankreich,*) Tunesien „pazifizieren" zu wollen. Der Bey und die Pforte protestierten. General Breart drang trotzdem weiter vor. Anfang Mai stand er vor Tunis. Unter diesem Druck schloß der Bey am 12. Mai 1881 den Vertrag von Bardo ab. Tunesien verzichtete in diesem auf das Recht, mit fremden Staaten Verträge einzugehen und gestattete Frankreich Einfluß auf die Verwaltung des Landes. Der Familie des Beys wurde die erbliche Nachfolge verbürgt. Gegen diesen Vertrag lehnte sich der Süden des Landes auf. Die Franzosen eroberten Susa, Sfax, Gabes und Kairouan und schlugen so den Aufstand mit geringer Mühe nieder. Frankreich hatte anfangs erklärt, das Land nur vorübergehend im Interesse der Sicherheit der algerischen Grenze besetzen zu wollen, jetzt richtete es sich zur dauernden Beherrschung Tunesiens ein. Durch Dekret vom 22. April 1882 wurde die Verwaltung nach französischem Vorbild organisiert, alle Hauptämter wurden mit Franzosen besetzt. Der General-Resident Roustan war der eigentliche Herr des Landes. Im Vertrage von La Marsa**) vom 8. Juni 1883 wurde dieser Zustand bestätigt und Tunesien dem „Protektorat Frankreichs" unterstellt. Der Bey erhielt eine jährliche Zivilliste von 1¾ Millionen Franks. 1886 wurde die Grenze gegen Tripolis festgelegt.

*Die Herrschaft Frankreichs über Tunesien wird von den Großmächten anerkannt.*

Unter der zielbewußten und tatkräftigen Führung Frankreichs hat sich seitdem Tunesien sehr schnell zum blühenden Schutzgebiet entwickelt. Durch Sonderverträge wurde die Herrschaft Frankreichs von den Großmächten anerkannt: von Deutschland 1896, England 1897 und Amerika 1904.

Während so die Franzosen ihre Herrschaft in Nordafrika von der marokkanischen Grenze bis zu der von Tripolis ausgedehnt und befestigt hatten, waren sie auch immer weiter nach Süden in die Sahara vorgedrungen.

*Der Karawanenverkehr meidet die französischen Besitzungen.*

Der Wunsch, die Kolonie gegen die räuberischen Stämme der Nordsahara zu sichern, führte in erster Linie hierzu. Diese Stämme fielen wiederholt in französisches Gebiet ein und zwangen Frankreich zu zahlreichen Streifzügen. Alle unsicheren Elemente Algeriens fanden Zuflucht und Rückhalt bei ihnen. Um die beweglichen Nomadenstämme dauernd zu unterwerfen, mußten die Oasen, von deren Wasserplätzen sie abhängig sind, militärisch besetzt werden. Ferner wünschten die Franzosen, den Transithandel der Sahara nach den nordafrikanischen Häfen zu leiten. Seitdem sich Algerien und Tunesien im christlichen Besitz befinden, werden sie von den aus den

*) Ministerpräsident war Jules Ferry.

**) In der Nähe von Tunis.

reichen Gebieten des Sudans kommenden Karawanen gemieden. Diese gehen seit dieser Zeit nach den mohammedanischen Staaten Tripolis oder Marokko.*)

Zu diesen Gesichtspunkten kommt für Frankreich in neuerer Zeit noch das Bestreben, die Verbindung zwischen den einzelnen Kolonien seines großen afrikanischen Besitzes herzustellen. Schon während der Eroberung Algeriens mußten die Oasen von Biskra und Laghouat besetzt werden. Diese bilden die Eingangspforten zu den Provinzen Constantine und Algier. In der Provinz Oran blieb bis zum Jahre 1881 Geryville der südlichste Posten. Der Südwesten der Kolonie, dessen Grenze von dem mächtigen und unruhigen Stamme der Uled Sidi Scheik bewohnt wurde, blieb den Einfällen dieses Stammes offen.

Es gelang den Franzosen auch nicht, den Karawanenverkehr der Sahara nach Algerien zu lenken. Um das Jahr 1880 hofften sie, diese Frage durch den Bau einer Trans-Sahara-Bahn zu lösen. Oberst Flatters wurde 1881 vom Minister der öffentlichen Arbeiten beauftragt, „eine Trace zu erkunden, die im Sudan zwischen Niger und Tschad-See" endigen sollte. Flatters drang von Biskra über Ouargla bis in die Gegend südlich In Salah vor. Hier wurde die ganze Expedition von Leuten des Hoggar-Stammes ermordet. Dieser Erfolg der Eingeborenen ermutigte den Stamm der Uled Sidi Scheik unter der Führung eines Wanderpredigers, Bou Amama, zu erneuten Einfällen in die Provinz Oran. Diese wurden zwar zurückgewiesen, die Gegend dauernd aber erst im Jahre 1883 durch den General Saussier unterworfen. Bou Amama zog sich hierauf in die Gegend von Figuig zurück. Der Bau der Bahn Arzeu—Aïn Sefra wurde inzwischen beschleunigt und erreichte noch 1882 Mecheria.**) Aïn Sefra, das wie Biskra und Laghouat einen wichtigen Paß des Sahara-Atlas beherrscht, wurde besetzt und befestigt.

Eisenbahnbau.

Die passive Verteidigung der Zugänge Algeriens genügte jedoch nicht, um die Raubzüge der Tuaregs***) zu verhüten. Die Franzosen schoben deshalb in den nächsten Jahren Posten in die nördlichen Gebiete der Sahara vor. Bis 1894 wurden die Oasen-Landschaften von El Oued, Ouargla, El Goléa besetzt und durch eine Reihe von Forts in der Linie Berresof—Miribel—Mac Mahon gesichert. Die Bahn nach Aïn Sefra hatte diesen Ort 1887, die Bahn Constantine—Batna 1888 Biskra erreicht.

In dem englisch-französischen Abkommen vom 5. August 1890 erkannte England als Einflußsphäre Frankreichs das Gebiet im Süden der französischen Mittelmeer-Besitzungen bis zur Linie Say am Niger—Tschad-See an. Da es aber nicht gelang, die Oasen Rhat und Rhadames, die von Tripolis beansprucht wurden, unter französischen Einfluß zu bringen, gingen die Karawanen der Sahara nach wie vor nach Tripolis und Marokko.

*) Übersichtsskizze auf Skizze 4.

**) In 52 Tagen wurden 35 km fertiggestellt; die Spurweite beträgt 1,04 m.

***) Berberstämme der Nordsahara.

In einem neuen Abkommen Frankreichs mit England wird 1899 die Grenze des Hinterlandes von Tunesien gegen Ägypten festgelegt.

1899 schloß Frankreich mit England ein neues Abkommen, in dem das Hin land Tunesiens gegen Ägypten festgelegt wurde. England erkannte in diesem V trage das Gebiet westlich der Libyschen Wüste vom Wendekreis des Krebses ab bis 15. Breitengrad als Interessensphäre Frankreichs an. Die Pforte, deren Hinterl in Tripolis hiermit in das französische Interessengebiet fiel, erhob keinen Einspr Erst 1906 und 1907 nutzte Frankreich die Vorteile dieses Vertrages dadurch daß es Bilma und Aïn Galakka*) besetzte. Hierdurch hat es die beiden aus Sudan nach Tripolis führenden Karawanenstraßen, Bilma—Rhat—Rhadames Borku—Kufra-Oasen, gesperrt.**)

In Südalgerien drang Frankreich von 1900 ab energisch weiter vor.

Die Tuat-, Tidikelt- und Gurara-Oasen wurden bis 1901 besetzt.***) leichter Mühe und mit geringem Einsatz von militärischen Mitteln ist es lungen, die Jahrzehnte hindurch gefürchteten Tuaregs der Nordsahara endgültig unterwerfen. Auch die Sicherung dieser weiten Gebiete Südalgeriens erfordert wenig Truppen und verursacht nur geringe Kosten.†) Die anfangs mit europäisc Truppen besetzten Posten erwiesen sich des Klimas und des Verpflegungsnachschu wegen als unzweckmäßig und kostspielig. Sie wurden deshalb 1902 durch neua gestellte Sahara-Kompagnien ersetzt. Die Mannschaften dieser aus allen Waff gattungen gemischten, sehr beweglichen Truppen rekrutieren sich aus den Stämn der Sahara und sind deshalb mit den örtlichen Verhältnissen gut vertraut. verpflegen sich aus den Vorräten des Landes selbst, ihr Unterhalt ist daher bil

Erste Durchquerung der Sahara durch Oberst Laperrine im April 1904.

Nachdem auf diese Weise die Nordsahara gegen die räuberischen Überfälle eingeborenen Stämme gesichert war, gelang es im Jahre 1904 zum ersten M die Verbindung auf dem Landweg zwischen Algerien und Westafrika aufzunehm Oberst Laperrine traf am 18. 4. 1904 bei Timiaouine mit dem Kapitän Theveni zusammen.

Die Südgrenze Algeriens wird 1905 festgelegt.

1905 wurde die Südgrenze Algeriens gegen die Kolonie Westafrika festgel und damit die Ausdehnung Südalgeriens zum Abschluß gebracht. 1907 wurden an der Sahara-Front gelegenen Gebiete zu dem Militär-Territorium Oasis sammengefaßt.

Auch an der südoranischen Grenze machte inzwischen das Vordringen der Fr zosen unter der tatkräftigen Leitung des Generals Liautey schnelle Fortschritte. zum Jahre 1902 wurde das Zousfana-Tal von zahlreichen Posten besetzt. Di

*) Ob Aïn Galakka bereits dauernd besetzt ist, steht noch nicht fest.

**) Diese Straßen werden von Karawanen benutzt, die Negersklaven und Elfenbein im A tausch gegen Waffen und Munition von Ubangi durch die Landschaften Dar Fertit und Wadai Tripolis bringen.

***) Im Dezember 1894 schlug Kommandant Pein mit 140 Mann 1200 Tuaregs bei In Sal

†) Das Militärbudget Südalgeriens beträgt gegenwärtig etwa $4^1/_2$ Millionen Franks.

sollten einmal Südalgerien gegen die Stämme um Kenadsa und Figuig schützen und dann eine sichere Etappenlinie zu den Tuat-Oasen bilden. Bou Amama zog sich von Figuig in die Gegend von Udjda zurück.

Die mit Marokko 1901 und 1902 geschlossenen Verträge legten die Grenze gegen diesen Staat fest, und zwar genau von Saidia bis zum Passe Teniet es Sassi, wie 1845, von dort bis Figuig ungefähr. Südwestlich Figuig wurde eine neutrale Zone geschaffen, die sich aber mehr und mehr als französisches Interessengebiet entwickelt. Die Bahn Aïn Sefra—Beni Ounif wurde 1905 statt, wie ursprünglich beabsichtigt, im Zousfana-Tal nach Igli, nach Colomb Bechar und weiter in der Richtung auf Kenadsa fortgeführt.

Die Westgrenze Algeriens erreicht 1907 die Linie Udjda—Berguent—Kenadsa.

1903 wurde ein Strafzug gegen die räuberische Bevölkerung von Figuig unternommen. Zenaga, das größte Dorf der Landschaft, wurde bombardiert. Um den algerischen Südwesten dauernd gegen die Einfälle aus marokkanischem Gebiet zu sichern, wurden die Posten weiter nach Westen vorgeschoben. 1907 haben sie die Linie Udjda—Berguent—Kenadsa erreicht.*)

Das italienisch-französische Mittelmeer-Abkommen von 1901, der französisch-englische Vertrag von 1904 und das spanisch-französische Abkommen vom gleichen Jahre gaben Frankreich freie Hand gegen Marokko. Die Algeciras-Akte beschränkte diese Rechte, hinderte Frankreich aber ausdrücklich nicht daran, seine marokkanischen Grenzverhältnisse selbständig zu regeln. Die Truppen in Südoran wurden nach dem Vorbild der Sahara-Kompagnien reorganisiert. Aus den Kreisen an der marokkanischen Grenze wurde durch Verordnungen von 1905 und 1907 das Militär-Territorium Aïn Sefra gebildet.

Handelsabsichten in Nordafrika.

Die Geschichte Französisch-Nordafrikas ist durch die Ereignisse der letzten Jahre zu einem gewissen Abschluß gelangt. Die Südgrenze Algeriens kann als völlig gesichert betrachtet werden. Die Verbindung mit den verschiedenen Kolonien Westafrikas durch die Sahara hindurch ist von mehreren Expeditionen mit Erfolg hergestellt worden. Den Handel aus dem Sudan nach dem französischen Mittelmeer zu ziehen, ist allerdings nicht gelungen. Der Transithandel an der südalgerischen Grenze betrug 1906 etwa 9 Millionen Franks, also nur soviel wie der eines kleinen Hafens. Diese Frage hat aber inzwischen durch die Verträge mit England von 1890 und 1904 eine andere und für Frankreich ebenfalls günstige Lösung gefunden. Durch diese beiden Abkommen erhielt Frankreich eine gute Verbindung von Westafrika (Dakar—St. Louis) nach dem zentralen Sudan (Tschad-See). Die Verbindungsbahn zwischen Senegal

*) Udjda ist vorläufig als Pfand für die aus Anlaß der Ermordung des französischen Arztes Mauchamps von Frankreich gestellten und bisher nicht erfüllten Forderungen besetzt worden. Der Posten in Berguent wurde zur Sicherheit der algerischen Grenze gegen Bou Amama, der sich noch im Nordosten Marokkos aufhält, errichtet, die Postierung in Kenadsa dient zur Sicherung der Eisenbahn Beni Ounif—Colomb Bechar.

und Niger erleichtert den Abfluß der Produkte des Sudans nach dem französischen Westafrika. Ein Teil des Karawanenverkehrs geht heute noch über das Tafilelt nach Marokko. Die französischen Kolonialkreise hegen daher den Wunsch, diese reiche Landschaft Algerien anzugliedern. Marokko würde hierdurch gegen die Sahara abgeschlossen werden. Die Bahn Aïn Sefra—Colomb wird anscheinend in der Richtung auf das Tafilelt weitergeführt.

Ausgaben für die nordafrikanischen Kolonien.

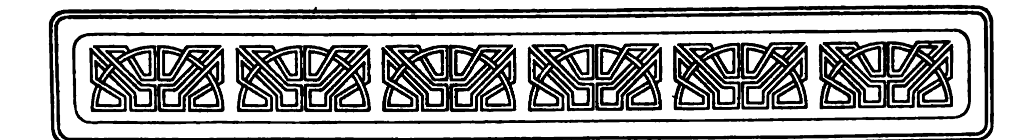
Frankreich hat für die Eroberung und Behauptung seines nordafrikanischen Reiches außerordentliche Opfer bringen müssen. Nach Abzug aller Einnahmen aus diesen Gebieten hat es noch 6 Milliarden Franks zu den Kosten Algeriens und Tunesiens beigesteuert, davon entfallen $4^1/_2$ Milliarden auf das Heeresbudget, 650 Millionen auf Eisenbahnunternehmungen. An eine unmittelbare Verzinsung dieser hohen Summen ist in absehbarer Zeit nicht zu denken. Dies würde ohne Amortisation des Anlagekapitals einen jährlichen Überschuß von mehr als 200 Millionen Franks erfordern.

Noch gegenwärtig trägt Frankreich jährlich etwa 100 Millionen Franks zu den Ausgaben der beiden nordafrikanischen Besitzungen bei, 71 Millionen für Heereszwecke,*) den Rest zum größten Teil für Verzinsung von Eisenbahnanleihen.

Trotz dieser hohen Summe, die der Staat in Nordafrika hat anlegen müssen, ist der Besitz Algeriens und Tunesiens von hohem Wert für die französische Volkswirtschaft. Die Milliarden, die in Afrika angelegt sind, sind nicht verloren. Sie sind zum überwiegenden Teil für französische Fabrikate in Frankreich ausgegeben worden, nur ein geringer Teil wird ins Ausland abgeflossen sein. Industrie und Handel sind mächtig belebt worden. 1904 betrug der Gesamthandel Französisch-Nordafrikas 823 Millionen Franks, davon entfielen auf den Handel mit Frankreich und auf die Ausfuhr aus Algerien und Tunesien, die zum allergrößten Teil in französischen Händen ruht, 744 Millionen Franks. Der Besitz des französischen Kolonialreiches in Nordafrika lohnt daher die hohen Ausgaben, die seine Erwerbung und Sicherung verursacht hat.

*) Für diese Summe wird in Nordafrika das 19. Armeekorps und die Tunesische Besatzungsdivision unterhalten.





# Aus der Verluststatistik des Ostasiatischen Krieges 1904/05 und des Feldzuges 1870/71.

In den beigefügten Tabellen sind die Verluste der Russen und Japaner im Kriege 1904/05 und der Deutschen im Feldzuge 1870/71 graphisch gegenübergestellt. Anlage 1 u. 2.

Tabelle I enthält die „blutigen" Verluste, Tabelle II die „Krankheits"-, Tabelle III die „Gesamt"-Verluste, während in Tabelle IV „statistische Einzelheiten" behandelt werden.

Die „blutigen" Verluste umfassen die auf dem Gefechtsfelde Gefallenen und Verwundeten, nicht aber Vermißte und Gefangene.

Entsprechend dem Verfahren der russischen offiziellen Statistik sind die Verlustprozente berechnet: Berechnungsart.

bei den „blutigen" Verlusten auf die Summe aller Teilnehmer an Schlachten und Gefechten,

bei den „Krankheits"-Verlusten auf die Kopfzahl der auf dem Kriegsschauplatze verwendeten Truppen,

bei den „Gesamt"-Verlusten einmal auf die Teilnehmer an Schlachten und Gefechten, und dann auf die für den Krieg mobilgemachte Armee.

Die betreffenden Zahlen sind:

| | Russen | Japaner | Deutsche |
|---|---|---|---|
| 1. Teilnehmer an Schlachten und Gefechten . | 590 000*) | 540 000 | 650 000*) |
| 2. Auf dem Kriegsschauplatze verwendete Truppen | 699 000*) | 650 000 | 815 000*) |
| 3. Die für den Krieg mobilgemachte Armee . | 1 365 000 | 1 200 000 | 1 146 000 |

Durchaus einwandfreies statistisches Material über den Ostasiatischen Krieg ist bisher nur spärlich vorhanden. Oft gilt es, Widersprüche aufzuklären. Es sind deshalb die Quellen angegeben worden, aus denen die Zahlen geschöpft wurden. Berechnungsunterlagen.

*) Offiziell bekannt gegebene Durchschnittszahlen.

Daß ſich noch erhebliche, das Geſamtbild ändernde Abweichungen ergeben ſollten, iſt unwahrſcheinlich.

Den Angaben über die ruſſiſche Feldarmee liegt ein amtlicher Sanitätsbericht zugrunde; über die Verluſte in Port Arthur gaben Veröffentlichungen der Nikolaus-Generalſtabs-Akademie*) Aufſchluß.

Der Sanitätsbericht hat wohl nur einen proviſoriſchen Charakter. Zu erwarten bleibt, daß ihn im Laufe der Zeit eine noch eingehendere Arbeit erſetzen wird. Sind doch die zur Behandlung kommenden Fragen für die Kriegswiſſenſchaft von hoher Wichtigkeit.

Für die Verhältniſſe auf ruſſiſcher Seite gab ferner eine Schrift des deutſchen Oberſtabsarztes Dr. Schaefer, der den Krieg mitmachte, wertvolle Aufſchlüſſe.**)

Die Geſamtzahl der Teilnehmer an Schlachten und Gefechten ſowie der auf dem Kriegsſchauplatze verwendeten Truppen wurde aus Verluſtprozenten errechnet, die der japaniſche Generalſtabsarzt der Armee Koike amtlich bekannt gegeben hat. Über die Stärke der mobilen Armee äußerte ſich der Kriegsminiſter Terauchi.

Als auf dem Schlachtfelde gefallen oder an ihren Wunden geſtorben ſind auf Gedächtnistafeln im Tempel von Schokanſcha in Japan 58 900 Krieger verzeichnet. Die Zahl der vor Port Arthur Gefallenen oder an Wunden Geſtorbenen gibt die franzöſiſche militärärztliche Zeitſchrift „Le Caducée"***) auf 14 700 Mann an, mithin bleiben für die Feldarmee 44 200 Mann übrig.

Als vor Port Arthur verwundet bezeichnet „Le Caducée" 36 900 Mann.

Die übrigen in den Tabellen enthaltenen Angaben ſind größtenteils Berichten von Kriegsteilnehmern entnommen.

Die von den Japanern veröffentlichten Daten über Einzelverluſte und Gefechtsſtärken weiſen erhebliche Unterſchiede auf. Während des Krieges trat das Beſtreben hervor, die Verluſte möglichſt gering erſcheinen zu laſſen.

Für die deutſchen Heere 1870/71 bietet der amtliche Sanitätsbericht, die Frucht einer langjährigen gewiſſenhaften Arbeit, die durchaus einwandfreie Quelle.

Allgemein iſt zur Art der Berechnung noch folgendes zu bemerken:

*) Danach betrug die Beſatzung zu Beginn der Belagerung 37 000 Mann (ohne Marinemannſchaften). Es ſind gefallen: 9100 Mann (davon ſind 4500 Vermißte, die als gefallen anzunehmen ſind); es wurden verwundet: 19 100 Mann; es ſtarben an Wunden: 1300 Mann, an Krankheiten: 1900 Mann; bei der Übergabe waren noch kampffähig: 13 000 Mann; bei der Übergabe waren in Lazaretten: 11 700 Mann; während der Belagerung waren in Lazarettpflege 10 400 Mann. Sehr viele Leute wurden mehrmals verwundet.

Während des Drucks ſind im Gerichtsverfahren gegen den General Stöſſel weitere Zahlen bekannt geworden, die von den obigen jedoch nur unerheblich abweichen.

**) „Über die Wirkung der japaniſchen Kriegswaffen im Mandſchuriſchen Kriege".

***) Leider ſind die Quellen, aus denen „Le Caducée" ſchöpfte, nicht genannt. Die Zahlen ſtimmen im großen und ganzen mit den anderweitig angegebenen überein und ſind jedenfalls nicht zu hoch gegriffen.

Auch dort, wo es sich nur um die Verluste der Feldarmee handelt, mußten als Grundlage für die Prozentberechnung die gesamten Teilnehmer an Schlachten, Gefechten und Belagerungen eingesetzt werden, da nach dem deutschen Sanitätsbericht im Kriege 1870/71 durchschnittlich jeder Mann an einer Belagerung teilgenommen hat. Da diese Berechnungsart aber bei allen drei Heeren durchgeführt ist, werden die Ergebnisse in ihren Verhältnissen zueinander nicht beeinflußt.

Vermißte erscheinen nur in der Tabelle III. Sie konnten sonst nicht berücksichtigt werden, da bei ihnen die Verhältniszahl zwischen Toten und Verwundeten nicht festzustellen war.

Die Gefangenen sind vollständig außer Betracht geblieben.

Als Kranke sind lediglich Leute aufgeführt, die in Lazarettbehandlung waren, nicht aber diejenigen, die bei der Truppe verblieben.

An Wunden gestorben sind bei der russischen Feldarmee 3900 und in Port Arthur 1300 Mann. Bei den Japanern und Deutschen steht die Gesamtzahl der Verwundeten, die Zahl der während der Belagerungen Verwundeten und der Prozentsatz der von der Gesamtzahl an Wunden Gestorbenen fest. Dieser Prozentsatz ist auch auf die Belagerungen übernommen worden.

Die Verluste bei Mukden und Liau yang (Tabelle IV) sind der russischen Zeitschrift „Wajenny Sbornik" sowie der Veröffentlichung des Oberstabsarztes Dr. Schaefer entnommen.

Von japanischer Seite fehlen bisher Nachrichten über die Verteilung des Gesamtverlustes auf die einzelnen Waffengattungen.

Das Verhältnis der Verwundungen durch Schuß- und blanke Waffen ist bei Russen und Deutschen amtlich angegeben worden. Bei den Japanern haben sich Ärzte auf dem Kriegsschauplatze darüber geäußert.

---

Die „blutigen" Verluste im Kriege 1904/05 zeigen eine erhebliche Steigerung gegenüber denen des Jahres 1870/71. Im Feldkriege stellt sich das Verhältnis der deutschen Verlustprozente zu den russischen, wie 1 : 1,6, zu den japanischen wie 1 : 2,1; im Feld- und Festungskriege zusammen wie 1 : 1,6 und wie 1 : 2,3.*)

Worauf ist dies zurückzuführen?

Als Faktoren, die auf die Höhe der Verlustprozente einwirken, kommen hauptsächlich die Zahl und Dauer der Verlustgelegenheiten und die Waffenwirkung in Betracht.

*) Tabelle I C.

a) Feldkrieg. Als Verlustgelegenheiten im Feldkriege stehen sich gegenüber:

| | große Schlachten | mit Schlachttagen | Gefechte größere | Gefechte kleinere |
|---|---|---|---|---|
| | | | (nach Tagen | berechnet) |
| 1904/05 . . | 4 | 40 | 6*) | 37**) |
| 1870/71 . . | 18 | 27 | 5***) | 228†) |

Der Ostasiatische Krieg weist also 13 Schlachttage und einen größeren Gefechtstag mehr, dagegen 191 kleinere Gefechtstage weniger auf als der Feldzug 1870/71.

Betrachtet man zunächst die Schlachtverluste, so ergibt sich folgendes Bild:

| | Russen | Japaner | Deutsche |
|---|---|---|---|
| Gesamtverlust††) . . . . . . . . . | 130 500 | 146 200 | 82 500 |
| Durchschnittsverlust an jedem einzelnen Schlachttage . . . . . . . . . | 3 262 | 3 650 | 3 055. |

Verrechnet man diese Zahlen auf die Summe der Streiter in den einzelnen Schlachten, so ergibt sich

als Durchschnittsverlust in der einzelnen Schlacht:

für die Russen . . 16,7 %,
„ „ Japaner . . 20,4 %,
„ „ Deutschen . . 7,0 %,

als Durchschnittsverlust am einzelnen Schlachttage:

für die Russen . . 1,7 %,
„ „ Japaner . . 2,0 %,
„ „ Deutschen . . 4,7 %.

Demnach hat der Schlachttag im Ostasiatischen Kriege prozentual sehr viel weniger Opfer gefordert als im Jahre 1870/71. Trotzdem sind die Schlachten erheblich blutiger gewesen und zwar anscheinend infolge ihrer langen Dauer.

Betrachtet man dieses Ergebnis genauer, so zeigt sich aber, daß der errechnete Tagesverlust nur für die Schlachten des Jahres 1870/71 von Wert sein kann. Bei ihnen deckte er sich annähernd mit dem Verlust der einzelnen Schlacht, da die Entscheidung meist an einem Tage erkämpft wurde. In der Mandschurei haben sich

*) Ya lu, Kin tschou, Wa fan gou (mit zusammen sechstägiger Dauer).

**) Laut „Jahrbuch der St. Petersburger Zeitung 1906".

***) Weißenburg, Orleans, Coulmiers, Azay-Mazange, Villersexel.

†) Nach dem „Gefechtskalender des deutsch-französischen Krieges 1870/71", herausgegeben vom Großen Generalstabe.

††) Bei den Deutschen ist die Zahl aus amtlichem statistischem Material, bei den Russen durch Vergleich aller bekannt gewordenen Angaben ziemlich einwandfrei festgestellt worden. Die Verlustzahl 146 200 bei den Japanern gründet sich auf die höchsten von ihnen bekannt gegebenen Zahlen. Bei der Einstellung der niedrigsten Angaben verringert sich die Prozentzahl ihres Durchschnittsverlustes in der einzelnen Schlacht um 0,3 %.

nach vielen übereinstimmenden Nachrichten die Verluste ganz ungleichmäßig auf die einzelnen Schlachttage und Stunden verteilt. Es kamen solche mit sehr geringen Verlusten vor und solche, an denen sie sich häuften. Ein Beispiel hierfür gibt die Verlustliste der Infanterie-Regimenter der japanischen 5. Division in der Schlacht bei Mukden.

Ob nun in Höhepunkten des Gefechtes, besonders auf nahen Entfernungen oder beim Sturme, Verluste eintraten, die den Tagesdurchschnitt der Deutschen 1870/71 von 4,7 % erreichten oder übertrafen, läßt sich im allgemeinen zahlenmäßig nicht feststellen. Daß es der Fall gewesen sein muß, läßt jedoch die hohe Zahl größerer Verbände mit starken Durchschnittstagesverlusten vermuten.*) Bewiesen ist es im einzelnen bei der japanischen 5. Division. Sie verlor bei ihrer Infanterie allein an zwei Tagen wesentlich mehr als den deutschen Durchschnittsverlust und an zwei weiteren Tagen das Vierfache desselben.

Man ist somit wohl allgemein zu der Annahme berechtigt, daß die Schlachten des Ostasiatischen Krieges nicht allein infolge ihrer längeren Dauer, sondern auch infolge der erhöhten Waffenwirkung blutiger waren, als diejenigen früherer Kriege. Und schließlich ist letztere ja auch die Veranlassung für die lange Dauer moderner Schlachten. Der Verteidiger sucht sich ihr durch Anlage von befestigten Stellungen zu entziehen, der Angreifer scheut ihretwegen das schnelle, ungedeckte Vorgehen.

Die Statistik früherer Kriege schien zu beweisen, daß die Vervollkommnung der Waffen nicht eine Vergrößerung, sondern eine Verringerung der Verluste herbeiführe, da die Entscheidungen auf immer größeren Entfernungen ausgefochten wurden. Im Ostasiatischen Kriege war dies nicht der Fall und zwar zunächst aus dem Grunde, weil ein gegen Verluste ungemein unempfindlicher Angreifer gegen einen sehr standhaften Verteidiger focht, und weil sich infolgedessen die entscheidenden Kämpfe oft wieder auf näheren Entfernungen abspielten. Ferner bildeten Stellungskämpfe die Regel, während noch 1870/71 der Bewegungskrieg vorgeherrscht hatte.

Über die Verluste in den größeren und kleineren Gefechten des Ostasiatischen Krieges liegen Einzelangaben nur so spärlich vor, daß es unmöglich erscheint, Folgerungen daran zu knüpfen. Ausschlaggebend für solche bleiben ohnehin die Schlachtverluste, die den bei weitem größten Teil des Gesamtverlustes ausmachen.

Die Erfahrung, daß der Angreifer größere Verluste erleidet, als der Verteidiger, wurde bestätigt. An Gefallenen haben die Japaner fast doppelt so viel verloren, als die Russen.

Das Verhältnis der drei kämpfenden Heere in bezug auf Gefallene und Verwundete im Feldkriege zeigt die nachstehende Übersicht:

*) Tabelle IV D.

1. Gefallen:

Deutsche — Russen — Japaner = 1 : 1,9 : 3,3.

2. Verwundet:

Deutsche — Russen — Japaner = 1 : 1,4 : 1,6.

b) Festungskrieg. Die 16 Belagerungen mit 778 Einschließungs- und Belagerungstagen des Feldzuges 1870/71 lassen sich mit der 159 Tage dauernden Belagerung Port Arthurs überhaupt kaum vergleichen.

Die Verluste betrugen:

| | | |
|---|---|---|
| bei den belagerten Russen | 28 200 | Mann, |
| " " belagernden Japanern | 49 400 | " |
| " " " Deutschen | 20 900 | " |

Tabelle I B. An ihren Wunden starben im Verhältnis 3 Deutsche zu 2 Japanern und 1 Russen. Damit wird nicht nur der modernen Wundbehandlung, sondern auch der humaneren Wirkung des kleinkalibrigen Vollmantelgeschosses mit stark erhöhter Anfangsgeschwindigkeit ein glänzendes Zeugnis ausgestellt. Wie schon im Burenkriege zeigte es sich, daß auf den mittleren Entfernungen nur Kopf- und Herzschüsse sicher, selbst Rückenmark- und Bauchhöhlenschüsse aber nicht immer tödlich verlaufen.

Auf nahen Entfernungen, wo die Infanterie-Geschosse infolge ihrer großen Anfangsgeschwindigkeit zertrümmernde Wirkungen ausüben, waren dagegen die Verwundungen sehr schwer. Hier hatten die Japaner besonders hohe Verluste.

Was die Fürsorge für die Schwerverwundeten betrifft, so waren bei den Stellungskämpfen die Verhältnisse hinter der Front bei beiden Gegnern wohl annähernd gleich. In Betracht kommt vielleicht, daß die schwerverwundeten Russen, die in der Regel sofort von Kameraden aus der Gefechtslinie herausgetragen wurden, schneller in ärztliche Behandlung kamen und daher häufiger am Leben erhalten werden konnten, als die Japaner, die nur durch Sanitätspersonal geborgen wurden.

Tabelle I C. Tabelle I C gibt die Summe der Gefallenen und an Wunden Gestorbenen.

Da hierbei die große Zahl der an Wunden gestorbenen Deutschen ausgleichend wirkt, so zeigt sich, daß im Feldkriege nur 0,8% mehr Russen umgekommen sind als Deutsche. Bei den Japanern ist die Zahl der Gefallenen und an Wunden Gestorbenen an sich so hoch, daß auch ihre Summe über doppelt so groß ist als bei Deutschen und Russen.

Werden die Verluste des Festungskrieges hinzugerechnet, so verschiebt sich das Verhältnis wieder zugunsten der Deutschen, da Port Arthur erheblich größere Verluste forderte, als alle deutschen Belagerungen zusammen. Die Russen haben dann 1,3, die Japaner 2,5 mal stärkere Verluste als die Deutschen.

Während 1870/71 durchschnittlich auf 6 Verwundete 1 auf dem Schlachtfelde Gefallener kam, stellte sich 1904/05 das Verhältnis bei den Russen auf 5:1, bei den Japanern auf 4:1. Die Verluste bei Belagerungen sind hierbei eingeschlossen. Tabelle I D.

Mithin hat es 1904/05 im Verhältnis zu den Verwundeten mehr Tote gegeben als 1870/71. Wiederum tritt die erhöhte Waffenwirkung auf nahen Entfernungen in die Erscheinung.

Das Verhältnis der Mannschaftsverluste zu denen an Offizieren*) stellte sich Tabelle I E.

bei den Russen . . . . . wie 1:1,8,
" " Japanern . . . . . . " 1:1,9,
" " Deutschen . . . . . " 1:1,5.

Alle drei Heere haben also verhältnismäßig mehr Offiziere als Mannschaften verloren.

Es sind kampfunfähig geworden
bei den Russen etwa die Hälfte . . . . (44,7%),
" " Japanern " zwei Drittel . . . (65,5%),
" " Deutschen über ein Viertel . . . . (26,2%)
sämtlicher Offiziere.

Da bei den Deutschen jedoch nur Offiziere in Anrechnung gebracht sind, bei den Russern und Japanern auch Offizier-Diensttuer, deren Zahl genau nicht festzustellen ist, mögen sich die Unterschiede in Wirklichkeit mehr ausgleichen.

In Lazarettbehandlung wegen Krankheit sind bei den Deutschen 59, bei den Japanern 51,4 und bei den Russen 51,3% aller auf dem Kriegsschauplatz verwendeten Streiter gewesen. Ein großer Teil ist außerdem vorübergehend bei der Truppe ärztlich behandelt worden. Tabelle II A.

Heereskrankheiten sind bei allen drei Armeen aufgetreten. Im Kriege 1870/71 wurden 73 400 Deutsche, 1904/05 über 30 000 Russen an typhösen Erkrankungen behandelt; außerdem sind bei den Deutschen 38 600, bei den Russen rund 30 000 Fälle von Ruhr zu verzeichnen gewesen. Die Japaner hatten große Verluste durch Beri-Beri.

Die hygienischen Verhältnisse waren 1904/05 im allgemeinen günstiger als 1870/71. Bei den Japanern ließ zwar die Ernährung insofern zu wünschen übrig, als anfangs die ganze Tagesportion an Reis, oft auch für mehrere Tage im voraus, auf einmal gekocht und dann aufgewärmt verzehrt wurde. Wahrscheinlich begünstigte dies das ungemein starke Auftreten von Beri-Beri, da sich in dem erkalteten Reis Eiweißgifte bilden. Später wurde daher auch der Reis vor jeder Mahlzeit frisch gekocht.

Die Hauptgefahr für Heere, die Trinkwasser-Infektion, wurde dagegen von

*) Quellen: „Der Invalide", „Le Caducée" und deutscher Sanitätsbericht.

beiden teetrinkenden Nationen ziemlich vermieden. Auch die Bekleidung war zweckentsprechend und die Verpflegung auf russischer Seite durch Feldküchen gut.

Die klimatischen Verhältnisse waren, abgesehen von kurzen Regenperioden, infolge der reinen Luft, der reichlichen Besonnung und des Fehlens von tropischen Krankheiten günstig.

Tabelle II B. Das Verhältnis der an Krankheiten Gestorbenen stellte sich, auf die auf dem Kriegsschauplatze verwendeten Truppen berechnet:

Russen — Deutsche — Japaner = 1 : 1,4 : 3,2.

Daß 1870/71 mehr Deutsche an Krankheiten starben als 1904/05 Russen, wird auf die geringere Entwickelung der damaligen ärztlichen Kunst zurückgeführt werden müssen.

Mehr noch als die Krankheits- stand aber 1870/71 die Wund-Behandlung gegen heute zurück, wie nachfolgende Übersicht zeigen soll.

Das Verhältnis der in den drei Heeren Gestorbenen ist

a) auf die Kranken berechnet:

Russen — Japaner — Deutsche = 2,6 : 8,1 : 3,1,

b) auf die Verwundeten berechnet:

Russen — Japaner — Deutsche = 3,2 : 6,8 : 11,0.

Glänzende Fortschritte der Chirurgie sind mithin unbedingt bewiesen.

Tabelle II C. Während in früheren Feldzügen die Todesfälle durch Krankheiten die durch Wunden weit übertrafen, sind 1870/71 und 1904/05 doppelt soviel Deutsche und Japaner, sowie fast viermal soviel Russen, infolge von Verwundungen umgekommen als durch Krankheiten.

Besonders auffallend ist der Unterschied bei den Russen. Er ist auf ihre geringen Krankheits- und verhältnismäßig starken „blutigen“ Verluste zurückzuführen.

Es ist anzunehmen, daß sich mit den Fortschritten der Heereshygiene die Krankheitsverluste künftiger Kriege noch mehr herabmindern lassen werden. Am wichtigsten ist die Abwehr von Seuchen.

Tabelle III stellt die Summe aller Verluste in verschiedener Gruppierung zusammen.

Tabelle III A. Es erscheinen nunmehr auch die bisher noch nicht erwähnten „Vermißten“. Sie zählten im Feldkriege:

| | | |
|---|---|---|
| bei den Russen . . . . | 38 000 | Mann, |
| „ „ Japanern . . . | 5 000 | „ , |
| „ „ Deutschen . . . | 10 000 | „ , |

im Feld- und Festungskriege zusammen:

| | | |
|---|---|---|
| bei den Russen . . . . | 38 000 | Mann,*) |
| „ „ Japanern . . . | 6 700 | „ , |
| „ „ Deutschen . . . | 12 800 | „ . |

*) 4500 Vermißte in Port Arthur sind als Gefallene verrechnet. (Anm. *) auf Seite 160.)

Die Summe der Gefallenen und Verwundeten auf die Teilnehmerzahl an Schlachten und Gefechten prozentual berechnet, beträgt:

| | im Feldkriege | | | mit Belagerungen | | |
|---|---|---|---|---|---|---|
| | Russen | Japaner | Deutsche | Russen | Japaner | Deutsche |
| | 24 | 31,7 | 14,8 | 29 | 40,9 | 18 % |
| | mit Einrechnung der Vermißten: | | | | | |
| | 30,6 | 32,7 | 16,3 | 35,3 | 42,1 | 20 % |
| mithin mehr: | 6,6 | 1 | 1,5 | 6,3 | 1,2 | 2 %. |

Am höchsten ist danach der Prozentsatz der Vermißten bei den Russen. Bei ihren Rückzügen ist eben eine große Anzahl von Leuten abhanden gekommen, über deren Schicksal nichts mehr verlautete. Die Japaner, als Sieger, hatten naturgemäß sehr viel weniger Vermißte.

Berechnet man die Gefallenen, Verwundeten und Vermißten auf die für den Krieg mobilgemachte Armee, so gleichen sich die Unterschiede im allgemeinen mehr aus.

Beim Vergleich aller während des Krieges Gefallenen und Gestorbenen der auf dem Kriegsschauplatze verwendeten Truppen ist Japan prozentual mehr als doppelt so hoch belastet als die beiden anderen Heere. Rußland übertrifft Deutschland um etwa 1%. Tabelle III B.

Zählt man Kranke, Vermißte und Gestorbene zusammen und verrechnet man den so erhaltenen Gesamtverlust auf die für den Krieg mobilgemachte Armee, so ergibt sich folgender Vergleich: Tabelle III C.

1. Im Feldkriege
   Deutsche — Russen — Japaner = 1 : 1,7 : 1,8;
2. einschließlich der Belagerungen
   Deutsche — Russen — Japaner = 1 : 1,5 : 1,8.

Immer übertrifft der japanische Verlust den der Russen und Deutschen sehr erheblich.

Von einzelnen Schlachten sind St. Privat mit Liau yang und Mars la Tour mit Mukden verglichen worden, weil dort die deutschen und russischen Armeen die höchsten Verlustprozente in beiden Kriegen gehabt haben. Über die japanischen Verluste bei Mukden fehlen zuverlässige Angaben. Tabelle IV A.

Die Verlustprozente von St. Privat und Liau yang beweisen wiederum, daß Angreifer und Verteidiger 1904/05 bedeutend mehr Einbuße erlitten, als 1870/71.

Die Gegenüberstellung von Mars la Tour und Mukden zeigt, daß die Verlustprozente der Deutschen 1870/71 an einem Nachmittage größer waren als die der Russen 1904/05 in 10 Tagen.

IV B. Klarer tritt dieses Ergebnis noch hervor in Tabelle IV B.

Die ungleichmäßige Verteilung der Verluste auf Schlachttage und Stunden wurde bereits auf Seite 162 und 163 besprochen.

IV C. Es ist dann eine Reihe besonders hoher Schlachtverluste zusammengestellt worden.

Einen ganz aus dem gewöhnlichen Rahmen herausfallenden, auf 90 % angegebenen Höchstverlust weist die japanische Brigade Nambu in der Schlacht bei Mukden auf. Sie machte im Morgengrauen des 7. März 1905 einen Angriff über die freie Ebene gegen eine befestigte russische Stellung, drang in sie ein, wurde aber im Laufe des Tages durch eine sehr starke Übermacht von allen Seiten angegriffen und vernichtet, da sie sich zum Rückzug nicht entschließen wollte.

Wie die Tabelle zeigt, sind die russischen und japanischen Gesamt-Schlachtverluste bei einzelnen Truppen und größeren Verbänden fast sämtlich höher als die entsprechenden deutschen. Auffallend ist namentlich die große Zahl von Divisionen, deren Verlust 25 % überstiegen hat.

Die früher*) ausgesprochene Ansicht, daß größere Verbände einen Verlust von mehr als 25 % nur ausnahmsweise ertragen können, scheint daher widerlegt zu sein. Sie hatte aber überhaupt wohl nur Gültigkeit auf Verluste an einem Schlachttage und rechnete nicht mit vieltägigen Kämpfen.

Ein Angriff, der noch 1870/71 in wenigen Stunden durchgeführt wurde, zerfiel 1904/05 in eine Reihe von Gefechtshandlungen einzelner Tage. Es kam vor, daß die Verlustgrenze von 25 % schon auf den weiten Entfernungen erreicht wurde und das Fortschreiten des Angriffs unterbrach, bis Verstärkungen von rückwärtsher ihn wieder vortrugen. Ein größerer Kräfteeinsatz als früher war erforderlich, um denselben Gefechtszweck zu erreichen. Die Summe aller Tagesverluste ergab dann erst die hohen Verlustzahlen ganzer Verbände.

IV D. Auch die bisher bekannt gewordenen besonders hohen Tagesverluste sind, wie Tabelle IV D zeigt, im Mandschurischen Kriege geringer als 1870/71 gewesen.

Es wird hieraus die Lehre zu ziehen sein, daß die von allen Kriegsteilnehmern betonten hohen Anforderungen an die Nervenkraft der Kämpfenden in erster Linie auf die lange Dauer moderner Schlachten zurückzuführen sind. Als weitere Faktoren werden von ärztlicher Seite die Verwendung des rauchlosen Pulvers, also die Unsichtbarkeit des Gegners, sowie die stärkere Explosivwirkung der Artillerie-Geschosse bezeichnet. Auch ist zu beachten, daß in der Mandschurei die gleichen Truppen an allen größeren Kämpfen teilnahmen und daß in den mehrtägigen Schlachten einzelne Verbände fast ununterbrochen den Eindrücken des Kampfes ausgesetzt waren.

Als Beispiel hierfür sei auf die Verlustliste der Infanterie-Regimenter der japanischen 5. Division bei Mukden und besonders auf Regiment Nr. 41 verwiesen.**)

*) Berndt, „Die Zahl im Kriege".

**) Anlage 3.

Das Verhältnis der Verwundungen durch blanke Waffen zu denen durch Schußwaffen war bei den Deutſchen 0,6 : 99,4, bei den Ruſſen 1,7 : 98,3 und bei den Japanern 3 : 97. Bei den Belagerern vor Port Arthur betrug es 10 : 90, für die Belagerten fehlt die entſprechende Angabe.

Nach der Häufigkeit der Bajonettkämpfe, von denen berichtet wurde, hätte man eine noch größere Zunahme der Verwundungen durch blanke Waffen erwarten können. Freilich fielen Kavallerieattacken im Oſtaſiatiſchen Kriege und damit Verletzungen durch Säbel und Lanze, die 1870/71 unter den blanken Waffen die erſte Stelle einnahmen, faſt ganz aus.*)

Im einzelnen verſchob ſich das Verhältnis naturgemäß da zugunſten der blanken Waffen, wo das Bajonett eine beſondere Rolle ſpielte. So hatte die Zweite japaniſche Armee infolge der vielen Nachtgefechte in der Schlacht am Scha ho unter 100 Verwundungen:

7 durch blanke Waffen,
83 „ Gewehrfeuer
und 10 „ Geſchützfeuer.

Bei derſelben Armee blieb dagegen das Verhältnis der Verwundungen durch blanke Waffen und Schußwaffen in der Schlacht bei Liau yang mit 0,7 zu 99,3 % erheblich hinter dem Durchſchnitt zurück und auf annähernd der gleichen Höhe wie 1870/71 bei den Deutſchen.

Auffallend iſt, daß die nach allen bisherigen Schilderungen den Ruſſen im Bajonettkampf überlegenen Japaner in ihm faſt doppelt ſo große Verluſte gehabt haben ſollen, als ihre Gegner.

Die Zahl der Verwundungen durch Artilleriefeuer hat ſich gegen 1870/71 um etwa 50 % erhöht. Freilich umfaßt dieſe Feſtſtellung nicht die ganze ruſſiſche und japaniſche Armee, ſie ſtützt ſich vielmehr nur auf örtlich beſchränkte Beobachtungen von Ärzten, die auf dem Kriegsſchauplatz tätig waren.

Im einzelnen iſt bekannt geworden, daß bei der Zweiten japaniſchen Armee die Verwundungen durch Artilleriefeuer bei Liau yang 8 % und am Scha ho 8,6 % betrugen gegen 91,4*) und 82,2 %**) durch Gewehrfeuer, daß das I. Bataillon des japaniſchen 4. Garde-Regiments in der Schlacht am Scha ho an einem Tage 28 % ſeiner Verluſte dem Artilleriefeuer zuſchrieb. Dies iſt der höchſte, bekannt gewordene Einzelverluſt.

Im übrigen muß in Betracht gezogen werden, daß bei Gefallenen die Todesurſache meiſt nicht feſtgeſtellt wird, erfahrungsmäßig aber das Artilleriefeuer beſonders

*) 0,6 bzw. 9,2 % entfielen auf Verwundungen durch blanke Waffen oder Verletzungen durch Sturz u. ſ. w. bei den Nachtgefechten.

**) Weder aus ruſſiſchen noch aus japaniſchen Quellen geht mit Sicherheit hervor, ob 1904/05 die Verletzungen durch Handgranaten und Steinwürfe unter den Verwundungen durch Schußwaffen aufgeführt ſind.

viele tödliche Verwundungen verursacht. Doch wird die Bewertung des Infanteriefeuers als überwiegender Faktor aller Verluste hierdurch nicht erschüttert werden können.

G. Für die Verteilung der Verluste auf die verschiedenen Waffengattungen liegen Angaben, die das ganze Heer umfassen, für die Russen und Deutschen vor. Bei den Japanern sind die betreffenden Zahlen nur für die Zweite Armee bei Wa fan gou und Mukden bekannt geworden.*)

Ohne weiteres ist zu ersehen, daß immer die Infanterie ganz unverhältnismäßig die Hauptlast des Kampfes zu tragen hatte. Auch kann es nicht wundernehmen, daß sie 1904/05 gegenüber den anderen Waffen noch größere Verluste hatte als 1870/71. Ist doch die Kavallerie, die in Frankreich, wenn auch selten, als Schlachtenreiterei eingesetzt wurde, in der Mandschurei als solche ausgeschaltet gewesen; hat doch die Artillerie, die 1870/71 das Vorgehen der Infanterie begleitete, im letzten Teil des Ostasiatischen Krieges fast nur noch verdeckte Stellungen gewählt, weit entfernt vom Feinde.

Unter 100 Gefallenen und Verwundeten befanden sich:

| | | |
|---|---|---|
| bei den Russen . . . . . . . . . . . | 3 | Artilleristen, |
| = der Zweiten japanischen Armee . . . | 4 | = . |

Das zahlenmäßige Verhältnis der fechtenden Truppen aller drei Hauptwaffen war

| | Kavallerie | | Artillerie | | Infanterie |
|---|---|---|---|---|---|
| bei den Russen . . . . . . . | 1 | : | 1,6 | : | 14,5 |
| „ der Zweiten japanischen Armee | 1 | : | 2,4 | : | 24 |

H. Bringt man mit diesem Verhältnis der Waffengattungen das der Verluste in Einklang, so ergibt sich, daß die Artillerie 1904/05 bei den Russen den neunten und bei der Zweiten japanischen Armee den zehnten Teil der Infanterieverluste haben mußte, statt dessen aber nur den 31. bezw. 23. Teil derselben hatte.

Diese Feststellung unterstützt nicht die vielfach verfochtene Ansicht, daß die Artillerie in Zukunft nur noch aus verdeckten Stellungen feuern könne.

Im Kriege 1904/05 sind bekanntlich die Russen erst nach den Verlusten, die ihre Artillerie am Ya lu und bei Wa fan gou bei direktem Schießverfahren erlitt, zu verdeckten Stellungen übergegangen. Die Japaner sind ihnen dann gefolgt.

Nun ist aber berichtet worden, daß die gute Artilleriewirkung der Japaner am Ya lu und bei Wa fan gou auf ihre große zahlenmäßige Überlegenheit und ferner darauf zurückzuführen war, daß die ungepanzerten russischen Batterien in weithin sichtbaren Erddeckungen standen. Aus den unter solchen Umständen erlittenen Verlusten folgern zu wollen, daß in Zukunft auch gepanzerte Batterien grundsätzlich nur

*) Anlage 3.

noch verdeckt schießen dürften, erscheint unberechtigt und für Gefechte, die auf eine schnelle Entscheidung hindrängen, unangebracht. Eine jede Gefechtslage wird auch in bezug auf Artillerie-Verwendung ihre besonderen Anforderungen stellen.

---

Im ganzen läßt die Verluststatistik des russisch-japanischen Krieges die großen Fortschritte erkennen, die das Kriegssanitätswesen und die Heereshygiene seit 1870/71 gemacht haben. Die Lehre der bisherigen Verluststatistik, daß moderne Kriege weniger blutig verlaufen würden, als frühere, hat sich nicht bestätigt. Dies ist darauf zurückzuführen, daß die Voraussetzungen, auf denen die Lehre beruhte, in der Mandschurei nicht zutrafen. An Stelle des Bewegungskrieges traten Kämpfe um Positionen. Die Hauptentscheidungen fielen nicht, wie vorausgesetzt worden war, schnell und auf weiten Entfernungen, sondern nach langanhaltendem Ringen meist nahe am Feinde. Die gegen früher gesteigerte Wirkung der modernen Waffen hatte weiten Spielraum sich zu betätigen. Und schließlich sei nochmals darauf hingewiesen, daß einem sehr standhaften Verteidiger ein gegen Verluste außerordentlich unempfindlicher Angreifer gegenüberstand.





Berlin, E. S. Mittler & Sohn, Königliche Hofbuchdruckerei.

| Truppenteil | Waffengattung | Tot | Verwundet | Summe | % des Gesamtverlustes |
|---|---|---|---|---|---|
| 8. Division | Infanterie | 1 515 | 3 938 | 5 453 | 89,6 |
| | Kavallerie | 1 | 8 | 9 | 0,1 |
| | Artillerie | 63 | 251 | 314 | 5,2 |
| | Ingenieure | 75 | 198 | 273 | 4,5 |
| | Sonstige Truppen | 1 | 36 | 37 | 0,6 |
| Summe | | 1 655 | 4 431 | 6 086 | |
| Gesamtsumme der aktiven Truppen | Infanterie | 4 862 | 11 545 | 16 407 | 93,3 |
| | Kavallerie | 3 | 24 | 27 | 0,2 |
| | Artillerie | 93 | 436 | 529 | 3,0 |
| | Ingenieure | 144 | 400 | 544 | 3,1 |
| | Sonstige Truppen | 4 | 71 | 75 | 0,4 |
| | | 5 106 | 12 476 | 17 582 | |
| Reservetruppen | Infanterie | 88 | 383 | 471 | 65,3 |
| | Kavallerie | 1 | 17 | 18 | 2,5 |
| | Artillerie | 24 | 205 | 229 | 31,8 |
| | Sonstige Truppen | — | 3 | 3 | 0,4 |
| Summe | | 113 | 608 | 721 | |
| Gesamtsumme der 2. Armee | Infanterie | 4 950 | 11 928 | 16 878 | 92,2 |
| | Kavallerie | 4 | 41 | 45 | 0,3 |
| | Artillerie | 117 | 641 | 758 | 4,1 |
| | Ingenieure | 144 | 400 | 544 | 3,0 |
| | Sonstige Truppen | 4 | 74 | 78 | 0,4 |
| | | 5 219 | 13 084 | 18 303 | |

## Verluste der Infanterie-Regimenter der japanischen 5. Division bei Mukden (1.—10. März 1905).

| Datum | J. R. 11 | | J. R. 41 | | J. R. 21 | | J. R. 42 | | 5. J. D. | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| | Mann | % | Mann | % | Mann | % | Mann | % | Mann | % |
| 1. März | 992 | 34,8 | 256 | 9,0 | 989 | 34,7 | 4 | — | 2241 | 19,7 |
| 2. „ | — | — | 230 | 8,0 | — | — | 39 | 1,4 | 269 | 2,9 |
| 3. „ | 1 | — | 53 | 2,2 | — | — | 61 | 2,3 | 115 | 1,3 |
| 4. „ | 5 | 0,3 | 49 | 2,1 | — | — | — | — | 54 | 0,6 |
| 5. „ | 472 | 25,0 | 37 | 1,6 | — | — | 1 | — | 510 | 5,8 |
| 6. „ | 86 | 6,2 | 161 | 7,2 | 86 | 4,6 | 353 | 13,0 | 686 | 8,3 |
| 7. „ | 19 | 1,5 | 31 | 1,5 | 1 | — | 49 | 2,0 | 100 | 1,3 |
| 8. „ | — | — | 10 | 0,5 | — | — | — | — | 10 | — |
| 9. „ | — | — | 130 | 6,4 | 208 | 11,7 | 1015 | 43,0 | 1353 | 18,2 |
| 10. „ | — | — | 3 | 0,2 | — | — | — | — | 3 | — |
| Summe | 1575 | — | 960 | — | 1284 | — | 1522 | — | 5341 | — |
| Tagesverlust % | 6,8 | | 3,9 | | 5,1 | | 6,2 | | 5,8 | |




Stanford University Libraries
3 6105 013 168 286

